

Heimatbuch des Landkreises St. Wendel

XIII. Ausgabe 1969/1970

HEIMATBUCH
DES LANDKREISES ST.WENDEL

XIII. AUSGABE 1969/1970

EIN VOLKSBUCH
FÜR HEIMAT- UND VOLKSKUNDE
NATURSCHUTZ
UND DENKMALSPFLEGE

Herausgegeben vom Landrat des Landkreises St.Wendel

Vorwort

Zum Jahresende wird uns eine neue Ausgabe des Heimatbuches vorgelegt. Es ist der 13. Band in ununterbrochener Folge.

Wiederum überraschen die Fülle des Stoffes und die Form der Darstellung. In bunter Folge wechseln Erzählung und Dokumentation. Sie vermitteln uns ein anschauliches Bild von dem Geschehen in unserer Heimat und zeigen manchmal Zusammenhänge auf, die selbst Kenner unserer Heimatgeschichte überraschen.

In die Freude über diese neue Ausgabe unseres Heimatbuches mischen sich aber auch Gefühle des Schmerzes und der Trauer. Der Tod hat die reichbegabte Kunstmalerin Mia Münster und die bekannten und anerkannten Heimatforscher Kurt Hoppstädter und Albert Zink aus unserer Mitte gerissen. Sie waren langjährige, treue und geschätzte Mitarbeiter unseres Heimatbuches. Ihr Tod hinterläßt eine schmerzliche Lücke. Wir gedenken ihrer mit diesem Buch in Freundschaft und Ehrfurcht.

St. Wendel, im Oktober 1970

Der Landrat
des Kreises St. Wendel

Z E Y E R

Schriftleitung: Hans Klaus Schmitt

Buchgestaltung und Druck: St. Wendeler Buchdruckerei und Verlag, St. Wendel

Für Form und Inhalt der einzelnen heimatkundlichen Beiträge sind die Verfasser selbst verantwortlich.

Nachdruck und Übersetzung, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet.

Das Heimatbuch enthält

Vorwort	<i>Landrat Werner Zeyer</i>	5
Der Mensch in der Geschichte	<i>Johann Gottfried Herder</i>	9
Frühling	<i>Jakob Kneip</i>	11
Keltische Grabfunde bei Mainzweiler	<i>Alois Litz</i>	12
Eine Wanderung auf der „Rennstraße“ von Ottweiler nach Tholey	<i>Dieter Bettinger</i>	15
Auf eines Berges Gipfel	<i>Ludwig Uhland</i>	21
Albert Zink † Nachruf		22
Ein königlicher Emigrant im Saarland	<i>Albert Zink †</i>	23
Vorfahre Churchills raubte Burghafer	<i>Albert Zink †</i>	25
Möcht' ich doch wohl besser sein	<i>Johann Wolfgang v. Goethe</i>	27
Bauchen und bleichen. Alte saarländische Wäschepflege	<i>Albert Zink †</i>	28
Das beste Werk auf Erden	<i>Friedrich Rückert</i>	29
Die Genoveva-Legende	<i>Karl Sieber</i>	30
Morgenritt	<i>Albert Walter Heymel</i>	36
Aus der Geschichte des Dorfes Primstal	<i>Kurt Hoppstädter †</i>	37
Helena Demuth aus St.Wendel	<i>Dr. Dr. Heinz Monz</i>	46
Alter	<i>Ferdinand von Saar</i>	54
Eine Kartenskizze des Peterberges aus dem 16. Jahrhundert	<i>Walter Petto</i>	55
Friede überm Land	<i>Jakob Kneip</i>	57
Die Familie d'Hame in St.Wendel	<i>Kurt Hoppstädter † und Hans Klaus Schmitt</i>	58
Takenplatten. Alte Eisenkunst ziert wieder unsere Häuser	<i>Antonius Jost</i>	63
Im September	<i>Theodor Fontane</i>	66
Kurt Hoppstädter † Nachruf		67
Das Hochgericht tagt	<i>Johann Engel</i>	68
Die Stadt St.Wendel stellt ihre Diener an	<i>Johann Engel</i>	72
Die Feldschützen und Schätzmänner im Amt St.Wendel werden verpflichtet	<i>Johann Engel</i>	74
Mir träumt', ich ruhte wieder	<i>Joseph von Eichendorff</i>	79
Rechtsverhältnisse in der Schultheißerei Konken im Jahre 1784	<i>Berthold Stoll</i>	80
Die Bewohner des Ostertales vor 360 Jahren	<i>Daniel Hinkelmann</i>	87
Die Vaterstadt	<i>Hans Maria Lux</i>	94

Pierre François Antoine Huber aus St. Wendel Ein französischer General aus der napoleo- nischen Zeit	<i>Hans Klaus Schmitt</i>	95
Der Pastellmaler Joseph Tosetti	<i>Hans Klaus Schmitt</i>	100
Eine kostbare St. Anna-Selbdritt-Gruppe in Güdesweiler	<i>Alois Litz</i>	105
Zwei Mundarttexte aus den 1840er Jahren	<i>Gerald Newton</i>	107
Mia Münster † Nachruf		110
Die St. Wendeler Marktordnung von 1786	<i>Hans Klaus Schmitt</i>	111
Conrad Seiler von Saal i. O. heiratet Anna Brumer aus St. Wendel	<i>Johann Engel</i>	114
Johannes Braun aus St. Wendel-Alsfassen Eine Priestergestalt am Lebensweg des Philosophen Peter Wust	<i>Hans Klaus Schmitt</i>	115
Madonna in der Dorfkirche zu Kastel		
Ich sehe dich in tausend Bildern	<i>Friedr. v. Hardenberg</i>	120
Ferien auf dem Bauernhof Der Johanneshof bei Oberkirchen	<i>Hans Klaus Schmitt</i>	121
Wir pflügen und wir streuen	<i>Matthias Claudius</i>	124
In Großmutter's Stübchen Schaumberger Mundart	<i>Nikolaus Schütz</i>	125
Wie hat das Gott so schön bedacht	<i>Volksweise</i>	127
Vor hundert Jahren: Kriegsgeschehen 1870 in unserer Heimat	<i>Nikolaus Schütz</i>	128
Ein untergegangener Handwerkszweig		132
Eine Polizeiordnung der Stadt und des Amtes St. Wendel, Kindtaufen und Hochzeiten betreffend, Anno 1608		133
Jägerruf und Blutgebell	<i>Georg Trakl</i>	135
Zahlensprache des „Hunnenrings“		136
Schreckenherrschaft am Schaumberg 1791/1792	<i>Nikolaus Schütz</i>	137
Bekanntmachung auf zwei Beinen Text und Zeichnung	<i>Bernadette Mac Nelly</i>	140
Der Vetter Spies. Erzählung	<i>Max Müller</i>	141
Die alten Dorfmütter	<i>Jakob Kneip</i>	144
Läute, mein Glöcklein, nur zu	<i>Rudolf Just</i>	146
Brautwerbung um Demuths Kathchen	<i>Hans Klaus Schmitt</i>	148
Ein moderner Scherenschleifer an der Eich in Oberthal	<i>Rudolf Just</i>	151
Kupfer-, Blei- und Silberbergbau im Amt Nohfelden	<i>Emil Ludwig Seibert</i>	154
Ein St. Wendeler Original: Krause Karl	<i>Hans Klaus Schmitt</i>	161
Die Schriften Max Müllers / Eine Bibliographie	<i>Hans Klaus Schmitt</i>	163

Der Mensch in der Geschichte

Geschichte ein natürlicher Kreislauf / Untergang des Guten

VON JOHANN GOTTFRIED HERDER (1744 – 1803)

Vorübergehend ist alles in der Geschichte; die Aufschrift ihres Tempels heißt: Nichtigkeit und Verwesung. Wir treten den Staub unsrer Vorfahren und wandeln auf dem eingesunkenen Schutt zerstörter Menschenverfassungen und Königreiche. Wie Schatten gingen uns Ägypten, Persien, Griechenland, Rom vorüber; wie Schatten steigen sie aus den Gräbern hervor und zeigen sich in der Geschichte. Und wenn irgend ein Staatsgebäude sich selbst überlebte; wer wünscht ihm nicht einen ruhigen Hingang? Wer fühlt nicht Schauer, wenn er im Kreise lebendig-wirkender Wesen auf Totengewölbe alter Einrichtungen stößt, die den Lebendigen Licht und Wohnung rauben? Und wie bald, wenn der Nachfolger diese Katakomben hinwegräumt, werden auch seine Einrichtungen dem Nachfolger gleiche Grabgewölbe dünken und von ihm unter die Erde gesandt werden.

Die Ursache dieser Vergänglichkeit aller irdischen Dinge liegt in ihrem Wesen, in dem Ort, den sie bewohnen, in dem ganzen Gesetz, das unsre Natur bindet. Der Leib der Menschen ist eine zerbrechliche, immer erneute Hülle, die endlich sich nicht mehr erneuen kann; ihr Geist aber wirkt auf Erden nur in und mit dem Leibe. Wir dünken uns selbständig und hängen von allem in der Natur ab; in eine Kette wandelbarer Dinge verflochten, müssen auch wir den Gesetzen ihres Kreislaufs folgen, die keine andern sind als Entstehen, Sein und Verschwinden. Ein loser Faden knüpft das Geschlecht der Menschen, der jeden Augenblick reißt, um von neuem geknüpft zu werden. Der kluggewordne Greis geht unter die Erde, damit sein Nachfolger ebenfalls wie ein Kind beginne, die Werke seines Vorgängers vielleicht als ein Tor zerstöre und dem Nachfolger dieselbe nichtige Mühe überlasse, mit der auch er sein Leben verzehrt. So ketten sich Tage: so ketten Geschlechter und Reiche sich aneinander. Die Sonne geht unter, damit Nacht werde und Menschen sich über eine neue Morgenröte freuen mögen. Und wenn bei diesem allen nur noch einiger Fortgang merklich wäre; wo zeigt dieser sich aber in der Geschichte? Allenthalben sieht man in ihr Zerstörung, ohne wahrzunehmen, daß das Erneute besser als das Zerstörte werde. Die Nationen blühen auf und ab; in eine abgeblühte Nation kommt keine junge, geschweige eine schönere Blüte wieder. Die Kultur rückt fort; sie wird aber damit nicht vollkommener: am neuen Ort werden neue Fähigkeiten entwickelt; die alten des alten Orts gingen unwiederbringlich unter. Waren die Römer weiser und glücklicher, als es die Griechen waren? und sind wir's mehr als beide?

Die Natur des Menschen bleibt immer dieselbe; im zehntausendsten Jahr der Welt wird er mit Leidenschaften geboren, wie er im zweiten derselben mit Leidenschaften geboren ward, und durchläuft den Gang seiner Torheiten zu einer späten, unvollkommenen, nutzlosen Weisheit. Wir gehen in einem Labyrinth umher, in welchem unser Leben nur eine Spanne abschneidet; daher es uns fast gleichgültig sein kann, ob der Irrweg Entwurf und Ausgang habe.

Trauriges Schicksal des Menschengeschlechts, das mit allen seinen Bemühungen an Ixions¹ Rad, an Sisyphus² Stein gefesselt und einem tantalischen Sehnen³ ver-

Bildernachweis:

Staatl. Konservatoramt, Saarbrücken: 13
Bettinger Dieter: 17, 18, 19, 20, 21;
Zink priv.: 22
Städelsches Kunstinstitut Frankfurt a. M.: 32
Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam: 47
Karl-Marx-Haus, Trier: 51
Aus Karte der Kreisplanungsstelle St. Wendel: 55
Karte des Peterberges / Staatsarchiv Koblenz: 56
Familie Hoppstädter priv.: 67
B. Krajewski, Neunkirchen: 65
Habedank, Dillingen: 65
Kupferstichcabinet der Nationalbibliothek Paris: 95
Franz von Rexroth, Schlangenbad/Taunus: 100 – beschädigte Bildvorlage –
Hans Klaus Schmitt: 94, 102, 118, 119
Städt. Archiv St. Wendel: 103, 110, 111, 134, 148, 161
Alois Litz: 14, 105, 120, 121, 122, 123
Weyand: 118 (Pfarrhaus in Wahlen)
Bernadette Mac Nelly: 132, 140
Hans Gillen: 136

Druckfehlerberichtigung:

Die Namensbezeichnung unter dem Bilde auf Seite 148 soll lauten: Karl Friedrich Wilhelm Sebaldt, Regierungspräsident von Trier (1846 – 1863).

dammt ist. Wir müssen wollen, wir müssen streben; ohne daß wir je die Frucht unsrer Mühe vollendet sähen oder aus der ganzen Geschichte ein Resultat menschlicher Bestrebungen lernten. Steht ein Volk allein da: so nutzt sich sein Gepräge unter der Hand der Zeit ab; kommt es mit andern ins Gedränge: so wird es in den schmelzenden Tiegel geworfen, in welchem sich die Gestalt desselben gleichfalls verliert. So bauen wir aufs Eis: so schreiben wir in die Welle des Meeres; die Welle verrauscht, das Eis zerschmilzt, und hin ist unser Palast wie unsre Gedanken.

Wozu also die unselige Mühe, die Gott dem Menschengeschlecht in seinem kurzen Leben zum Tagwerk gab? wozu die Last, unter der sich jeder zum Grabe hinarbeitet? Und niemand wurde gefragt, ob er sie über sich nehmen, ob er auf dieser Stelle, zu dieser Zeit, in diesem Kreise geboren sein wollte? Ja da das meiste Übel der Menschen von ihnen selbst, von ihrer schlechten Verfassung und Regierung, vom Trotz der Unterdrücker und von einer beinahe unvermeidlichen Schwachheit der Beherrscher und der Beherrschten herrührt; welches ein Schicksal war's, das den Menschen unter das Joch seines eignen Geschlechts, unter die schwache oder tolle Willkür seiner Brüder verkaufte? Man rechne die Zeitalter des Glücks und Unglücks der Völker, ihrer guten und bösen Regenten, ja auch bei den besten derselben die Summe ihrer Weisheit und Torheit, ihrer Vernunft und Leidenschaft zusammen: welche ungeheure Negative wird man zusammenzählen! Betrachte die Despoten Asiens, Afrikas, ja beinahe der ganzen Erdrunde: siehe jene Ungeheuer auf dem römischen Thron, unter denen Jahrhunderte hin eine Welt litt: zähle die Verwirrungen und Kriege, die Unterdrückungen und leidenschaftlichen Tumulte zusammen und bemerke überall den Ausgang. Ein Brutus sinkt, und Antonius triumphiert: Germanikus geht unter, und Tiberius, Caligula, Nero herrschen: Aristides wird verbannt: Konfuzius flieht umher: Sokrates, Phokion, Seneca sterben. Freilich ist hier allenthalben der Satz kenntlich: „was ist, das ist: was werden kann, wird: was untergehen kann, geht unter“; aber ein trauriges Anerkenntnis, das uns allenthalben nichts als den zweiten Satz predigt, daß auf unsrer Erde wilde Macht und ihre Schwester, die boshafte List, siege.

So zweifelt und verzweifelt der Mensch, allerdings nach vielen scheinbaren Erfahrungen der Geschichte, ja gewissermaßen hat diese traurige Klage die ganze Oberfläche der Weltbegebenheiten für sich; daher mir mehrere bekannt sind, die auf dem wüsten Ozean der Menschengeschichte den Gott zu verlieren glaubten, den sie auf dem festen Lande der Naturforschung in jedem Grashalm und Staubkorn mit Geistesaugen sahn und mit vollem Herzen verehrten. Im Tempel der Weltschöpfung erschien ihnen alles voll Allmacht und gütiger Weisheit; auf dem Markt menschlicher Handlungen hingegen, zu welchem doch auch unsre Lebenszeit berechnet worden, sahen sie nichts als einen Kampfplatz sinnloser Leidenschaften, wilder Kräfte, zerstörender Künste ohne eine fortgehende gütige Absicht. Die Geschichte ward ihnen wie ein Spinnengewebe im Winkel des Weltbaus, das in seinen verschlungenen Fäden zwar des verdorrten Raubes genug, nirgend aber einmal seinen traurigen Mittelpunkt, die webende Spinne selbst zeigt.

Ist indessen ein Gott in der Natur: so ist er auch in der Geschichte: denn auch der Mensch ist ein Teil der Schöpfung und muß in seinen wildesten Ausschwei-

fungen und Leidenschaften Gesetze befolgen, die nicht minder schön und vortrefflich sind als jene, nach welchen sich alle Himmels- und Erdkörper bewegen. Da ich nun überzeugt bin, daß, was der Mensch wissen muß, er auch wissen könne und dürfe, so gehe ich aus dem Gewühl der Szenen, die wir bisher durchwandert haben, zuversichtlich und frei den hohen und schönen Naturgesetzen entgegen, denen auch sie folgen.

¹ In der griechischen Mythologie ein König der Lapithen, der von Zeus an ein ewig rollendes Rad gebunden wurde, weil er sich rühmte, die Gunst der Hera genossen zu haben.

² Ein äolischer König aus der griechischen Mythologie, der zur Strafe für seine Verbrechen in der Unterwelt ewig einen Stein einen steilen Berg hinaufrollen muß, der stets wieder hinunterrollt.

³ Tantalos, in der griechischen Sage ein lyrischer König, muß in der Unterwelt zur Strafe für den Mord an seinem Sohne Pelops durstend im Wasser stehen, das zurückweicht, wenn er trinken will, und nach Früchten greifen, die zurückschnellen.

Frühling

VON JAKOB KNEIP

(Aus „Gesammelte Gedichte“
mit freundl. Erlaubnis des Greven-Verlags in Köln)

*Nun springen sie alle
Mit silbernem Schalle,
Nun hüpfen die Quellen,
Die munteren, hellen,
Die hurtigen Rößlein
Mit blinkenden Füßen
Hinab durch die Wiesen,
Hinab in die Gründe. –
Nun blasen die Winde
Und treiben die Rößlein. –
Wie freut sich die Sonne,
Sie lächelt vor Wonne,
Wie alle sich tummeln. –
Die Wiesen, die feuchten,
Duften und leuchten;
Die Bienen, die Hummeln
Und Mensch und Getier
Weitum im Revier –
Seht, wie sie sich freuen:
Sie flöten und singen,
Sie tanzen und springen,
Wie Himmel und Erde sich atmend erneuen.*

Keltische Grabfunde bei Mainzweiler

VON ALOIS LITZ

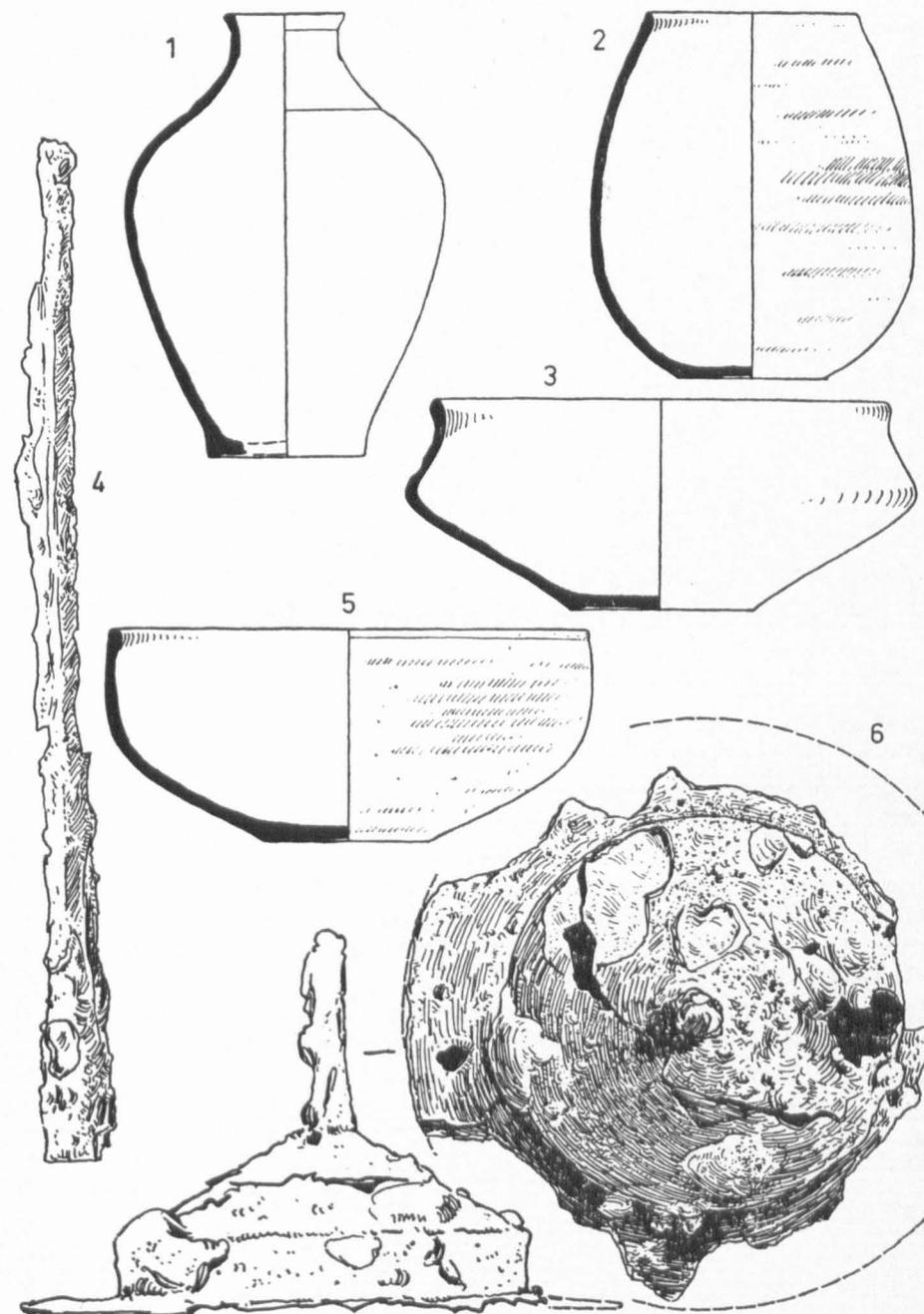
Bei der Aushebung einer neuen Grabstätte auf dem Friedhof der Gemeinde Mainzweiler im Jahre 1962 stieß der Friedhofswärter Schöneberger auf Ton-scherben und Reste eines frühzeitlichen Grabes. Der Aufmerksamkeit des Friedhofswärters und der Initiative des Bürgermeisters Spreyer ist es zu verdanken, daß das Staatliche Konservatoramt in Saarbrücken baldigst eingeschaltet wurde. Seither war man in Mainzweiler wachsam. Niemand der beim Pflügen auf der Gemarkung „Im Kremel“ auf größere Steinbrocken stieß, räumte diese achtlos beiseite. Das tat auch nicht der Friedhofswärter Schöneberger, der sich in der Folgezeit als „Amateurarchäologe“ betätigte.

Seit August 1968 wird nun vom Staatlichen Konservatoramt unter Leitung von Dr. Alfons Kolling das Gelände „Im Kremel“ planmäßig und systematisch unter die Lupe genommen, um die dort unter einer verhältnismäßig niedrigen Sanddecke so reichlich vorhandenen Hinweise auf unsere Frühgeschichte der Nachwelt zu erhalten.

Es ist ein Zufall, wenn die Gemeinde Mainzweiler schon immer ihren Friedhof genau an der Stelle hatte, wo um 100 vor Chr. die hier angesiedelten Kelten ihre Toten bestatteten.

Die Grabungsergebnisse lassen erkennen, daß es sich bei der Fundstelle um ein Gräberfeld der spätesten Latènezeit handelt. Es sind Brandgräber, wie Landes-konservator Dr. Kolling zu verstehen gab. Die in den Gräbern verstreut vorgefundenen Knochenreste und die ebenfalls noch vorhandenen Reste von Holzkohlen lassen diesen Schluß eindeutig zu. Zahlreich sind die den Toten beigegebenen Gefäße. Diese waren ursprünglich gefüllt mit Speise und Trank für die „große Reise“. Inmitten einer der sechs Grabkammern von 1,20 bis 1,60 m Durchmesser, die von dicken Steinbrocken eingefast war, stehen auf der Grabsohle Schalen, Kannen, Schüsseln, Becher und Kübel aus Ton und Keramik. Teilweise sind sie vollkommen erhalten, teilweise wurden sie aber auch durch den Druck der nach dem Faulen der hölzernen Grababdeckung eingebrochenen schweren Abdecksteine zerstört. Stück um Stück werden die Scherben eingesammelt und im Winter, wenn die Nachgrabungen eingestellt werden, in mühevoller Kleinarbeit zu einem Ganzen wieder zusammengesetzt.

Außer der Vielzahl vorgefundener Gefäße wurden auch zahlreiche sonstige Gegenstände ans Tageslicht gefördert. Lanzen und Speerspitzen aus Eisen, eine eiserne Streitaxt und ein Eisenschwert deuten auf die Ruhestätte eines männlichen Toten. Das schwere Eisenschwert war in Kreisform gekrümmt, und so seiner ursprünglichen irdischen Verwendung unbrauchbar gemacht. Zahlreich ist auch der vorgefundene Schmuck weiblicher Toten. Von sieben Stück zirka 1 cm großen bläulichen Glasperlen reichen die Funde über Bronze- und Eisenfibeln bis zur Gewandspange. Noch sind die umfangreichen Ausgrabungsarbeiten nicht abgeschlossen. Quer zum alten Friedhof niedergebrachte Suchgräben dienen der Ortung weiterer Grabstätten. Die Mainzweiler Fundstätte ist in ihrer Art eine der reichhaltigsten spätkeltischen Totenstätten des Saarlandes und der Pfalz. Über die



Funde aus Grab 2
Auf der Grabsohle befanden sich vier Tongefäße, eine Lanzenspitze (4) und ein Stangenschildbuckel (6). Nur eines der Tongefäße, eine Flasche (1) war noch intakt. Der Stangenschildbuckel ist stark krustig, zweidrittel der Randkrempe ist ausgebrochen und fehlt. – Die Abbildung stammt aus „Bericht 15 der Staatl. Denkmalspflege im Saarland, 1968, S. 63 – Abdruck mit freundlicher Erlaubnis des Staatl. Konservatoramtes in Saarbrücken.



In einer Tiefe von etwa 60 cm wurde das Grab Nr. 6 entdeckt. Deutlich sichtbar sind die schweren Abdecksteine, unter denen die wertvollen Funde aus der Zeit um Christi Geburt verborgen liegen.

Wohnstätten der Kelten, die ihre Toten schon vor 2000 Jahren hier bestatteten, können nur Vermutungen angestellt werden.

In den Werkstätten des staatlichen Konservatoramtes sind Funde sorgsam restauriert worden und nun in einer Vitrine in der Eingangshalle des Museums für Vor- und Frühgeschichte ausgestellt.

Für jeden an der Erforschung der Art und Lebensweise unserer Vorfahren Interessierten geben die Funde von Mainzweiler weitere Hinweise. Sie sind Mosaiksteinchen im Gesamtbild der Altertumsforschung und ein wertvoller Hinweis auf das Leben unserer Vorfahren.

Wer sich eingehender über die Mainzweiler Funde unterrichten will, kann in den Berichten der staatlichen Denkmalspflege im Saarland nachlesen.

*Ewig trägt im Mutterschoße,
Süße Königin der Flur,
Dich und mich, die stille, große
Allbelebende Natur.*

*Rös'chen! Unser Schmuck veraltet,
Sturm entblättert dich und mich;
Doch der ew'ge Keim entfaltet
Bald zu neuer Blüte sich.*

Friedrich Hölderlin (1770 – 1843)

Eine Wanderung auf der „Rennstraße“ von Ottweiler nach Tholey

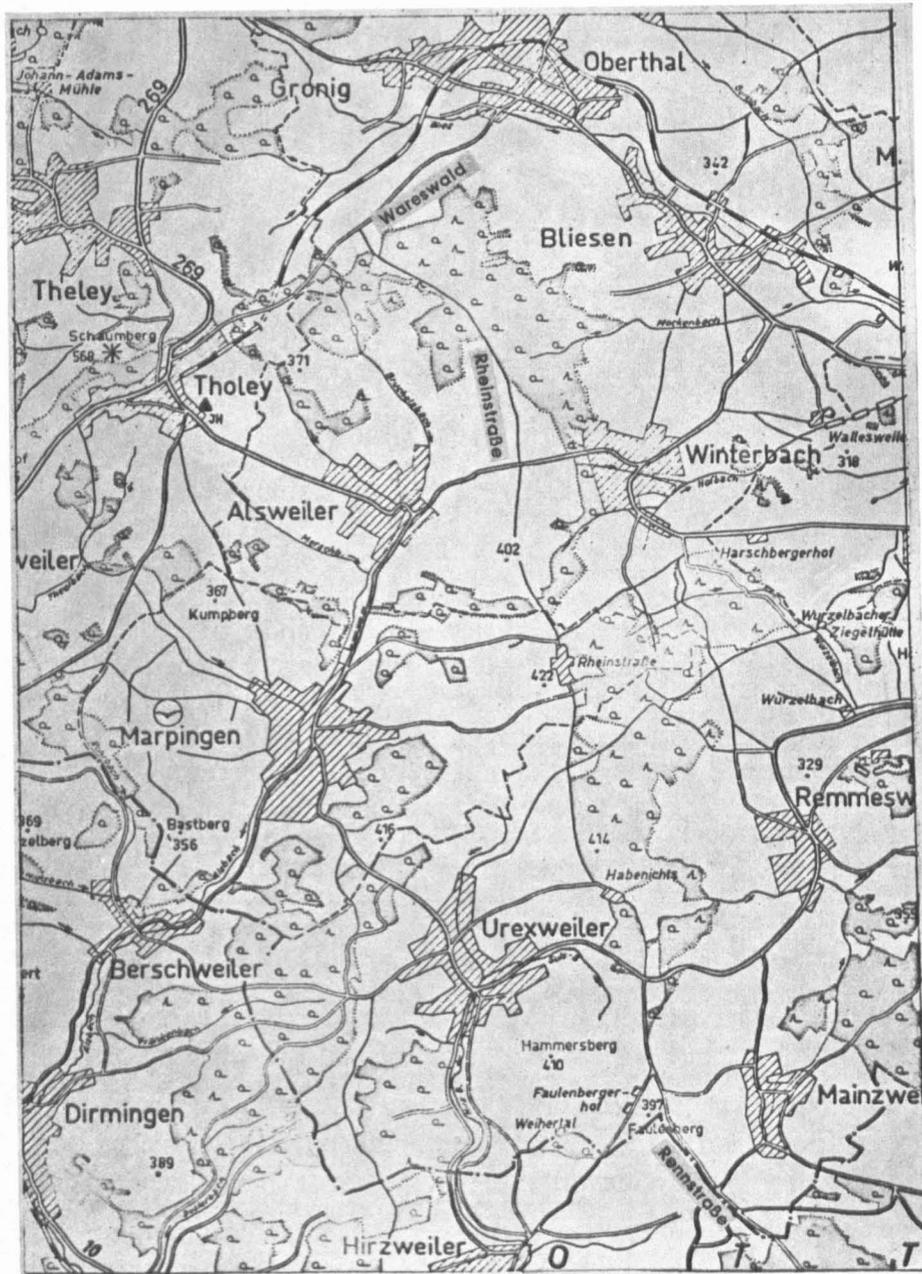
VON DIETER BETTINGER

Unmittelbar vor der Gabelung der Straße nach Stennweiler und Schiffweiler an der Ausflugsgaststätte „Stülze Hof“ kreuzt die asphaltierte Straße einen Weg, der, würde man ihm entlang des Hofgeländes folgen, nach Wiebelskirchen führt. Gehen wir in entgegengesetzter Richtung, erreichen wir nach etwa 18 Kilometern Tholey und den Schaumberg. Der Weg ist im Gelände gut zu erkennen und zumindest von Wiebelskirchen her bis nach Tholey auch ohne Schwierigkeiten zu verfolgen.

Zwischen Ottweiler und Schiffweiler, Stennweiler und Welschbach, zwischen Mainzweiler und Welschbach sowie zwischen Mainzweiler und Hirzweiler bildet die alte Straße eine Strecke weit die Banngrenze. Sie bestand also bereits, als die Gemeindebänne festgelegt wurden, ist sogar noch wesentlich älter. Das Meßtischblatt vermerkt die alte Verbindung zwischen Ottweiler und Tholey als „Rheinstraße“, was sicherlich von der Bezeichnung „Rainstraße“ abgeleitet wurde. Das Renovaturprotokoll der Stadt Ottweiler aus dem Jahre 1741 nennt den Weg durch den Stennweiler Wald „Rennstraße“, eine Bezeichnung, die unter anderem für den „Rennsteig“, eine alte Höhenverbindung im Thüringer Wald bekannt ist. Durch den Soonwald im Hunsrück führt in schnurgerader Richtung der „Rennweg“, der von der Alteburg bis zur Glashütte am 150 m hohen „Opel“ als Wanderweg beschildert ist. Die Bezeichnung „Rennweg“ gibt in fast allen Fällen einen Hinweis auf das Alter dieser Wegeverbindungen, die im Volksmund als „Römerstraßen“ bekannt sind. Oft sind sie älter und wurden von den Römern zu 5 m bis 6 m breiten Straßen ausgebaut. Der an Ottweiler vorbeiführende „Rennweg“ ist Teil einer römerzeitlichen Wegeverbindung zwischen Trier und Straßburg. Im Saarland führte diese Verbindung zwischen zwei so bedeutenden römischen Städten unter anderem durch die in jüngster Zeit teilweise ausgegrabene Siedlung Schwarzenacker, wandte sich dann nach Bexbach, überschritt in Wiebelskirchen die Blies, folgte dann der Höhe bis zum römischen vicus bei Tholey, um über Weiskirchen in Richtung Trier weiterzuziehen.

Die Römer waren gute Straßenbauer. Bis in unsere Zeit hinein, über 2000 Jahre lang, haben sich die Spuren ihrer Wege erhalten. Gerade das ehemalige Straßenstück von Ottweiler nach Tholey gilt als einer der am besten erhaltenen Wanderhöhenwege unserer Heimat. Den oft sumpfigen Tälern wichen die alten Straßenbauer aus. Es mögen aber auch verteidigungstechnische Gründe gewesen sein, die sie veranlaßten, ihre Wege über die Höhen zu legen. Steigungen sind kaum zu überwinden, schnurgerade ziehen die alten Straßen durch das Land.

Quer durch den Stennweiler Wald verläuft die „Rennstraße“ in Richtung Faulenberger Hof. Sie überquert die Straße von Ottweiler nach Welschbach – Illingen oberhalb der „Vogelsheck“, überquert am sogenannten „Locheberg“, eine Straße von Mainzweiler nach Welschbach und zieht dann etwas bergan weiter. Dem kundigen Wanderer werden bald rechts und links des Weges die eigenartigen Erhebungen im Gelände auffallen. Nach dem Glauben der Kelten und anderer alter Völker lebten die Menschen nach dem Tode in etwa so weiter wie zu ihren



Verlauf der Rheinstraße / Rennstraße zwischen Wareswald und Mainzweiler. Aus einer Karte der Kreisplanungsstelle St. Wendel.

Lebzeiten. Also begrub man die Verstorbenen an den Straßenrand, gab ihnen Speisen und einige Münzen mit ins Grab und türmte über allem einen gewaltigen Hügel auf. Die ganze Sippe half mit, dem Toten das Grab zu schaufeln. Drei Schaufeln Erde schütten wir noch heute auf jeden Sarg, Brauchtum mit heidnischem Ursprung, das sich über alle Zeiten bis heute erhalten hat. Wenn wir auch die Namen der Toten nicht kennen, ihre Grabhügel erinnern an längst vergangene Zeiten. Ihrer Mächtigkeit wegen nennen wir die Grabstellen „Hünengräber“. Bergan öffnet sich der Blick nach links. Wo unten die Hecken den „Eselsrech“ bei Hirzweiler umgeben, liegen tief unter dem Boden die Trümmer der Stadt „Langenbach“. So erzählen es wenigstens die alten Hirzweiler Leute. Hinter dem Namen der angeblich versunkenen Stadt verbirgt sich eine Tatsache, die wir sehr genau kennen; hier liegen die Trümmer einer ehemals römischen Landvilla.



Entlang alter Wege und Straßen finden sich oftmals Gräber aus vorrömischer Zeit, sogenannte Hünengräber. Ganze Sippen haben hier einst dem Toten einen Grabhügel aufgeschüttet. Unsere Aufnahme zeigt ein Hünengrab an der Rennstraße auf Mainzweiler Bann unweit des Faulenberger Hofes.

Hat man die kleine Anhöhe erklommen, öffnet sich eine herrliche Aussicht nach rechts. Im Tal erkennt man die Häuser von Mainzweiler, Remmesweiler und die beiden Berge Spiemont und Steinberg, die die bekannte Linxweiler Pforte bilden. Bei gutem Wetter reicht der Blick noch weiter. Über das Hunsrückvorland erkennt man weit am Horizont den Erbeskopf im Hunsrück.

Links von unserem Beobachtungspunkt erheben sich die beiden langgestreckten Bauernhäuser, die, auf Mainzweiler Bann gelegen, zum sogenannten „Faulenberger Hof“ gehören. Die Gebäude entstanden zu einer Zeit als die aufkommende Industrie im vorigen Jahrhundert mehr und mehr Arbeitskräfte an die einzelnen Produktionsstätten band. Um eine sichere Ernährung der zugewanderten Men-

schen zu gewährleisten, entstanden um 1865 neue Höfe, zu denen auch der genannte Hof auf dem „Faulenberg“ gehörte, in früheren Zeiten ein beliebtes Ausflugsziel. Einem Bericht der „Ottweiler Zeitung“ vom 19. Juli 1924 ist zu entnehmen, daß die Einrichtungen, die die damaligen Besitzer des Hofes geschaffen hatten, Schulklassen und Wandergruppen einen angenehmen Aufenthalt ermöglichen haben. Milch und Obst sowie andere Erfrischungen, schattige Lauben und Bänke luden zu Rast und Ruhe ein. Kaffee, Butterbrote, Kuchen und Eintopfgerichte wurden gegen Entgelt verabreicht. Ein Pferdekarussell war für Schüle-



Blick auf die verschneiten Häuser, Wiesen und Äcker der Siedlung „Habenichts“

rinnen und Schüler geschaffen. Die Einrichtungen einer größeren Spiritusbrennerei konnten besichtigt werden. Wandert man der Straße folgend weiter, erreicht man nach wenigen Kilometern die sogenannte „Habenichts“, eine kleine Siedlung, die heute ganz zu Urexweiler gehört. Bis zum Jahre 1969 teilten sich Urexweiler und Remmesweiler den Besitz. Der seltsame Name der Siedlung entstand, so will es die Sage, als sich der Graf von Ottweiler gelegentlich einer Treibjagd verirrt und mitten im Wald die Häuser fand. Seine Bitte um Essen wurde abschlägig behandelt. Mit dem Ausdruck des Bedauerns erklärten die Bewohner felsenfest: „Mir hawe nix!“ Aber heute haben sie ein großes modernes Gasthaus, das zum Verweilen einlädt. Irreführend ist nur sein Name. Seitwärts der alten Straße, wenige hundert Schritte südöstlich in den Gemeindehecken von Remmesweiler liegt ein mächtiges Hügelgrab, „Batterie“ genannt, aus welchem im vorigen Jahrhundert wertvollste Funde geborgen wurden, u. a. eine prächtige Bronzekanne. Der Hügel hatte einen Durchmesser von 16 m und eine Höhe von 6,50 m. Ein „Römerkastell“ gab es an der alten „Rennstraße“ nicht. Durch ein kleines Waldstück erreicht der Wanderer die ehemalige Landesgrenze von Nassau-Saarbrücken

bzw. des ehemals zu Zweibrücken gehörenden Oberamtes Schaumburg. Respektable Grenzsteine erinnern an die frühen Herrschaftsverhältnisse. Die doppelt gestrichene Wolfsangel einerseits und der Schild mit den Wittelsbach'schen Rauten andererseits erinnern an Nassau-Saarbrücken und Pfalz-Zweibrücken. Folgt man den Steinen, erreicht man nach kurzer Waldwanderung den sogenannten Vierbannstein. Gut erhalten zeigt er an, daß hier die Bänne von Marpingen, Remmesweiler, Oberlinxweiler und Winterbach zusammenstoßen. Daß Marpingen überhaupt soweit reicht, hat seine eigene Bewandnis. Als nach dem unseligen Dreißigjährigen Krieg die Bänne neu eingemessen wurden, erschien auch der Marpinger Bürgermeister an jenem Stein und schwur, auf Marpinger Grund und Boden zu stehen. Man gestand ihm sein vermeintliches Eigentum mit einigen Zweifeln an der Richtigkeit seiner Aussage schließlich zu. Zufrieden machten sich die Marpinger auf den Heimweg. Da sorgte der Gemeindevater für die Überraschung des Tages. Er zog die Stiefel aus und leerte Grund und Boden auf die Wiese, den er aus seiner Heimatgemeinde mitgebracht und der ihm zu einer Vergrößerung seines Banngebietes verholfen hatte.



Verlauf der „Rennstraße“ vor dem Weinhausköpfchen



Der Vierbannstein mit der Wolfsangel als nassau-saarbrückischem Hoheitsabzeichen und den Buchstaben NS für Nassau-Saarbrücken.

Links von der „Rennstraße“ erhebt sich das 442 m hohe Weinhausköpfchen, das den Marpinger Hochbehälter trägt. Der „Weinhannes“ pflegt dort oben in stürmischen Herbst- und Frühjahrsnächten umzugehen. Seine zu Lebzeiten ausgeübte Tätigkeit des Weinfälschens läßt dem armen Kerl auch nach dem Tode keine Ruhe. Durch „Rheinstraße“, heute Ortsteil von Marpingen, zieht die alte Straße

weiter. Sie ist hier auf eine längere Strecke hin asphaltiert. Zwei moderne Aussiedlerhöfe säumen den Weg. Links fällt der Blick ins Tal in Richtung Alsweiler und weiter zu dem mächtigen Massiv des Schaumbergs, rechts erscheinen die roten Dächer von Winterbach. Bis dahin über St. Wendel zum Bosenberg und weiter in das hügelige Land vor dem Hunsrück reicht hier wieder die Aussicht. Zwischen Winterbach und Alsweiler überquert die „Rennstraße“ die Verbindung zwischen St. Wendel und Tholey. Bald erkennt man rechts wieder einen modernen Aussiedlerhof. Offenbar ist der Besitzer des Anwesens den Benutzern der alten Straße gegenüber nicht gerade freundlich gesinnt. Wie anders ist es zu erklären, daß er hier die Straße mittels Elektrozaun sperrt und als Viehtrift benutzt? Nun nehmen die Bäume des Waldes die alte Straße wieder auf. An einer uralten Eiche vorbei führt der Weg weiter zum Wareswald. Noch einmal erkennt man das Schaumbergmassiv in seiner ganzen Ausdehnung. In der Saargebietszeit von 1919–1935 war der Schaumberg mit 572 m der höchste Berg des damals flächenmäßig kleineren Landes. Er trug eine keltische Ringburg, einen römischen Wachturm und schließlich die mittelalterliche Schauenburg, die dem Berg den Namen gegeben hat. Seit 1928 erhebt sich ein Aussichtsturm mit Kriegergedächtniskapelle auf dem Gipfel des Berges.



Die Johanniskapelle des Marpinger Ortsteils „Rheinstraße“ im Winter 1969/70

Dorf, wurde aber schon gleich mit: „Als weiter, als weiter!“ empfangen. Kein Wunder, er war in Alsweiler! Weiter zogen Gespann und Last, bis der Kutscher in der nächsten Siedlung seine Fässer auf den Boden rollte und bemerkte: „Do leit's!“ Daraus ist dann Tholey entstanden, so will es jedenfalls die Volks-etymologie.

Wenige Meter hinter einem Wegekrenz aus dem Jahre 1832 teilt sich die „Rennstraße“. Nach rechts führt ein Weg hinab nach Oberthal, nach links nimmt der Wareswald die „Römerstraße“ auf. Ziegelreste mit dem typischen römischen Falz, Steine aller Größen und hin und wieder Münzen mit dem Bildnis römischer Kaiser erinnern an die untergegangene Siedlung, die hier vor den Häusern des heutigen Tholey bestanden hat. Hier endet nach rund 18 km, von Ottweiler aus gerechnet, der als „Rennstraße“ bekannte Wanderweg. Er wurde in alten Zeiten von einem Bierkutscher befahren, der zur Sommerzeit vom Faulenberg herkam und seine flüssige Ware in der nahegelegenen Siedlung abladen wollte. Dort hatte man nichts, wie wir bereits gehört haben. Der Mann kam zum nächsten



Vom Wareswald fällt der Blick auf den Momrich, der die wahrscheinlich älteste Fliehburg unserer Heimat getragen hat. Reste der Wallanlagen wurden vor wenigen Jahren von dem damaligen Konservator Dr. Reinhard Schindler freigelegt. Der Momrich hat eine Höhe von 496 Metern. An seinem Fuß entspringt in landschaftlich reizvoller Umgebung die Blies.

*Auf eines Berges Gipfel
Da möcht' ich mit dir stehn,
Auf Täler, Waldeswipfel
Mit dir herniedersehn.*

*Da möcht' ich rings dir zeigen
Die Welt im Frühlingschein
Und sprechen: „Wär's mein eigen,
So wär' es mein und dein!“*

Ludwig Uhland (1787–1862)

Albert Zink †

Mitten in nimmermüdem Schaffen hat der Tod einem treuen Mitarbeiter unseres Heimatbuches die Feder aus der Hand genommen. Nach kurzer schwerer Krankheit verstarb Albert Zink im Alter von 70 Jahren. Er war ein Kind des Kreises Kusel. Am 14. April 1899 in Erdesbach geboren und dort aufgewachsen, besuchte er die Lehrerbildungsanstalt Kaiserslautern. In der nachfolgenden Zeit war sein Berufsleben erfüllt von selbstloser fruchtbarer Arbeit im Dienste der Schule. Daneben hatte er sich vor allem auch der Erforschung der Heimat verschrieben.

Dieser stille, bescheidene Pfälzer konnte auf eine lange Reihe von Veröffentlichungen zurückblicken. Eines seiner ersten Bücher war der vom Westrichverein 1930 herausgegebene „Westrichführer“. Im gleichen Jahr schrieb er in Gemeinschaft mit Ernst Drumm die Arbeit „Pfälzische Kolonisation in Pommern unter Friedrich dem Großen.“ Dem schlossen sich zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften und Zeitungen an, so auch die Buchveröffentlichung „Geschichte des Postwesens im Herzogtum Pfalz-Zweibrücken“ und nicht zu übersehen ist das bekannte Schulbuch „Die Pfalz – mein Heimatland“ in einer Auflage von über 100.000 Exemplaren.

Durch seine gute Kenntnis der Geschichte des Herzogtums Pfalz-Zweibrücken, dessen Landesgrenzen ehemals in unsere Heimat an der oberen Nahe hineinreichten, legte die Schriftleitung des „Heimatbuches des Landkreises St. Wendel“ besonderen Wert auf seine Mitarbeit. Diese Mitarbeit war fruchtbar. Wir erinnern an seine Textbeiträge zur „Geschichte des Königreichs Hofes“, an die „Topographische Kundfahrt durch die sachsen-coburgischen Lande“, „Das Oberamt Schaumburg unter zweibrückischer Herrschaft“ u. a.

Albert Zink redigierte lange Jahre den „Westrich-Kalender“, er war Landschaftspfleger, Naturschutzbeauftragter, er gehörte dem Ausschuss des Historischen Vereins der Pfalz an; die Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Speyer berief ihn als ihr Mitglied. Kurz vor seinem Tode erhielt er aus der Hand des Regierungspräsidenten der Pfalz das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik. Er starb am 27. 11. 1969.

Das Heimatbuch des Landkreises St. Wendel hat mit dem Heimgegangenen einen wertvollen Mitarbeiter verloren.

Herausgeber und Schriftleitung des Heimatbuches



Ein königlicher Emigrant im Saarland

Der Polenkönig Stanislaus Leszczyński als Zechpreller

VON ALBERT ZINK †

Am 12. Juli 1704 wurde Stanislaus Leszczyński auf Empfehlung Karls XII. von Schweden König von Polen. Sein Schützling wurde aber fünf Jahre später in der Schlacht bei Pultowa von Peter dem Großen geschlagen und Schweden seiner Großmachtstellung beraubt. Während Karl XII. in die Türkei floh, wurde Stanislaus Leszczyński 1709 aus Polen vertrieben und 1714 im Herzogtum Zweibrücken aufgenommen, das damals unter schwedischer Herrschaft stand.

Im Sommer 1714 hielt der vertriebene König, nur von wenigen Anhängern, seiner Frau und seinen Töchtern begleitet, seinen Einzug in der Stadt Zweibrücken. Später wurde er durch die Heirat seiner Tochter der Schwiegervater Ludwigs XV. von Frankreich und so der finanziellen Sorgen enthoben, die während seines Zweibrücker Aufenthaltes allezeit auf ihm lasteten. Er zehrte bis dahin von den Steuergeldern der Untertanen des Herzogtums. Seine voreingenommenen Zeitgenossen und die Geschichtsschreiber der alten Zeit haben aus dem Polenkönig einen mit allen lobenswerten Tugenden ausgestatteten Menschenfreund gemacht und damit, wie Kurt Baumann in der Zweibrücker Festschrift „600 Jahre Stadt“ nachgewiesen hat, das wahre Bild seiner Persönlichkeit vollständig verzeichnet und verzerrt.

Nun war Leszczyński allen Jagdfreuden mit Leidenschaft zugetan. Sie führten ihn durch große Teile seines Gastlandes, so daß im Erinnerungsschatz vieler Dörfer noch heute davon die Rede ist. 1715 kam er auch nach *Wolfersweiler*, wo vom 27. bis 30. Januar zwei aus Zweibrücken mitgekommene Jäger und acht Personen aus der Umgebung einlogiert wurden. Der Wirt Gleiss aus Wolfersweiler stellte Keller Hautt in Nohfelden die Rechnung und forderte das verordnete Tagegeld. Für Holz, Licht und andere Aufwartungen waren die Jäger selbst aufgekommen.

Gleichfalls auf Befehl des Kellers Hautt und der Rentkammer waren bei Johann Jakob Bruder die Offiziere einquartiert worden. Er forderte für zweimaliges Backen samt Mehl und Salz, für Licht, Brand und sonstige Dienstleistungen drei Gulden. Michael Seibert, bei dem des Königs Jäger, zwei Pferde und des Königs Jagdhunde gepflegt wurden, hatte eine Forderung von einem Gulden. Der König selbst logierte bei Christmann Brunner, der keine Rechnung vorlegen konnte, weil sie der Kellermeister mitgenommen hatte. Nickel Britzius hatte den Jägermeister und den Kapitän de Failly eine Nacht, die Knechte samt Pferden aber bis 30. Januar zu beherbergen, wodurch eine Schuld von acht Gulden entstand, die die Gäste wohl abrechneten, aber schuldig blieben. Auch Seine Durchlaucht war zum Besuch des Königs in einer Kutsche von Birkenfeld herübergekommen und hatte bei Britzius für Wein und Branntwein eine Zechschuld von über einem Gulden hinterlassen, weil er wohl der Meinung war, daß sein königlicher Gastgeber sie bezahlen würde.

Der Keller zu Nohfelden hatte durch die Lieferung von Viktualien – Kapaunen, Räucherfleisch, Butter, Hühner, Eier usw. – 14 Gulden ausgegeben, die sich

noch um den Betrag für Hafer- und Heulieferungen für die Pferde des Königs und die seiner Begleiter vermehrten.

Diese Schulden standen nun bei Keller Hautt zur Begleichung durch die herzoglich-zweibrückische Kasse offen. Der Jägermeister Hoffmann verwies aber auf ein Schreiben, mit dem er dem Keller zu Nohfelden und dem Schultheisen zu Wolfersweiler befohlen hatte, der polnischen Hofhaltung „nicht das geringste an Viktualien oder anderes zu liefern, es sei denn gegen bare Bezahlung“. Da man das unbeachtet ließ, konnte den Geschädigten nicht geholfen werden. Hoffmann hatte lediglich die Zehrung für Kapitain de Faily und seine beiden Knechte beglichen.

Damit ist erwiesen, daß man in Zweibrücken nicht bereit war, dem königlichen Emigranten seine aus reiner Jagdleidenschaft entstandenen Schulden zu bezahlen. Leider geht aus unserer Quelle (Stadtarchiv Meisenheim, Abt. 32, Nr. 1) nicht hervor, ob das nachträglich geschehen ist. So lange wir das nicht wissen, bleibt Lesczynski ein Zechpreller, was einen nicht zu wundern braucht.

Eine vom 9. August 1715 stammende Nachricht besagt, daß die Oberämter Meisenheim, Lichtenberg und das Amt Nohfelden verpflichtet wurden, für den polnischen Hofstaat in Zweibrücken Gänse, Hühner, Kapaunen, Butter und Hahnen zu liefern. Keller Hautt wurde angewiesen, diese Lieferungen nur in natura und nicht in Geld geschehen zu lassen. Die Untertanen hatten sie einstweilen bereitzuhalten. Für die Lieferung der Butter aus dem Amt Nohfelden war verfügt worden, daß sie sauber und wohlverpackt bei dem Keller Trockenbrod in Zweibrücken abzugeben wäre.

Da die gelieferte Menge anscheinend zu groß war, um gleich verbraucht zu werden, traf die zweibrückische Rentkammer die Regelung, daß man aus Nohfelden wöchentlich nicht mehr erwarte als sieben Kapaunen, sieben Gänse, 21 alte Hühner, 200 junge Hühner und 120 Pfund Butter. Diese nur aus dem Amt Nohfelden stammende Menge beweist, welch teurer und anspruchsvoller Kostgänger der Polenkönig für das Herzogtum Zweibrücken war. Der Hinweis würde schon genügen, um darzutun, wie berechtigt es ist, wenn dem allzu üppig verklärten Bild des Königs etwas von seinem Glanz genommen wird.

Es ist in diesem Zusammenhang noch auf ein Schreiben hinzuweisen, das der von uns benutzten Quelle angeschlossen ist und auf ein Komplott hinweist, das gegen Lesczynski gerichtet ist. Es stammt von Herzog Gustav Samuel (Bergzabern, den 16. Juni 1725) und ist an Keller Hautt in Nohfelden gerichtet. Es heißt darin, daß der ehemalige Schreiber des Amtsverwesers Weydner zu Falkenberg mit dem Namen Steinhöller, ferner dessen Frau und der Resident des Königs August von Polen in Frankfurt „auf die gottlose Resolution verfallen“ seien, dem König von Polen vergifteten Rauch- und Schnupftabak beizubringen. Die Absicht sei durch den ehemaligen Fähnrich Röttel vereitelt worden, worauf Steinhöller geflüchtet sei. Er solle, sobald er auftrete, verhaftet und unter starker Bewachung nach Burg Lichtenberg und von da nach Zweibrücken gebracht werden.

Vorfahre Churchills raubte den Burghafer

Beiträge zur Geschichte des Amtes Nohfelden

VON ALBERT ZINK †

Im Jahre 1694 war Georg Wilhelm Hautt Keller auf Burg Nohfelden, Glied einer im oberen Nahetal bekannten Familie, der 1726 Christian Ludwig Hautt entsproß, Zweibrückens berühmter Barock-Baumeister. Georg Wilhelm Hautt war sein Großvater. Als Keller hatte dieser die Einkünfte jenes Landesteiles des ehemaligen Herzogtums Zweibrücken zu verwalten und alljährlich in einer sogenannten Kellereirechnung darüber Buch zu führen. Für die Lokalgeschichte sind diese Kellereirechnungen wichtige Quellen, die im Staatsarchiv Speyer verwahrt und von E. L. Seibert in Walhausen für das Gebiet um Nohfelden ausgewertet wurden. Der vorliegenden Arbeit liegen drei Rechnungen der Jahre 1694, 1702 und 1704 zu Grunde, die durch irgendeinen Umstand ins Stadtarchiv Meisenheim gerieten und dort wohl nicht gesucht werden. Wenn wir hier einen Blick in diese Quellen tun, so deswegen, weil sie einige Aufschlüsse geben über kulturgeschichtliche Vorgänge und Beiträge liefern zur Geschichte einzelner Orte des Amtes Nohfelden.

Die erste Rechnung stammt aus dem Jahre 1694. Es ist darin die Rede von einer Abgabe, die jeder Hausbesitzer der Schultheißerei Wolfersweiler an Weihnachten eines jeden Jahres in Höhe von 18 Pfennigen für die Unterhaltung des Turmwächters auf Burg Nohfelden zu zahlen hatte. Daneben hatten sie noch die Wacht dort zu halten, die sie aber durch Geld – das sog. Wächtergeld – ablösten. Bei der Gelegenheit erfahren wir auch für die Orte des Amtes Nohfelden für die Bevölkerungsbewegung wichtige Zahlen. Die „Hausgesäß“ (Hausbesitzer) betragen 1693 in

Nohfelden	6	Steinberg-Deckenhardt	6
Gimbweiler	3	Walhausen	6
Hahnweiler	3	Richweiler	4
Wolfersweiler	12	Moosberg	6
Asweiler	4	Eckelhausen	1
Hirstein und Gehweiler	5	Ellweiler	9
Eitzweiler	5		

Auf den ersten Blick scheinen die Bevölkerungsziffern dieser Orte recht gering gewesen zu sein. Man bedenke aber, daß die Orte im 30jährigen Krieg und während der darauffolgenden lothringischen Einfälle ganz oder fast ganz ausgelöscht waren. Erst nach und nach erfolgten Einwanderungen, die den genannten Dörfern wieder zu dieser bescheidenen Größe verhalfen.

Zum Vergleich sollen die entsprechenden Ziffern aus der Zeit vor dem 30jährigen Krieg, aus dem Jahre 1609, hierher gesetzt werden. Es gab damals in

Wolfersweiler	32	Hirstein-Gehweiler	15
Nohfelden	21	Asweiler	7
Walhausen	19	Eitzweiler	8
Steinberg-Deckenhardt	19	Gimbweiler	14
Richweiler	6	Ellweiler	15
Moosberg	9	Hausbesitzer	

Bauchen und bleichen

Alte saarländische Wäschepflege

VON ALBERT ZINK †

Durch die Fortschritte der Seifenindustrie und die Erfindung reinigender und bleichender Waschmittel zu Anfang dieses Jahrhunderts vollzog sich auf dem Gebiet des Waschens und der Wäschepflege ein völliger Wandel. Vorher war das Waschen mit primitiven, technisch unvollkommenen Mitteln eine sehr anstrengende Arbeit. Wenn die Hausfrauen heute noch glauben, daß dieser Zweig häuslicher Tätigkeit noch nichts von seinem Schrecken eingebüßt habe, so soll einmal daran erinnert werden, wie tatsächlich in den Tagen der Urgroßmutter gewaschen wurde, damit der Fortschritt zu ermessen sei, der seitdem eingetreten ist.

Die wichtigsten und entscheidenden Stationen des Waschvorganges waren die des Bauchens und Bleichens. Zum Bauchen gehörte in erster Linie Asche, wie sie der häusliche Ofen lieferte. Wurde darin nun Holz oder gar Buchenholz gebrannt, so war die daraus gewonnene Holzasche besonders begehrt. Jede Frau sammelte sie sorgfältig, um davon genug zu haben, ihren Waschtage ohne Einschränkung und Mangel zu bestreiten. Wer aber seinen Bedarf an Holzasche nicht aus eigener Produktion decken konnte, der ging zum „Aschenmann“, um sich mit dem notwendigsten zu versehen.

Der Aschenmann war in den Dörfern und Städten eine bekannte Persönlichkeit, die in gewissen Abständen, mit einem Handkarren durch die Straßen zog und mit dem Ruf „Aschen, Aschen“ sich Aufmerksamkeit verschaffte. Er sammelte die Ofenasche, um sie dem Seifensieder zu bringen oder sie für waschlustige Hausfrauen bereitzuhalten. Die Asche war also in der alten Zeit ein wichtiges Abfallprodukt, das man nicht umkommen ließ. Sie war zum Bauchen unentbehrlich.

Zum Bauchen gehörte nun noch eine große hölzerne Bütte, die sogenannte „Bauchbütte“, die in jedem Haushalt so unentbehrlich war wie etwa ein Tisch oder Bett. Am Waschtage wurde die Wäsche in die Bütte gelegt und darüber ein über den Büttenrand reichendes Leinentuch, das „Bauchtuch“, gebreitet. Auf das Bauchtuch wurde die feingesiebte Holzasche dick verteilt und immer mit heissem Wasser übergossen. Es war auch üblich, die Asche zwischen die einzelnen Wäschestücke zu schütten, oder sie schon in gefilterte Aschenlauge zu legen, die vorher auch durch Ausziehen, der in einem Laugensäckchen gesammelten Asche bereitet wurde.

Die chemische Einwirkung der Lauge auf die Wäsche dauerte stunden- ja sogar tagelang an und stellte einen schonenden Waschvorgang dar. Je nach dem Grad der Verschmutzung konnte die Lauge aufgehoben und mehrmals verwendet werden. Mit dem Bauchen war die Hauptarbeit getan. Es folgte das Auswaschen und das Bearbeiten der Wäsche am Dorfbach, wobei die Wäscherin die einzelnen Stücke mit einem Schlagbrett, das man an der Saar „Bleuel“ nannte, tüchtig bearbeitete.

Duft und Reinheit der Wäsche hingen vom Bleichen ab. Das Bleichen sollte ihr wieder die ursprüngliche Helle geben und das im letzten Winter aus dem Webstuhl gekommene, unansehnliche, noch graue Leinen „weiß machen“. Deshalb gehörte zu jedem rechtschaffenen Bauernhof eine Tuchbleiche. Das war ein sauberer sonniger Wiesenplatz in der Nähe eines Wassers, Tuchbleichen lagen auch außerhalb der Ringmauern unserer Städte. Sie gaben mit Wasser, Luft und Sonne der Wäsche die letzte Vollkommenheit. Wie es aber saftige und trockene Wiesen gab, so gab es auch wertvolle oder weniger taugliche Bleichplätze. Nicht ohne Grund schickte die frühere englische Königin Elisabeth zeitweise ihre Wäsche zum Bleichen nach Harlem in Holland. Nicht ohne Grund schickten aber auch die Saarbrücker ihre Wäsche zur Bleiche in die wasserreichen Teile der Südpfalz. Nördlich unserer Stadt St. Wendel, außerhalb der ehemaligen Stadtmauern, am Todbach, besteht noch der alte Flurname „Bleichwiese“.

Wir wissen das aus dem Jahre 1811. Damals unterhielt J. E. Grother zu Landau in der Pfalz ein „Bleichetablisement“ an der Kaltenbach, einem Nebenbach der aus dem Pfälzerwald kommenden und zum Rhein fließenden Queich. Von Landau bis Saarbrücken hatte er seine Kundschaft und seine Sammelstellen, an denen Tuch und Garn zum Abholen gegeben werden konnten. In Saarbrücken befand sich eine Niederlage in St. Johann bei Friedrich Firmond, dem Inhaber der Wirtschaft zur Stadt Mainz. Grother sicherte seiner saarländischen Kundschaft zu, so oft als es notwendig sei, mindestens aber zweimal im Monat mit einem gedeckten Wagen nach Saarbrücken zu kommen, das Bleichgut abzuholen und es dann später wieder „franko“ zurückzubringen. „Schöne Weiße“ und „schnelle Bedienung“ waren die Grundsätze, nach denen das Grothersche Etablissement arbeitete. Ob die Saarbrücker damit zufrieden waren, wissen wir allerdings nicht.

*Das beste Werk auf Erden ist:
Korn in die Scholle säen,
Und aller Freuden reichste ist:
Die vollen Schwaden mähen!*

*Rund geht der Wurf des Sämanns
Und rund des Schnitters Eisen.
Das ganze Leben auf und ab
Liegt zwischen diesen Kreisen.*

Friedrich Rückert (1788 – 1866)

Die Genoveva-Legende

VON KARL SIEBER

In den sagenhaften Überlieferungen des Mittelalters erscheint auch die Gestalt Genovevas, einer unschuldig leidenden Ehefrau, die durch einen abgewiesenen Verführer verleumdet und ins Unglück gestürzt, schließlich aber gerechtfertigt wird. Das schon lange in Volksbüchern aufgenommene Erzählgut dieser Gattung wird in unserer Zeit verdrängt von neueren Gattungen der Anpassung an wirkliche oder vermeintliche Wünsche und Bedürfnisse des Volkes. Wir geben dem folgenden Textbeitrag über Genoveva gern Raum, weil der Stoff zu unserer Heimat Bezug hat und sich in unserer näheren und weiteren Umgebung die Genoveva-Legende seit alter Zeit besonderer Beliebtheit erfreute.

Nach dem „Deutschen Titelbuch“ von M. Schneider (Berlin, 1926) gibt es vom Genoveva-Stoff nicht weniger als 13 dramatische Bearbeitungen.

Es ist an dieser Stelle noch bemerkenswert, daß, als 1886 ein Wandertheater in St. Wendel u. a. ein Volksstück „Preziosa“ mit wenig Erfolg aufgeführt hatte, die Theaterleitung alle Hoffnung auf eine Aufführung der „Genoveva“ setzte und folgendermaßen in der damaligen St. Wendeler „Nahe- und Blieszeitung“ schrieb: „Wir wollen wünschen, daß die Gesellschaft mit ihrer Abschiedsvorstellung „Genoveva“ am nächsten Sonntag den getrübbten Eindruck verwischt und den bisher erworbenen guten Ruf bewahren und hinterlassen wird.“
Die Schriftleitung

1906 sah ich zum erstenmal als kleiner Landjunge das Schauspiel „Genoveva“, aufgeführt von einer Wanderbühne im Saal einer Dorfwirtschaft in Niederkirchen. Das Stück gefiel mir damals, aber die Geschichte selbst hatte ich in den sechzig vergangenen Jahren vollständig vergessen, bis auf einmal bei einer Mosel-Rhein-fahrt 1967 der Name „Genoveva“ blitzartig in mein Bewußtsein drang. Sofort sammelten sich um den Namen andere mit ihm zusammenhängende wie Genovevahöhlen bei Schwarzerden-Reichweiler, bei Erzweiler im Kreis Birkenfeld, bei Ehrang in der Nähe von Trier, bei Ettringen im Maifeld und die Genoveva-burg in Mayen. Eine Schrift des Geschichtsvereins des Kreises Mayen kam in meine Hände und ich fand dort die Geschichte von der Pfalzgräfin Genoveva, die ich als kleiner Junge gesehen und gehört hatte. Mein Interesse wurde neu geweckt und suchte nach Aufhellung in der Literatur, wo sich auch die Notiz fand, daß ein St. Wendeler Mechanikermeister Jordan in den Jahren um 1850 mit einer Theatergruppe durch das Trierer Land zog, zu dem ja damals auch der Kreis St. Wendel gehörte und die Geschichte von der Pfalzgräfin Genoveva spielte. Die Geschichte selbst war vor 100 Jahren im Kreise St. Wendel ebenso bekannt wie in den Rheinlanden, in ganz West- und Mitteleuropa, ja sogar bis nach Rußland hinein. Da sie heute weithin vergessen ist, möchte ich sie kurz wiedergeben in Anlehnung an die oben erwähnte Schrift des Mayener Geschichtsvereins, die ihrerseits sich auf Johannes von Andernach stützt, der um 1500 eine authentische und von vielen Stellen anerkannte Darstellung gab in lateinischer Sprache.

Zur Zeit des Trierer Bischofs Hyldulf, der in dem Palaste zu Ochtendung wohnte, wurde zu einem Kriegszug gegen Feinde aus dem Süden gerüstet. Wahrscheinlich handelte es sich um einen Zug gegen Abderames zur Zeit Karl Martells -. In dem Ochtendunger Palast lebte damals auch der vornehme Pfalzgraf Siegfried, der sich Genoveva aus dem Herzogshaus von Brabant zur Frau nahm, die sehr schön war und der Gottesmutter Maria Tag und Nacht diente. Da der Pfalzgraf mit seinen Rittern in den Krieg ziehen mußte, übertrug er dem Ritter Golo den Schutz der Burg und der pfalzgräflichen Familie. Nicht lange danach entbrannte Golo in Liebe zu Genoveva, die ihn aber immer zurückwies. Eines Tages ver-

suchte er mit einem selbstgeschriebenen Brief die Pfalzgräfin zu täuschen, daß ihr Gemahl mit seiner Begleitung den Tod gefunden habe. Genoveva weinte bitterlich und flehte zu der Gottesmutter, die ihr in der folgenden Nacht erschien und sie tröstete, daß der Pfalzgraf lebe. Bei einem erneuten Annäherungsversuch Golos, in dem dieser sie umarmen und küssen wollte, schlug sie ihm mit der Hand ins Gesicht. Golo nahm ihr darauf alle Diener und Gehilfinnen weg, und das war hart, denn es kamen die Tage heran, daß sie gebären sollte. Sie schenkte einem schönen Knaben das Leben, aber keine Frau wagte es, ihr zu helfen, außer eine alte Wäscherin. Wenige Wochen danach kam ein Bote von dem Pfalzgrafen mit der Nachricht, daß er in Straßburg sei. Für Genoveva war das eine Freude, daß nun bald die Befreiung von dem bösen Ritter kommen werde.

Als aber auch Golo von dem Näherkommen seines Herrn erfuhr, geriet er in tiefe Verzweiflung, denn er wußte, daß ihm bei dem Benehmen der Pfalzgräfin gegenüber der sichere Tod drohte. In seiner Bedrängnis suchte er bei einem Weib, das in schlechtem Rufe stand, Rat und Hilfe. Das listige Weib aber wußte, daß die bisherige Ehe Genovevas kinderlos geblieben war, und so sagte es zu Golo, er solle so schnell wie möglich nach Straßburg reiten und dem Grafen berichten, daß der Koch des Kindes Vater sei. Als aber der Graf von Golo persönlich diese Nachricht hörte, geriet er in tiefe Betrübnis, dann in maßlosen Zorn. Er war schließlich außer sich und jedem Rat Golos zugänglich. Dieser erzwirkte von ihm den Befehl, Genoveva mit dem Kind in dem nahen See zu ertränken. Als Golo zu Hause angekommen war, gab er seinen Dienern die Anordnung, den Befehl des Grafen sogleich auszuführen. Unterwegs aber sagte ein treuer Diener, daß er den Unglücklichen einen sicheren Ort im Walde anweisen wolle, wo sie bleiben sollten. Die anderen Diener stimmten zu, und Genoveva gab die Versicherung, daß sie an dem zugewiesenen Ort bleibe. Zu Hause meldeten die Diener Golo den Tod der Gräfin und gaben ihm als Beweis die abgeschnittene Zunge eines toten Hundes. Die Unglücklichen, Mutter und Kind, lebten vor einer Höhle, Brombeersträucher umgaben den Platz. Die Mutter hatte keine Milch für den 30 Tage alten Knaben. In dieser ihrer großen Not wandte sie sich unter Tränen in flehendem Gebet an den Allmächtigen und an die Gottesmutter Maria um Hilfe. Nach einiger Zeit erschien eine Hirschkuh und suchte neben dem Knäblein Ruhe. Die Mutter aber legte ihr Kind an das Euter des Tieres, sie selbst ernährte sich von den Kräutern und Beeren des Waldes. 6 Jahre und 3 Monate mußten sie an dem verlassenem Ort in der trostlosen Wildnis des Waldes leben. So viele Zeit verging, bis der Pfalzgraf bei einer Jagd Gattin und Sohn auf wunderbare Weise fand. Die Hunde verfolgten einen Hirsch bis zur Behausung Genovevas, die einen Stock nahm und die kläffenden Hunde von ihrer lieben Hirschkuh wegtrieb, welche neben dem Knaben ihren Ruheplatz einnahm. Bald erschien auch der Pfalzgraf mit seinem Gefolge, der mit der armen fremden Frau sich zu einem Gespräch bereitfand. Auf die Frage nach ihrem Namen hörte er „Genoveva“. Da erinnerte er sich seiner Gattin. Ein ehemaliger Kammerdiener trat hervor und erkannte die Herrin an einer Narbe im Gesicht. Als noch der Trauring bei ihr gefunden wurde, umarmte der Pfalzgraf sie und den Knaben.

Genoveva erzählte nun vor den Versammelten von dem großen Leid der vergangenen Jahre und wie Golo sie bedrängte. Als der böse Mann mit der Nachhut der Jagd an dem Ort der Versammlung eintraf, stürzten alle sich auf ihn,



Ritter Siegfried führt Genoveva auf seinem Roß aus der Wildnis in sein Schloß zurück. Links davon Schmerzenreich, der staunend auf die unter ihm sich ausdehnende Landschaft hinabblickt.
Aquarell von Eduard v. Steinle (1861). Mit freundl. Erlaubnis des Städelchen Kunstinstituts Frankfurt a/M.

um ihn zu töten. Der Graf aber berief ein Schnellgericht und befahl unter der Zustimmung aller, man solle vier Ochsen herbeiholen, welche noch nie einen Pflug gezogen hatten. Die Arme und Beine Golos wurden an die vier Ochsen festgebunden und die Tiere dann angetrieben. Der Leib Golos wurde in vier Teile zerrissen. Der Graf wollte Gattin und Sohn sogleich mitnehmen auf seine Burg, aber Genoveva weigerte sich zunächst mit dem Hinweis, daß ihr diese Stelle im Walde, wo sie göttliche Hilfe erhalten hatte, heilig sei, willigte aber schließlich ein, nachdem sie von ihrem Gemahl das Versprechen erhalten hatte, die Stelle weihen und dort eine Kirche Gott zu Ehren bauen zu lassen. Nur wenige Wochen noch lebte Genoveva. Der Graf ließ sie im Walde an der geweihten Stelle zur letzten Ruhe betten und später über dem Grab eine Kapelle errichten. Er selbst wurde nach seinem Tode neben ihr begraben. Später fand auch der Sohn seine Ruhestätte neben der Mutter.

Soweit die Geschichte Genovevas, wie sie Johannes von Andernach um 1500 in lateinischer Sprache ausführlicher und mit vielen Ausschmückungen geschrieben hat. Viele Gelehrte und gute Kenner, die sich später mit dem Stoff eingehend und lange Jahre befaßt haben, nehmen an, daß die Geschichte selbst um 1300 um Mayen und Andernach entstanden ist, und daß die Pfalzgräfin und der Pfalzgraf in der frühkarolingischen Zeit Karl Martells gelebt haben. Die Wirkung der Geschichte aber blieb auf einen kleinen Teil des Rheinlandes beschränkt und lokalisiert.

Erst als der französische Jesuit René de Cerisiers (1603 – 1662) sein erstes Werk zu Mons in Belgien 1638 erscheinen ließ, gelangte die Geschichte Genovevas zu allgemeiner Popularität und zu einer ganz Europa umspannenden Verbreitung. Cerisiers war bemüht, die Geschichte in einen religiösen Roman umzugestalten und den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck wandelte er den Kern der Geschichte zum Teil um und erweiterte ihn durch neue Zutaten. Cerisiers Werk trägt den Titel:

„L’Innocence reconnue, ou Vie de Sainte Geneviève de Brabant“ (erster Druck 1638 zu Mons in Belgien); 1640 erschien dieselbe Geschichte mit zwei andern: „Les trois états de l’innocence, affligée dans Jeanne d’Arc, reconnue dans Geneviève de Brabant, couronnée dans Hirlande, duchesse de Bretagne.“

In der folgenden Zeit, im 17. und 18. Jahrhundert, schossen Genovevadrmen und Bühnenaufführungen wie Pilze aus der Erde. Die meisten waren durch Cerisiers Bücher und ihre Übersetzungen veranlaßt. Aus der großen Zahl der

Darstellungen mit mehr oder minder beachtlichen Textänderungen sollen in Anlehnung an Bruno Golz: „Die Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung“, Teubner Leipzig 1897, einige genannt werden:

1630 wurde im Hauptkolleg der Jesuiten in Prag das Spiel von der „Genovefa“ in Gegenwart des Adels und eines großen Volkspublikums aufgeführt.

(*Annae litterae collegii Pragensis* Hsch. 11997 der k. u. k. Hofbibliothek in Wien). 25. 2. 1659 Aufführung im Prager Palais des Grafen Martiniz.

1662 führte die studierende Jugend in Graz das Spiel auf.

1673 Aufführung in Krumace (Böhmen). Aus dem gleichen Jahr datiert ein Genovefadrama, das als Handschrift 1321 in der Wiener Hofbibliothek vorhanden war und von Seuffert im Archiv der Literaturgeschichte VIII (1879) veröffentlicht wurde.

1674 spielte im Januar und Februar im Riesensaal des Dresdener Schlosses die Wandertruppe des Hamburgers Karl Andreas Pauli die „Genovefa“.

1682 wurde am 2. und 4. September im Kurfürstlichen Gymnasium der Soc. Jesu in München „*Prodigiosa tutela innocentia seu Genovefa Palatina*“ aufgeführt. (Programm in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek).

1686 erschien in Rom von Nicolaus Avancinus „*Poesis Dramatica pars V*“, darin Genovefa Palatina. (Exemplare in der Hofbibliothek in München, in der Königlichen Bibliothek zu Berlin, in der Bibliothek der Universität in Breslau).

In Basel gehörte zum Spielplan der dort im 17. Jahrhundert häufig auftretenden deutschen Schauspieler auch die „Genovefa“.

Zwischen 1724 – 1728 wirkte die Wandertruppe des Wilhelm Düşham in Halle, Stettin, Danzig, Königsberg und über Riga hinaus. An Schauspielen wurden genannt „Adequin, das durchlauchtige Müllermädchen“ und „Genovefa“.

Die weite Verbreitung der Genovevageschichte im Osten bezeugte auch Wesselofsky „*Deutsche Einwirkungen auf das russische Theater*“, 1876. Danach wurden zur Zeit Peter des Großen Gryphius’ Papianus „*Alexander von Macedonien*“ und „Genovefa“ in russischer Sprache gegeben.

Von großem Einfluß waren die Übersetzungen des Cerisier’schen Werkes ins Deutsche:

1660 erschien Staudachers erste Übersetzung ins Deutsche, Dillingen/Donau, 1660. Ihr schlossen sich andere von weiteren Verfassern an, Dillingen 1685.

Die dritte und für die Folgezeit fruchtbarste war die Übersetzung von Martinus Kochemius. Sie ist enthalten in Kochems „*Auserlesenes History Buch*“, Dillingen 1687.

Aus dem Studium der Kochem’schen Übersetzung entstanden dann Erzählungen über Genoveva in zahlreichen deutschen Volksbüchern. Die bekanntesten sind „*Die deutschen Volksbücher*“ von Karl Simrock, Frankfurt am Main.

Gustav Schwab gab eine freie Erzählung heraus „*Deutsche Volksbücher II*“, Gütersloh und Leipzig. Auch Jos. Görres hat sich in den „*deutschen Volksbüchern*“ (Heidelberg 1807) des Genovevastoffes warm angenommen und viel zur Popularität der Genoveva in der damaligen Zeit beigetragen.

Im 19. Jahrhundert zog dann Genoveva in die deutsche Dichtkunst und Literatur ein. Je nach dem persönlichen Standpunkt und der zeitlichen Kunstrichtung der

Schriftsteller und Künstler erhielt sie die verschiedensten Bearbeitungen. Sturm und Drang, Romantik, Realismus und Naturalismus webten an ihrem Kleid. Nur die wichtigsten Darstellungen sollen in dieser Arbeit genannt werden: Friedrich Müller (Maler Müller), Golo und Genoveva; Ludwig Tieck, Leben und Tod der Genoveva, ein Trauerspiel (1800); Ernst Raupach, Genoveva, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen (1828); Friedrich Hebbel, Genoveva (1843); Otto Ludwig 1813 – 1865, Genoveva, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen.

Auch die Romantiker der Franzosen gingen nicht an dem Genovevamotiv vorüber. Lamartine hat eine Erzählung geschrieben „Geneviève de Brabant“ und auch in den Werken Mme de Staëls findet sich ein Aufsatz „Geneviève“ in ihren „Oeuvres“ XVI, Paris 1821.

Malerei und Musik in Deutschland lieferten einige wenige Beiträge zu dem Gesamtbild der Pfalzgräfin:

1806 erschienen von den Brüdern Franz und Johann Riepenhausen 14 Umrißzeichnungen (mit Text von Schlosser). Von Josef v. Führich erschienen 15 Radierungen zur Genoveva. Die Düsseldorfer Bosch und Steinbrück schufen ein Genovevagemälde.

1839/41 schuf Ludwig Richter das bekannte Gemälde, das sich in der Hamburger Kunsthalle befindet.

Die Musik steuerte durch Haydn, Huth, A. W. Ambros und Robert Schumann verschiedene Genovevkompositionen bei.

Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts bearbeiteten deutsche Schriftsteller und Gelehrte die ganze Fülle des so umfangreichen literarischen Genovevastoffes, ohne jedoch zu hundert Prozent nachweisen zu können, daß die Pfalzgräfin wirklich gelebt hat und ihre Geschichte der Wahrheit entspricht.

Anders steht es in dieser Hinsicht mit der Pariser Genoveva, Wohltäterin ihres Volkes, Heilige der Kirche und Patronin der Stadt Paris. Die in 3 Fassungen erhaltene Vita sanctae Genovefae wurde in der Ikonographie der Heiligen beschrieben (K. Künstle 1926). Ein Unbekannter verfaßte schon im 6. Jahrhundert ihre Geschichte. Genoveva wurde in Nanterre um 422 geboren und verstarb in Paris am 3. 1. 512. Unter dem 3. 1. finden wir heute noch in jedem Kalender ihren Namen. Ihre Eltern hießen Severus und Gerontia und waren römische Bürger. Die Tochter war neben der lateinischen Sprache auch der fränkischen Sprache mächtig. Nach dem Tode der Eltern siedelte sie nach Paris über und führte dort ein Leben des Gebets, der Askese und der Wohltätigkeit. Als die Hunnen unter Attila Paris näher kamen, rief sie die Bewohner der Stadt zum Bleiben und zum aktiven Widerstand auf. Nach der Schlacht auf den Katalanischen Feldern im Jahre 451 verließen die Hunnen das Land, die Pariser aber jubelten ihrer Retterin zu und trugen deren Ruhm durch ganz Frankreich bis zum Rhein. Noch ein zweites Mal konnte Genoveva in öffentlichem Wirken ihrer Stadt aus großer Not helfen. Während einer Belagerung ließ sie heimlich auf der Seine Getreide für die Hungernden herbeischaffen.

Genoveva war ihrer Geburt nach römische Bürgerin. In ihre Lebenszeit fiel der Sieg der Franken unter Chlodwig über die Römer. Die fränkische Macht breitete sich über die letzten Reste der römischen Macht in Gallien aus. Genoveva stand

also zwischen Römern und Franken in der Zeit der zu Ende gehenden Antike und des beginnenden Mittelalters, in einer wahrlich inhaltsreichen weltgeschichtlichen Epoche. In dieser so bewegten Zeit nahm sie sich immer und überall der Elenden und Verzweifelten an und erwarb sich sogar hohes Ansehen am fränkischen Hof. Der fränkische König gab auf ihre Bitten hin Gefangene frei und erließ schon zum Tode Verurteilten die Strafe. Frieden zu bringen und Feinde zu versöhnen war ihre hohe Lebensaufgabe. Genoveva wurde in der Apostelkirche zu Paris begraben, die später den Namen „St. Geneviève“ erhielt, in der auch Chlodwig und seine Gemahlin Chrodichilde, eine burgundische Prinzessin und von Kindheit an Christin, beigesetzt wurden. Der Mons Lucotitius hieß von nun an Montagne Sainte-Geneviève. Im Pantheon konnte man in der Rundgalerie die Apotheose der Sainte-Geneviève in Fresken gemalt bewundern.

Wir wissen, daß die Pariser Genoveva historisch eingeordnet ist, daß sie also wirklich gelebt hat und an vielen Stellen, wie auch im linksrheinischen Gebiet verehrt worden ist, während die historische Wirklichkeit der Pfalzgräfin noch nicht nachgewiesen ist. Es gibt zwar einige Hinweise: In erster Linie ist die Fraukirch in der Pellenz bei Mayen zu nennen, ein Bau aus dem 13. Jahrhundert, der eine Reihe von Erinnerungen bewahrt. Die Kirche war ein Wallfahrtsort vom 13. bis zum 19. Jahrhundert. Die Genovevageschichte ist dort in Stein gemeißelt. In der Südwand des Gotteshauses ist eine Grabplatte eingemauert, die einen Mann in Ritterrüstung und eine Frau darstellt, vermutlich die Stifter der Kirche. Im Jahre 1951 grub man in die Tiefe. Dabei wurde festgestellt, daß die Fundamente des Mittelschiffs von einer frühkarolingischen Saalkirche stammen, aus der Zeit also, die auch die Geschichte der Genoveva annimmt. (Ausgrabungsbericht Dr. Röder, Jahrbuch für Rheinische Volkskunde 2. 1951). Bei Thür an der Straße nach Niedermendig steht noch ein alter Bildstock, das Golo-kreuz. Dort soll Golo gerichtet und begraben worden sein. In der Gemarkung der Gemeinde Thür hat ein Distrikt den Namen „im Geviertel“, erinnernd an den Lohn, den Golo dort empfangen hat.

Neben diesen beachtlichen Zeichen, die für eine historische Einordnung sprechen, gibt es aber auch Gegenargumente:

Es existierten zwar Pfalzgrafen mit dem Namen Siegfried, aber deren Frauen hießen nicht Genoveva, bleibt die andere Möglichkeit, daß Siegfried kein Pfalzgraf, sondern nur ein Graf oder gar ein Ritter war, von denen geschichtliche Urkunden im allgemeinen fehlen. Ein Weiteres ist noch zu bedenken: Die Geschichte mag in der Tat so abgelaufen sein, aber der Schreiber hat aus Gründen der Anonymität die direkte Namensnennung vermieden und die wahren Namen durch fingierte ersetzt. Er hat an die hehren Lichtgestalten wie Siegfried und an die Pariser Genoveva, die ja um Andernach im 13. Jahrhundert kultische Verehrung genoß, angeknüpft, um damit die Geschichte ins Legendäre zu wandeln und ihr einen mythischen Glanz zu verleihen. Dadurch hat Genoveva zwar keine historischen Urkunden bekommen, aber ein Höheres als einfach platte Realität erhalten, nämlich eine leuchtende und erhebende Lebenskraft, die über Jahrhunderte und über weite Gebiete Europas wirksam war. Sie ist Träger oder Prototyp einer hohen menschlichen Tugend der „Gattentreue“ und gleicht darin der Penelope, der Gattin des Odysseus. Mit Beginn des 20. Jahrhunderts scheint das Leuchtende zu verblassen, aber das Problem selbst scheint, wenn auch in veränderter Form, aktuell zu bleiben.

Am Ende der Arbeit möchte ich noch auf einen anderen aktuellen Punkt aufmerksam machen. Es existierte die Sainte Geneviève in Paris und es existiert in einem höheren Sinn auch heute noch die Geneveva. Die Sainte Geneviève genoß und genießt bei Franzosen und Deutschen die gleiche Verehrung. Um den Stoff der Pfalzgräfin Geneveva rangen sowohl Franzosen als auch Deutsche. Möge gerade das Saarland, das ja eine Brücke zwischen Deutschland und Frankreich ist, das Verbindende, das in dem Thema der Arbeit liegt, besonders spüren, ihm weiter nachgehen, es pflegen und die Geschichte der Geneveva nicht ganz vergessen!

Benutzte Literatur:

1. Geneveva, herausgegeben vom Geschichts- und Altertumsverein für Mayen und Umgebung, 2. Aufl. 1963.
2. Die Pfalzgräfin Geneveva in der deutschen Dichtung von Bruno Golz. Teubner, Leipzig 1897.
3. Neue Forschungen zur Geneveva-Sage von Dr. Franz Görres in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, Köln 1898.

Morgenritt

ALFRED WALTER HEYMEL (1878 - 1914)

*Über morgenbunte Hügel
Reit ich in den Tag hinein,
Fröhlich funkeln Sporn und Bügel,
Golden strahlt der Sonnenschein;
Golden strahlen meine Zügel.*

*Morgendüfte, Morgenklänge,
Taugeglitzer längs dem Rain;
Farben, Lichter, welch Gedränge
Will in meine Augen ein,
Da ich frisch durchs Frische spreng.*

*Sonne läßt uns dann ermatten,
So will ich ein Träumer sein,
Und ich lenke in den Schatten,
An der Quelle schenk ich ein,
Und mein Fuchs begrast die Matten.*

*Heimwärts nun mit munteren Schritten,
Leicht verbrannt vom Sonnenschein.
Wie erfüllt sind alle Bitten,
Alle Wünsche frei und rein.
Immer auf zu neuen Ritten.*

Aus der Geschichte des Dorfes Primstal

VON KURT HOPPSTÄDTER †



Im Laufe der Jahre und Jahrzehnte, in denen ich mich bemühe, Material zu einer Geschichte der Herrschaft Dagstuhl zusammen zu tragen, in Saarbrücken, Koblenz, Wallerstein bei Nördlingen und Sigmaringen, fand ich auch eine Menge von Nachrichten über Primstal. Das kann nicht verwundern, denn unser Dorf gehörte zu dieser Herrschaft, ja es war eines der bedeutendsten Dörfer darin.

Aber eigentlich ist das falsch, denn in all diesen Zeiten, von denen ich erzählen will, gab es kein dörfliches Gemeinwesen, das den Namen Primstal führte. Die Gemeinde Primstal ist erst 1930 aus den beiden Dörfern Mettnich und Mühlfeld gebildet worden. Und daher soll von diesen beiden Dörfern hier die Rede sein.

Beide Dörfer haben die gleichen Schicksale gehabt. Mettnich mit seinem vordeutschen Namen ist zweifellos die ältere Siedlung gewesen, von wo aus im Mittelalter auf dem Mühlenfeld eine Ausbausiedlung angelegt wurde, die immer die unbedeutendere geblieben ist.

Aus den erhaltenen Urkunden erfahren wir begreiflicherweise nichts über das Alter der Dörfer. Sie werden beide etwa um die gleiche Zeit genannt, Mühlfeld als Mulenvelt um das Jahr 1220 in einem Güterverzeichnis der Abtei St. Maximin und Mettnich 1233, als ein Ortlieb v. Mettenich, ein Vasall der Herren v. Schwarzenberg von der nahe gelegenen Burg dieses Namens Güter in Mühlfeld erhielt.

Die Grundherrschaften:

Von den Besitzungen der genannten Abtei St. Maximin in Trier ist später keine Rede mehr. Aber an anderen Herren des Dorfes mangelte es durchaus nicht. Es war ja das Mittelalter, die Zeit des grundherrschaftlichen Durcheinander, wo es vorkommen konnte, daß 10 und mehr Herren sich in ein Dorf und seine Bewohner teilten. Diese Verhältnisse will ich hier kurz erläutern.

Eigentlich ogehörten beide Dörfer im hohen Mittelalter zunächst den Edelherren v. Schwarzenberg, die allerdings im 14. Jahrhundert von ihrer Burg vertrieben wurden. In Mettnich und Mühlfeld teilten sich dann der Kurfürst von Trier und der Bischof von Speyer in die landesherrlichen Rechte, ohne sie aber selbst auszuüben. Denn mit dem ganzen Hochgericht Schwarzenberg wurden auch unsere Dörfer als Lehen an adelige Herren vergeben und unabhängig daneben übten andere Herren Rechte aus. In dieser Vielfalt der Besitzverhältnisse gab es zudem einen dauernden Wandel. Denn die Herren kauften und verkauften, erbten, erheirateten und verschenkten, und nach den Menschen in den beiden Dörfern wurde weiter nicht gefragt. Die waren nur wichtig als die Leute, die den Herren die Abgaben bezahlten, und wurden mit gekauft und verkauft.

Und hier die einzelnen Herren: 1300 kaufte Thilmann v. Schwarzenberg einen Teil des Zehnten von dem Ritter Stange v. Weylinstein, 1316 den andern Teil

von den Herren v. Heppenheim. Der Zehnte ist offenbar unmittelbar in den Besitz der Herren v. Sötern gekommen, denn 1327 belehnte der Edelknecht Kuno v. Sötern den Edelknecht Simon v. Heppenheim mit eben dieser Abgabe, die ursprünglich für die Kirche bestimmt war. Ein Lehen des Nikolaus von Hagen in Mühlfeld wird 1323 genannt. Ein Sechstel des Zehnten zu Mühlfeld und Mettenich sowie 3 Höfe zu Mettnich gehörten 1436 dem Erzstift Trier, das den Claus v. Nattenheim gen. Crittner und als dessen Nachfolger wohl die Herren v. Hagen damit belehnte, die zu dieser Zeit auch den Zehnten in Mühlfeld besaßen.

1478–81 schwebte ein Streit zwischen Johann v. Schwarzenberg und Friedrich v. Bitsch gen. Gentersberg über Zehnt, Schaft und Zinsen zu Mettnich, die dem ersteren zugesprochen wurden. 1485 erhält Adam v. Sötern bei einer Erbaus-einwanderung den Zehnten zu Mettnich und Mühlfeld. Durch Heirat mit Rose Mohr v. Sötern erwarb Nikolaus v. Hagen um 1500 Renten in Mettnich und Mühlfeld. Die Familie v. Hagen besaß sie noch 1618. Andere Güter, die teils Eigentum, teils Lehen der Grafschaft Sponheim waren, wurden 1602 an die Herren v. Sötern verkauft.

Was für Einnahmen hatten die Herren eigentlich in den beiden Dörfern? Hier als Beispiel nur die Einkünfte der Herren v. Hagen, nach einer Aufstellung von 1565:

„Von den Gefällen zu Mettnich (15½ Gulden 8 Albus Geld, 7 Malter 2 Faß Korn, 1 Malter Hafer, 15 Hähne, 8 Fastnachtshühner) sind 10 Gulden Mann-lehen von der Grafschaft Sponheim, das übrige ist Eigentum. Die Gefälle werden gegeben von Rülkins Erbe, Breten Erbe, Riesenhennen Erbe, Rhemen Erbe, Jecklenhansen Erbe, Debolds von Mühlfeld Erbschaft, Chuno und Hans von Mühlfeld. Diese haben außerdem 1½ Wagen, 3 Röder und 3 Schnitter zu stellen. Hubenrecht zu Mettnich: 6 Gulden 12 Albus, 18¼ Faß Korn, 17¾ Faß Hafer, 5 Hühner, 37½ Schorzen (?), 37½ Eier, ½ Wagen zu Weinführen, 2 Röder, 2 Schnitter, außerdem von allen Nachgenannten das Besthaupt „so der Mann stirbt“, 4 Heller jedes vierte Jahr und 1 Huhn jedes dritte Jahr. Diese Abgaben werden geleistet von Scheres Peter zu Mühlfeld, Heinz Schmidts Erbe, Schnoobs Erbe, Sönnigins Erbe, Schorren Erbe, Frankenhansen Erbe, Bartzhansen Erbe, Appenbechers Hansenerbe, außerdem der Meyer ein Schwein.

Fron: die Eigenleute in Mettnich geben 15 Gulden anstelle der vorgeschriebenen jährlichen Frondienste.

Man sieht, die Abgaben der Untertanen und die Rechte der Herren waren vielfältig. Wenn aber in Primstal, wie ich mir sagen ließ, erzählt wird und wie es leider auch im Heimatbuch Wadern zu lesen ist, die Herren hätten das „jus primae noctis“ gehabt, so ist das natürlich Unsinn. Von einem solchen Recht kann in unserem Raum nicht gesprochen werden.

Gefälle zu Mettnich und Mühlfeld waren außerdem 1603 im Besitz der Herren Vogt v. Hunolstein. Auch zu dem Besitz der Herren v. Dietz (und ihnen folgend der Herren v. Dorfelden) in Krettnich gehörten Güter in Mettnich und Mühlfeld.

In Mettnich werden noch 1656 Leyische, Hagensche und Montzheimische Anteile genannt, obzwar Rechte dieser Herren damals nicht mehr bestanden, sondern seit 1616/1617 zur Herrschaft Dagstuhl gehörten. Nur ein Hof in Mettnich, der

Lothringer Hof genannt, blieb bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts Eigentum des Herzogs von Lothringen, der außerdem am Heiligkreuz-Markt (23. Mai) für 24 Stunden alle Marktgerechtigkeit in Mettnich besaß. Diese „Kirwe“ bestand schon 1562. Der Hof ging in das Eigentum des Erzstiftes Trier über. Die Marktgerechtigkeit trat der König von Frankreich als Besitz des Herzogtums Lothringen im Rahmen eines größeren Tauschvertrages 1778 an den Kurfürsten von Trier ab. Ein Protokoll vom 2. Mai 1789, im Gasthaus des Johann Zarth in Mettnich aufgenommen, schildert die Ausübung der Marktgerechtigkeit wie folgt:

„Am 2. Mai hatte sich der Amtmann Gatterman mit dem Aktuar von St. Wendel nach Mettnich begeben. In seiner Begleitung befand sich ferner der Kellereischultheiß Nikolaus Hallauer, der Jägerbursche Thiery sowie der Amtsbote Tholey. Bei der Ankunft der Beamten war bereits ein Jägerkommando aus Trier eingerückt. Darauf fand in der Pfarrkirche die Vesper statt. Nach dem Gottesdienst ging der Schultheiß mit dem Amtsboten bei den Wirten um und ließ die Fässer zuschlagen, indem er den Ausschank auf 24 Stunden verbot. Nur der Wirt Johann Zarth durfte gegen eine Abgabe von vier Gulden für die Dauer des Festes Wein verzapfen. Um die Oberhoheit des Kurfürsten über die Jagd und Fischerei darzutun, mußte der Jägerbursche Thiery einen Hasen schießen. Die Fischerei in der Prims aber konnte in jenem Jahre nicht ausgeübt werden, da das Fanggerät in Unordnung war. Zum Schluß erhielt das Jägerkommando den Befehl, für Ruhe und Ordnung in den Ortschaften zu sorgen.

Am folgenden Tag war Markt. Die fremden Krämer, Bäcker und Wirte, die zum Markt gekommen waren, erhielten kurtrierisches Maß und Gewicht und mußten das übliche Standgeld bezahlen. Vor dem Hochamt bewegte sich eine feierliche Prozession durch die beiden Dörfer. Der St. Wendeler Amtmann schritt dabei an erster Stelle hinter dem Allerheiligsten. Zu seiner Seite paradierte das Jägerkommando, das dann auch beim Hochamt zu beiden Seiten des Altars Aufstellung nahm. Nachmittags fand nochmals eine Vesper statt. Hierauf schloß man das Protokoll und die Beamten reisten in ihren Kutschen nach St. Wendel zurück, während die Jäger nach Trier abmarschierten.“

Aber damit sind wir schon zu weit vorgeprellt und müssen noch einmal zurückblenden.

Einem ersten Überblick über die Einwohner der beiden Dörfer (d. h. der Haushaltungen) haben wir in der Liste der Türkenschatzung von 1568:

Fincklers Wolfartt	Schue Mattes
Lorentz	Wilhelm Hans
Hans Schmit	Wentz
Schloppen Cuntz	Schor Adam
Steffen	Knaw
Barthel	Mattes Wendel
Heintzen Hans	Fuchs Wendel
Heintzen Cloß	Jop
Cuntz	Jakobs Hans
Mathis Hanß	Becker Cun
Thumes Meiger	

Das wären 21 Haushaltungen, die in etwa einer Einwohnerzahl von 90–100 Personen entsprechen würden. Aber klar ist die Sache nicht. Es werden nämlich

zu dieser Zeit auch noch andere Namen genannt, die zum Teil wohl die gleichen Personen wie oben bezeichnen können, zum Teil aber auch andere: 1544 ist die Wirtin Hanßen Engeln in Mettnich Eigentum der Herren v. Hagen, 1573 Meiger Hanß von Mettnich. 1589 ist Wilbert Finkler zu Mühlfeld, (der oben genannte Fincklers Wolfartt) gemeinsamer Untertan der v. Hagen und v. Sötern, Groß Hans in Mühlfeld Eigentum des Philipp Jakob v. Flersheim.

Aus den Rechnungen der Grundherren erfahren wir aus der Zeit vor dem dreißigjährigen Krieg noch verschiedene Einzelheiten:

1562 gab es in Mettnich eine Schleifmühle, in der Halbedelsteine geschliffen wurden.

1564 haben sich Heyn und Gypen Thibold von Mettnich gescholten, müssen 2 Gulden aus Buße geben.

1565 hat sich begeben, daß einer von Bliesen einem fremden Unbekannten, welcher ihm zwei Hemden gestohlen hatte, nachgefolgt ist bis oben an Mettnich und ihm dort die Hemden wieder abgenommen hat. Als das der Hochgerichtsbote und Steffen Wagner zu Mettnich gesehen, haben sie die gestohlenen Hemden an sich genommen und gesagt, sie seien den Herren (des Hochgerichts Schwarzenberg) verfallen. Sie haben den Dieb gefangen genommen, nach Schwarzenberg gebracht und in den Turm gesetzt. Der Verfolger aber mußte (wegen seines Übergriffs im Hochgerichtsbezirk) 2 Taler zur Buße geben.

1569 Gedmanß (Göttmanns) Hanß und Meyer Hans von Mettnich haben zwei Weiber zu Mettnich, Eva und Maria als Hexen angezeigt. Diese wurden auch gefangen genommen und durch den Scharfrichter gefragt. Da man ihnen aber nichts nachweisen konnte, hat man sie wieder freigelassen und die Anzeiger mit 50 Gulden bestraft. Andere waren nicht so glücklich. Als Hexen und Hexenmeister wurden verbrannt:

1597 Matheiß Johentgen, Frau Margarethe aus Mühlfeld, 1603 Beckers Greth aus Mettnich, 1628 eine ungenannte Person aus Mettnich, 1630 Kremers Joisten aus Mettnich. Außerdem ist noch ein Prozeß gegen mehrere Frauen aus Mettnich 1589 festzustellen, dessen Ausgang unbekannt ist. Der genannte Gedmann baute mit Erlaubnis der Herren eine Mahlmühle an „den Nebenfluß der Prims“. Man hat ihm auch vergönnt, dorthin eine Sägemühle zu bauen, aber er hat sie schon 1569 verkauft und sie kam an die Löster bei Buweiler (sie war also transportabel).

1571 Als die von Selbach an Karfreitag junge Raben im Mettnicher Hochgericht ausheben wollten und ein junger Bub von einem Baum gefallen ist und tot war, haben die Selbacher den Jungen nach Selbach getragen. Es sind aber beide Hochgerichtsmeyer mit 4 Schöffen nachgefolgt und begehrt, den Jungen wieder zurückzubringen. Aber die von Selbach wollten nicht zugeben, daß der Todesfall im Mettnischer Hochgericht vorgekommen sei und haben den Leichnam nicht hergegeben. Da haben die Meyer samt den Schöffen zu Mettnich bei Göttmann 1 Gulden verzehrt.

Der Dreißigjährige Krieg

Der große Krieg, der nach den Geschichtsbüchern von 1618 bis 1648 dauerte, hat sich in den ersten Jahren bei uns nur in geringem Maße bemerkbar gemacht, dafür wurden die Zeiten immer grausamer und es dauerte auch länger.

1626 gab es in Mettnich einen Gastwirt Johann, der an Umgeld für den Weinausschank (Getränksteuer) 30 Gulden bezahlte. Es war die Zeit, da der Trierer Kurfürst Philipp Christoph v. Sötern die adeligen Besitzungen in der Umgegend aufkaufte und daraus die Herrschaft Dagstuhl für seine Familie, die Herren v. Sötern bildete, die dann 1697 durch Heirat an die Grafen v. Öttingen kam.

Wie sah es in dieser Zeit in Mettnich und Mühlfeld aus? 1647 wird gesagt, es seien von alten Zeiten her in Mettnich und Mühlfeld sechs Bauerngüter der Herren v. Hagen gewesen. „Seithero aber Ruin, Konfussion, so meistens die Untertanen hinweggenommen und niemand mehr um sein Eigenes wissen will.“ 1626 waren 6 Gulden und 23 Albus Schaftgeld bezahlt worden, aber 1647 gingen nur 1 Gulden 18 Albus ein. Die Lohmühle, Wollmühle, Sägemühle, Schleifmühle waren verfallen, das Gasthaus war unbewohnt. Nur die Finklersmühle, die 1631 dem Michael Finkler gehörte, bestand noch. Der Lothringer Hof „Schirrmannsgut“ genannt, war „verbrannt, die Güter nicht gebraucht“.

In Mühlfeld wohnte noch 1670 niemand.

Als dann 1673–74 die französische Armee unter dem Marschall Turenne nach dem Rückzug über den Rhein in der Herrschaft Dagstuhl und Umgebung in Winterquartieren lag, da konnte der Amtmann in Mettnich und Mühlfeld keine Abgaben erhalten „wegen Turennischer Verderbung“. Ja, bei einem Zeugenverhör in Dagstuhl 1701 erwähnte ein Zeuge beiläufig: „...“, daß vor etlichen vierzig Jahren, als das Dorf Mettnich in Abgang geraten war...“. Und damit ist zweifellos der französische Zug gemeint, denn der Herr v. Sötern gab damals an, zu dieser Zeit seien seine 4 besten Dörfer verbrannt worden, und dazu gehörte auch Mettnich.

Die alten Familien.

Es gibt in Mettnich (Me) und Mühlfeld (Mü) nicht viele Familien, die den 30-jährigen Krieg überdauert haben. Zu erfassen sind in den Akten auch kaum sämtliche ansässige Bauern und Hintersassen, da die Rechnungen nur bruchstückweise und jeweils nur für einen Herrn vorliegen.

Es erscheinen folgende Familien:

1568/1589 Wilbert Finkler, 1631 Michael Finkler, vor 1674 Finklers Johannes, 1714 Heinrich Finkler (Me), Matheiß Finkler (Me), Johannes Finkler (Mü), Hans Peter Finkler (Mü), 1718 Johannes Finkler (Mü), 1719 Niclas Finkler (Me), 1727 Paulus Finkler (Me).

1568 Thumes Meiger, 1638 Thomaßen Peter (Mü), 1714/1718 Thomas Johannes, (Mü), 1733 Thomas Johannes, 1758 Johannes Thomas, 1762 Johannes Thomä.

1565/1568 Heintz Schmidt, Hans Schmit, 1638 Schmidt Wendels Witwe (Me), vor 1674 Schmits Nikele (Me), 1714 Hans Peter Schmit (Me), 1734 Johannes Schmidt (Mü), 1755 Peter Schmitt (Mü).

1568 Knaw, 1638 Knappen Johann (Me), vor 1674 Johannes Knap (Me), 1714 Johannes Knap (Me), 1718 Knappen Johannes, 1730 Niclas Knapp.

1568 Becker Cun, vor 1674 Cunen Michel (Me), 1714 Conen Claus (Me), 1768 Cunen Claß, 1733 Heinrich Chun.

Auch sonst gab es nur wenige ortsbeständige Familien:

- 1638 Cremer Josten (Me), vor 1674 Kremers Peter (Me), 1714 Nikolaus Cremer (Me), Johannes der Cremer (Me), 1719 Niclas Kramer (auch Cramers Claß), 1727 Niclas Cremer (Me), 1730 Cremers Claß, 1733 Krämers Claß (Me).
- 1638 Treinen Willrods Witwe (Me), vor 1674 Treinen Wendel (Me), 1714 Treinen Jost (Me), 1719 Jost Treinen (Me), 1733 Dreynen Jost (Me), 1758 Peter Trein (Me).

Seit der Zeit der Abhängigkeit von Frankreich (1680–97) erscheinen auch einige französische Namen. So wird 1719 ein Jakob Lafontaine als Wirt in Mettnich genannt. Auch der Silvester Berwanger, der nach einem Bestandsbrief in Alzey geboren sein soll, stammt nach andern Nachrichten in den Prozeßakten „aus Welschland“, könnte also aus Frankreich gekommen sein trotz des deutschen Namens. Er erhielt 1680 die Mahl- und Schneidemühle zu Mettnich in Pacht, offenbar die Finklersmühle. Die Familie des Berwanger, Söhne und Enkel, spielte im 18. Jahrhundert in dem großen Prozeß der Bauern gegen die Herrschaft eine führende Rolle auf Seiten der Bauern. Doch soll davon hier nicht gesprochen werden.

Aus dem Dorfleben im 18. Jahrhundert

Dafür aber hier einige Interna aus dem Leben in den beiden Dörfern nach den Protokollen des Amtes Dagstuhl:

- 1704 Maria Katharina Schmitt von Mühlfeld ist von einquartierten Soldaten geschwängert worden. Damals war wieder einmal Krieg, wenn auch bei uns nicht gekämpft wurde.
- 1705 Simon Scherer zu Mettnich gegen Silvester Berwanger daselbst: Kläger sagt, als die Husaren von Mettnich gegen Trier gerückt, habe der Obristleutnant, welcher bei dem Beklagten im Quartier lag – weil bei demselben ein silberner Zaumbeschlag, so er auf 30 Gulden schätzte, verloren ging – des Klägers Pferd, im Glauben, es gehöre dem Beklagten, beschlagnahmt, bis derselbe den verlorenen Beschlag bezahlt haben werde. Also begehrt er, den Beklagten anzuhalten, den Obristleutnant zu befriedigen, damit er sein Pferd wieder bekommen könne.
- 1709 Silvester Berwanger aus Mettnich klagt gegen Claus Finkler aus Mettnich, derselbe habe letzten Herbst bei ihm mit andern getrunken und habe ihm einen offenen Landslügner gescholten und kein Teufel wisse, wo er her sei. Seit er ins Dorf gekommen, sei alles Unglück entstanden.
- 1719 Am 28. 11. rückte eine Kreisexekution aus 25 Mann von Oberingelheim in Mettnich ein, weil Strafen nicht bezahlt worden waren, und zwar:
- die Gemeinde, weil der Flachs in die Fischbäche gelegt und dem Meyer Gehorsam verweigert wurde, 42 Taler,
 - Niclas Berwanger, weil derselbe auf dreimaligen Befehl nicht vor dem Amt erschienen sei, 4 Taler,
 - Atzen Peter wegen Abhaltung einer verbotenen Zusammenkunft und Weigerung der Kreisgelder, 5 Taler,

- Hans Peter Recktenwald aus dem gleichen Grunde, 5 Taler,
 - Hans Peter Küffer, weil er mit einigen Kameraden die Leute nächtlicher Weise auf der Gasse mit Steinen geworfen und seine Kameraden nicht genannt, 12 Taler,
 - Johann Adam Scherer, weil er gegen herrschaftlichen Befehl seines Schwagers Ländereien nicht besäht hat, 2 Taler,
 - Cunen Heinrich und Mathes Finkler, weil sie des Andreas Veit Pferd und Wagen eigenmächtig arretiert, 2 Taler,
 - Cunen Heinrich und Niclas Berwangers Sohn Johannes, weil sie eigenmächtig Pferde aus dem Pfandstall genommen hatten, 2 fl,
 - der Hirte Johannes wegen Schlägerei, 1 fl 18 Albus.
- Bei einer solchen Exekution wurden die Soldaten bei den Bauern auf deren Kosten einquartiert.

- 1720 20. 8. Hans Peter, Atzen Peter von Mettnich Sohn hat auswärts erklärt, man müsse in Dagstuhl bei den Fronen Hunger leiden oder sein eigenes Geld verzehren. Er leugnet, wird aber überführt. Weil er so schändlich mit Unwahrheit das Amt hintergangen, muß er 12 Stunden in den Prison. Dem Vater Atzen Peter aber wird aufgetragen, vor denen, so seinen ärgerlichen, ehrabschneiderischen Jungen gehört, öffentlich zu widerrufen und sich selbst aufs Maul zu schlagen.
- Am 21. 8. geschah öffentlicher Widerruf und Maulschlagung vor dem Amt im Beisein aller anwesenden Fröner und ist seinem Sohn aus herrschaftlichen Gnaden die Turmstrafe erlassen worden.
- 1721 17. 2. Peter Fünkeler von Mettnich hat sich vor dem Gottesdienst am hl. Dreikönigstag vollgetrunken und in der Kirche randaliert, die Kirchenältesten Schelme und Diebe genannt und mußte mit Gewalt vor die Kirchentür gebracht werden. Der Beklagte erschien nicht in eigener Person, sondern schickte zu seiner Vertretung den lothringischen Hofmann aus Mettnich, der in den Turm gesteckt wurde mit dem Bedeuten, sich künftig nicht mehr um Sachen zu kümmern, die ihn nichts angingen.
- 1723 klagte Hans Adam Recktenwald von Mettnich gegen seinen Sohn Hans Peter daselbst, daß selbiger ihn gestern einen alten Schelmen, Hexenmeister geheißten und aus dem Haus nach Selbach verwiesen. Er bittet, ihm Ruhe und Einigkeit zu verschaffen. Der Beklagte leugnet die Schand- und Scheltworte und beschwerte sich, daß ihn sein Vater geschlagen. Weil bekannt, daß sich der Beklagte seiner Gewohnheit nach des Leugnens bedient und ein liederlicher versoffener Mann ist, auch der Vater den Sohn ganz zweifellos nicht ohne Ursache geschlagen hat, wird der Beklagte zur wohlverdienten Strafe und künftiger Correction auf 8 Tage mit Wasser und Brot in den Turm gesteckt.
- 1723 22. 12. Der Niclas Berwanger von Mettnich weigert sich, seinen Anteil an Brennholz für den Herrn Pastor beizufahren. 5 Taler Strafe und der Amtsbote muß so lange bei Berwanger auf Exekution bleiben, bis dieser das Brennholz gefahren hat.
- 1727 wird erstmals ein Schulmeister zu Mettnich genannt, Anton Barel, der bestraft wird, weil er einem Untertanen zu Selbach ein Attestat, „um durch Frankreich reisen zu könne,“ ausgestellt hat.

- 1730 Tobias Scherer, Sägmüller zu Mettnich und sein Schwiegersohn Franz Roth erhalten die Erlaubnis, neben der Sägmühle eine „Ohlig- und Woll- oder Walkmühle zu erbauen, weil die Sägmühle nicht mehr stark im Gang“ ist.
- 1747 Anna Maaß von Mettnich hat ein uneheliches Kind bekommen.
- 1749 Die ledige Maria Loth aus Mettnich ist schwanger.
- 1751 – 1760 Schulmeister in Mettnich ist Niklas Loth.
- 1752 Peter Atz, Hochgerichtsschöffe zu Mettnich, 82 Jahre alt, gibt an, sein Großvater sei 104 Jahre alt geworden. Dieser habe ihm erzählt, daß die Pfarrei Mettnich an Christi Himmelfahrt eine Prozession nach Sötern gehalten habe, welche aber dadurch abgegangen sei, weil die Frau Gräfin zu Dagstuhl verlangt, man möchte statt dessen in die Schloßkapelle nach Dagstuhl gehen, welches auch befolgt worden, bis die schweren Kriegszeitzen eingefallen, wo man so dann diese Prozession nach Neunkirchen umgelegt hätte.
- 1754 Matheis Fester, Dienstknecht zu Mettnich, hat die Johanna Cremer aus Mettnich defloriert. Beide werden bestraft. Sie wird mit einem Strohkranz auf dem Kopf im Hochamt zu Mettnich vorgestellt.
- Martin Loth aus Mettnich hat die Anna Maria Cremer von daselbst imprägniert. Sie werden mit 10 Taler bestraft, vorbehaltlich der Kirchenstrafe.
- 1755 Peter Molter aus Mühlfeld hat Anna Finkler aus Krettnich imprägniert, 10 Taler Strafe und Kirchenstrafe.
- Peter Schmitt aus Mühlfeld hat die Johannette Klein aus Eiweiler imprägniert, die gleiche Strafe.
- 1756 Klage der Gemeinde Mettnich gegen sämtliche Hintersassen zu Mettnich, nämlich Michel Recktenwald, Bast Kuhn, Niclas Meyers Wittib, Niclas Kremer, Mathiß Scherer und Johann Scherer und gegen diejenigen Gemeindsleute, bei denen sich diese Hintersassen aufhalten, weil diese Gemeindsrechte (Weide und Holz) beanspruchen. Die Gemeinde erhält Recht. Weide und Holz können die Hintersassen nur gegen besondere Bezahlung genießen.
- 1758 In Mettnich gibt es zwei Wirtshäuser: das Wirtshaus „zum weißen Hund“ des Johannes Molter und das Wirtshaus des Matheiß Haaß, der der Erbnachfolger des Martin Baldauf ist.
- Am 7. August ergab eine vom Grafen angeordnete Streife: „In Mühlfeld sind 2 Burschen aus des Johannes Meyers Haus geflüchtet und des Meyers Tochter sowie seine Magd schliefen in einer Kammer, deren Tür kein Schloß hat; ebenso wurde in diesem Haus ein Jude von Sötern gefunden, der Waren bei sich hatte. Weil man diesem nun nicht nachweisen konnte, daß er hausieret (was verboten war) und sich damit entschuldigte, er wäre von Limbach gekommen und wolle nach Wolfersweiler auf den Laurentiusmarkt gehen, so hat man denselben lediglich abgehen lassen. Der Johannes Meyer aber muß ein Schloß an der Kammer der Mädchen anbringen lassen, diese abends abschließen und den Schlüssel an sich nehmen. In Mettnich in der ersten Stunde der Nacht in des Heinrich Loth sogenannter Küffers-Behausung fand man den schwarzen Korbmacher samt seiner Frau, dann des erhängten Frankfurter Jobgen 19 Jahre alten Sohn

bei einem verdächtigen Weibsbild, welches ehedessen mit einem Heidenmann herumgelothen, samt Kindern in einem Lager in der Scheune, dann noch eine unbekante Bettelfrau samt Kindern, die man sämtlich abzumarschieren geheißsen, indessen aber dem Buben 25 und dem Weibsbild, wo derselbe beigelegen, 12 Prügel abmessen lassen, der Heinrich Loth wird mit 3½ Reichstaler bestraft.“

- 1759 Es wird in Mettnich eine oberste Mühle (Müller Franz Collet) und eine unterste Mühle genannt. Die erstere gilt als Stamm-Mühle.
- Thilmann Hoffmann zu Mettnich ist gestorben. Er war ein getaufter Jude, der mit Frau und Sohn bei Absagung des Judentums getauft worden war.
 - Anna Müller, ledigen Standes zu Mühlfeld ist von dem Wollweber Johannes Nillesen, jetzt in Tholey, geschwängert worden. Da sie arm ist, wird sie verurteilt, künftigen Sonntag mit einer Strohkrone geziert und unter dem Hochamt vor die Mettnicher Kirchentür gestellt zu werden.
 - Der Pfarrer Lauwer von Mettnich zeigt an, der Johannes Dorscheid ließe zum höchsten Ärgernis der Gemeinde „der Knecht und die Magd in einem Zimmer zusammen schlafen.“ Das trifft zu, denn die Magd habe in den kalten Nächten im unteren Zimmer des Knechtes geschlafen.
- 1760 Da in Mühlfeld kein Wirtshaus ist, wird dem Einspännigen Niclas Mauß vom Grafen auf dessen Gesuch gestattet, in seiner Wohnung auf 10 Jahre hinaus Wein zu verzapfen. Langsam macht sich in dieser Zeit der Schulunterricht bemerkbar. 1760 konnten von 16 Gemeinsleuten in Mettnich immerhin 10 ihren Namen schreiben, nur 6 unterschrieben mit einem Handzeichen.
- 1761 Franz Roth von der Sägemühle zu Mettnich hat sich mit einer von Theley sündhaft vergessen. Da er arm ist, muß er einen Monat auf der herrschaftlichen Ökonomie arbeiten.
- 1763 Der Niclas Mathes aus Mettnich wird bei Mühlfeld an der Brücke nächst der Prims jenseits des Dorfes tot aufgefunden. Er hat einen Schlag erlitten. Dabei wird festgestellt, daß die Mühlfelder Brücke über die Prims in sehr schlechtem Zustand ist. Die Mettnicher hätten die am Gerbhaus gewesene Brücke in Abgang kommen lassen, auch wäre jene auf diesem Bann befindliche Brücke nächst der Mühle über die Prims nur mit alten und schlechten Schwarten belegt.

Damit soll es genug sein. Es sind keine großen Dinge und Geschehnisse, die hier aus den Protokollen des Amtes Dagstuhl wiedergegeben wurden. Die geschichtliche Entwicklung ist durch sie gewiß nicht beeinflusst worden. Ich möchte auch keinen Kommentar dazu geben. Meine Absicht war schlicht und einfach die, einiges von dem zu erzählen, was ich auf den vergilbten Seiten der Folianten fand, auf denen die Amtsschreiber die Verhandlungen vor dem Amt festlegten.

Helena Demuth aus St. Wendel

VON DR. DR. HEINZ MONZ

Einleitung

Am 28. November 1970 sind es 150 Jahre her, daß Friedrich Engels in Barmen geboren wurde. Dieses Jubiläum wird in der ganzen Welt begangen. An dieser Stelle soll es Anlaß sein, eines Menschen zu gedenken, der in engem Zusammenhang mit dem Leben und Wirken von Karl Marx und Friedrich Engels stand und aus St. Wendel stammte.

Es war Helena Demuth, über die Friedrich Engels einen Tag nach ihrem Tode schrieb: „Wenn während langer Jahre Marx, und in diesen sieben Jahren ich, Ruhe zum Arbeiten fand, so war das wesentlich ihr Werk. Wie es jetzt mit mir werden wird, weiß ich nicht. Ihren wunderbar taktvollen Rat in Parteisachen werde ich auch schmerzlich entbehren“¹⁾. Dies ist eine Aussage, die mehr als nur hohe Wertschätzung zum Ausdruck bringt. Hierauf wird noch einzugehen sein.

Die Herkunft der Helena Demuth

Wer war nun diese Helena Demuth, die in der Familie Marx und von Engels Lenchen und auch Nim, Nimmy und Nimmche genannt wurde? Die letzte Eintragung des Jahres 1820 (Nr. 106/1820) im Geburtsregister der Bürgermeisterei St. Wendel berichtet, daß sie am 31. Dezember 1820 nachts um 1.00 Uhr hier geboren wurde. Der Vater war der Tagelöhner, Bäcker und Ackerer Michel Demuth (geb. am 28. Oktober 1788 in St. Wendel, gestorben am 17. Mai 1826 daselbst); die Mutter war Maria Katharina geb. Creutz aus Oberlinxweiler (etwa 1792 geboren, gestorben am 11. Juli 1848 in St. Wendel)²⁾. Durch Generationen hindurch waren die väterlichen Vorfahren von Helena Demuth Bäcker und wohl auch Ackerer³⁾; die der mütterlichen Seite wohl stets Ackerer oder Arbeiter. Die Eltern der Helena Demuth hatten am 16. Februar 1808 geheiratet. Die Familie wohnte (jedenfalls 1822) in der Obergasse (nahe bei dem oberen Stadttor); das Haus steht heute nicht mehr⁴⁾. Aus der Ehe gingen sieben Kinder hervor, und zwar

1. Barbara, geb. am 3. Juli 1809 in St. Wendel, gestorben am 21. September 1834 daselbst. Sie war verheiratet mit dem Maurer Wenzeslaus Feyen. Am 19. Juli 1834 wurde ein Sohn Johann geboren.
2. Katharina, geb. am 3. Februar 1812 in St. Wendel, gestorben am 16. März 1814 daselbst.

¹⁾ Friedrich Engels in einem Brief an Friedrich Adolph Sorge am 5. November 1890, abgedruckt in Karl Marx und Friedrich Engels, Werke, Band 37, Seite 498 (im folgenden abgekürzt MEW).

²⁾ Diese Angaben aus den standesamtlichen Unterlagen verdanke ich dem Archivar der Stadt St. Wendel Herrn Hans Klaus Schmitt.

³⁾ Der Name Demuth taucht in St. Wendel erstmals 1479 mit der Nennung des Amts- und Stadtschultheißen Claus Demuth von Schaffhausen (Claes demut vonn schaffhusinn) und 1510 mit Conrad Demut, welcher damals Gemeiner Bürgermeister war, auf (vgl. Julius Bettingen, Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel, St. Wendel 1863, Seite 565 ff.).

⁴⁾ Diese Angaben sowie die folgenden über die sechs Geschwister der Helena Demuth und deren Familien verdanke ich ebenfalls Herrn Hans Klaus Schmitt.



Helena Demuth, Jugendbildnis

nach einer Photographie im Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam

3. Katharina, geboren am 9. Februar 1815 in St. Wendel, gestorben am 9. September 1873 daselbst. Sie hatte vier uneheliche Kinder namens Jakob und Josef (Zwillinge) sowie Elisabeth und nochmals Josef. Dann heiratete sie am 14. September 1852 den Schneider Peter Riefer.
4. Peter, geb. am 28. Oktober 1817 in St. Wendel. Über sein weiteres Schicksal ist nichts bekannt. In den Jahren 1840 und 1848 wanderte jeweils ein Peter Demuth nach Nordamerika aus; vielleicht war er einer von ihnen⁵⁾.
5. Helena, über die diese Untersuchung berichtet.
6. Elisabeth, geb. am 22. Juli 1823 in St. Wendel, gestorben am 12. Februar 1852 daselbst.
7. Maria Katharina (auch Marianne genannt), geb. am 13. April 1826 in St. Wendel, gestorben am 26. Juni 1827 daselbst.

Bei der Familie Karl Marx

Helena Demuth war schon als junges Mädchen nach Trier in das Haus der Familie des Regierungsrates Johann Ludwig v. Westphalen gekommen. Die Tochter Jenny heiratete am 19. Juni 1843 Karl Marx. Im April 1845 befand sich Karl Marx mit seiner Familie in Brüssel, wohin er von Paris aus ausgewiesen worden war. In diesem Zeitpunkt schickte Frau v. Westphalen Helena Demuth zur Familie Marx⁶⁾, bei der sie dann blieb und schließlich auch nach London mitging. Später schreibt Eleanor Marx, eine Tochter von Karl Marx, daß Helena von 1837 bis 1890 „die immer treue Freundin und Helferin jedes einzelnen von uns“ gewesen sei⁷⁾. Das legt den Schluß nahe, daß sie 1837 von St. Wendel nach Trier gekommen war.

Die Familie Marx hatte in dem Mädchen aus St. Wendel nicht nur eine Haushilfin, sondern eine echte Mitstreiterin in den folgenden Jahren der Not und des Kampfes gewonnen. Der Schwiegersohn von Marx Paul Lafargue schrieb über sie: „... sie widmete sich ... der Familie Marx mit einer solchen Hingabe, daß sie sich selbst völlig vergaß. Sie begleitete Frau Marx und deren Mann auf all ihren Reisen durch Europa und teilte ihre Ausweisungen. Sie war der praktische Hausgeist, der sich in den schwierigsten Lebenslagen zurechtzufinden wußte. Ihrem Ordnungssinn, ihrer Sparsamkeit, ihrem Geschick ist es zu verdanken, daß die Familie wenigstens das Allernötigste nie zu entbehren hatte. Sie verstand alles: sie kochte und besorgte das Hauswesen, sie kleidete die Kinder an und schnitt die Kleidungsstücke zu, welche sie zusammen mit Frau Marx nähte. Sie war gleichzeitig Wirtschafterin und Majordomus des Hauses, das sie leitete. Die Kinder liebten sie wie eine Mutter, und sie besaß über diese eine mütterliche Autorität, weil sie eine mütterliche Zuneigung für sie empfand. Frau Marx betrachtete Helene wie eine intime Freundin, und Marx hegte für sie eine besondere Freundschaft; er spielte Schach mit ihr und es geschah oft, daß er die Partie verlor. Helenes Liebe für die Familie Marx war blind; alles, was die Marxens taten, war gut und konnte nicht anders als gut sein; wer Marx kritisierte, der hatte es mit ihr zu tun. Jeden, der in den vertraulichen Umgang der

⁵⁾ Josef Mergen, Die Auswanderungen aus dem Saarland im 19. Jahrhundert, II, Seite 526 ff. Für diesen Hinweis bin ich dem Verfasser selbst dankbar.

⁶⁾ Jenny Marx, Kurze Umriss eines bewegten Lebens, in Mohr und General, Berlin 1965, S. 204 ff. (206).

⁷⁾ Eleanor Marx-Aveling, Friedrich Engels, a.a.O. S. 441 ff. (457).

Familie gezogen worden, nahm sie unter ihre mütterliche Protektion. Sie hatte sozusagen die ganze Familie Marx adoptiert...“⁸⁾. In den Briefen der Familie Marx oder in Erinnerungen finden sich immer wieder solche Stellen wie diese aus den Erinnerungen des Schwiegersohnes der Familie Marx Paul Lafargue.

Wilhelm Liebknecht, der Helena Demuth auch selbst kennengelernt hatte, schrieb von ihr u. a.:⁹⁾ „... Und stets heiter, stets hilfsbereit, stets lächelnd. Doch nein! Sie konnte auch zornig werden, und die Feinde des Mohr¹⁰⁾ haßte sie mit grimmigem Haß...“ Und Jenny Marx selbst schrieb 1861 (an eine Freundin):¹¹⁾ „Fragen Sie Ihren lieben Mann nach ihr; er wird Ihnen sagen, welch einen Schatz ich an ihr habe. Sie ist in sechzehn Jahren durch Sturm und Wetter mit uns gesegelt.“ Schließlich noch eine Aussage von Eduard Bernstein:¹²⁾ „Nimmy, wie die Marxschen Kinder, oder Nimmche, wie Engels gern Helene Demuth nannte, war in alle Angelegenheiten des Hauses eingeweiht und hatte über die Personen, die bei Marx verkehrten, ihr eigenes Urteil, das sie zuweilen recht derb zum besten gab...“

Die Darstellung wäre einseitig und idealisierend, wollte man ein Ereignis nicht nennen, von dem Jenny Marx in ihren Erinnerungen schrieb:¹³⁾ „In den Frühsommer des Jahres 1851 fällt noch ein Ereignis, welches ich nicht näher berühren will, das aber sehr zur Vermehrung unsrer äußeren und inneren Sorgen beitrug.“ Man möchte mit Sicherheit annehmen, daß hier die Schwangerschaft der Helena Demuth gemeint war. Sie gebar am 23. Juni 1851 einen Sohn, der den Namen Henry Frederick erhielt. Eingetragen wurde die Geburt erst am 1. August 1851. Der Name des Vaters ist in der Geburtsurkunde nicht angegeben¹⁴⁾. In einer 1962 erschienenen Biographie wird gesagt, Friedrich Engels habe die Vaterschaft anerkannt, in Wirklichkeit sei aber Karl Marx der Vater; dies ergebe sich aus einem Brief von Louise Freyberger-Kautsky (einer späteren Sekretärin und Haushälterin von Engels) vom 2. September 1898 an August Bebel¹⁵⁾. Eine Rückfrage bei dem Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam, wo der Brief sein sollte, hat ergeben, daß sich dort lediglich eine maschinenschriftliche, zum Teil mit Bleistift korrigierte Abschrift unbekannter Herkunft befindet; darüber hinaus bleibe der Aussagewert dieses Briefes auch vor dem Hintergrund der Erbauseinandersetzung nach Engels' Tod fragwürdig¹⁶⁾. So muß die Frage der Vaterschaft weiter offen bleiben; sie mit Marx oder Engels in Verbindung zu bringen, ist zumindest fraglich, weil diese Behauptung bisher nicht erhoben wurde, obwohl Frederick Demuth bekannt war. Er wuchs bei einer Familie Lewis auf. Im Alter von 76 Jahren starb er am 28. Januar 1929 in London; er war Ingenieur gewesen¹⁷⁾. Im übrigen ist die Mitteilung von Jenny Marx schon deshalb verständlich, weil die Tatsache der Schwangerschaft allein die in Not befindliche Familie Marx stark belastet haben wird.

⁸⁾ Paul Lafargue, Persönliche Erinnerungen an Karl Marx, a.a.O. S. 318 ff. (341 f.).

⁹⁾ Wilhelm Liebknecht, Karl Marx zum Gedächtnis, a.a.O. Seite 5 ff. (109).

¹⁰⁾ So wurde Karl Marx in der Familie und von Freunden genannt.

¹¹⁾ Jenny Marx an Louise Weydemeyer am 11. März 1861, a.a.O. Seite 250 ff. (255)

¹²⁾ Eduard Bernstein, Erinnerungen an Karl Marx und Friedrich Engels a.a.O. Seite 495 ff. (506).

¹³⁾ Wie Anmerkung ⁹⁾ jedoch Seite 216.

¹⁴⁾ Auszug aus dem Geburtsregister von 1851 des Sub-district of St. Anne Westminster in the county of Middlesex, General Register Office, London.

¹⁵⁾ Werner Blumenberg, Karl Marx in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbeck 1962, Seite 115 f.

¹⁶⁾ Schreiben des Instituts vom 13. April 1970 an den Verfasser.

¹⁷⁾ Auszug aus dem Sterberegister 1929 des Sub-district of North Hackney in the county of London, General Register Office, London

Die Schwester Marianne

Jenny Marx berichtet aber auch von einer Schwester Helenas namens Marianne. Als sie von einer Reise (1862) zurückkehrte, hörte sie „beim Eintritt in unser Haus die Schreckens- und Schmerzenskunde, daß unsere gute, liebe, treue Marianne, die Schwester Lenchens, einige Stunden vor meiner Heimkehr an einem Herzleiden sanft und selig wie ein großes Kind dahingeschieden war. Das gute, treue, fleißige, sanfte Mädchen war seit 5 Jahren bei uns. Ich hatte sie lieb gewonnen und hing so sehr an ihr, daß ihr Verlust mich tief und innig schmerzte. Ich verlor an ihr ein treues, anhängliches, freundliches Wesen, das ich nie vergessen werde“¹⁸⁾. Jenny Marx hatte sie eigens zur Hilfe von St. Wendel kommen lassen; wenn Helena Demuth abwesend war, führte sie den Haushalt^{18a)}. Nach einem Brief von Karl Marx an Friedrich Engels starb sie am 23. Dez. 1862¹⁹⁾.

Wer war Marianne? Die am 13. April 1826 geborene Schwester Helenas konnte sie nicht gewesen sein, weil diese nur etwas über ein Jahr alt wurde. Bisher herrschte über diese Frage völlige Ungewißheit. Eine neue Nachforschung ergab, daß die Mutter Helenas noch am 27. Juni 1835 eine Tochter gebar, die den Namen Anna Maria Creuz erhielt²⁰⁾. Der Vater des Kindes war nach der Geburtsurkunde unbekannt. Der Ehemann war bereits neun Jahre tot. Auf dieser Grundlage konnte in London die Todesurkunde einer „Mary Kreuz“ gefunden werden, wonach sie dort am 23. Dezember 1862 gestorben ist.²¹⁾ Ihr Alter ist mit 26 Jahren, ihr Beruf als Hausgehilfin angegeben. Anstelle der Unterschrift der den Tod anmeldenden Person ist in der Eintragung ein x sowie der Vermerk „The mark of Helen Demuth Present at the death“ (= Das Zeichen von Helena Demuth gegenwärtig beim Tod) angegeben. Damit steht nun fest, wer die in London bei der Familie Marx gelebt habende Schwester Marianne der Helena Demuth war.

Helena Demuths Beziehungen zur Heimat

Es wäre falsch anzunehmen, mit dem Weggang Helenas von St. Wendel nach Trier oder in das Ausland hätte sie die Verbindungen zu ihrer Heimat abgebrochen. Zunächst ist daran zu denken, daß ihre Halbschwester Marianne nachkam. Doch auch sie selbst hat immer wieder die Heimat besucht. So ist sie im Sommer 1863 in St. Wendel gewesen. Am 30. Juli 1863 ließ sie sich einen neuen Paß ausstellen, um nach London zu reisen²²⁾. Dann berichtet Jenny Marx am 13. Oktober 1863 an Ernestine Liebknecht von einer Reise Helena Demuths für 14 Tage zu ihrer todkranken Schwester, die sie unternommen habe²³⁾. Es habe ihr nicht sehr in ihrer Heimat gefallen, sie habe sich mit dem Schwager gezankt „und von dem reichen Onkel viel Freundschaft empfangen“.

¹⁸⁾ Wie Anmerkung 6, jedoch Seite 229.

^{18a)} Brief von Jenny Marx an Louise v. Westphalen vom 10. Februar 1859, in Abschrift in dem mir freundlicherweise zugänglich gemachten Manuskript von Jürgen Reetz. Vier Briefe von Jenny Marx aus den Jahren 1856 – 1860, das demnächst in der Schriftenreihe des Karl-Marx-Hauses in Trier veröffentl. wird.

¹⁹⁾ Brief vom 24. Dezember 1862, abgedruckt in MEW Band 30, Seite 303.

²⁰⁾ Geburtseintragung Nr. 44/1835 der Bürgermeisterei St. Wendel.

²¹⁾ Auszug aus dem Sterberegister von 1862 des Sub-district of Kentish Town in the county of Middlesex. Das Auffinden dieser Urkunde besorgte dankenswerter Weise Mr. Frank T. Walker, London.

²²⁾ Eintragung Nr. 189 des Paß-Journals der Bürgermeisterei St. Wendel pro 1854 und weiter (nach freundlicher Mitteilung von Herrn Hans Klaus Schmitt).

²³⁾ Dem Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der KPdSU in Moskau ist für die freundliche Überlassung einer Kopie dieses Briefes zu danken. – Auf diesen Brief und die in Anmerkungen zu ²⁶⁾ und ²⁷⁾ genannten Briefe wies mich dankenswerter Weise Frau Luise Dornemann, Berlin-Baumschulenweg hin.

Von ihren Geschwistern lebte damals nur noch die Schwester Katharina, die mit Peter Riefer verheiratet war. So wird sie bei ihr zu Besuch gewesen sein. Dann heißt es in dem Brief noch weiter, sie sei „reich beladen mit Himbeeressig, Gelee, Birnenkraut etc. etc.“ nach London zurückgekehrt.



Helena Demuth,

Altersbildnis

nach einer (beschädigten) Photographie im Karl-Marx-Geburts-
haus Trier

Im Sommer / Herbst 1870 muß Helena wieder in der Heimat gewesen sein. In Jägersfreude (Teil von Saarbrücken) lebte ihr Neffe Jakob Demuth. Da sie aus räumlichen Gründen nicht bei ihm wohnen konnte, nahm sie Quartier in einer Gastwirtschaft in Dudweiler (heute Saarbrücker Straße 221), die von einer Frau Freudenberger geleitet war. Mit dieser soll Helena Demuth 1870 an der Front im Pflegedienst tätig gewesen sein²⁴⁾. Möglicherweise war sie von den Kriegs-

²⁴⁾ Die Angaben dieses Absatzes beruhen auf einer freundlichen Auskunft von Herrn Jakob Demuth, geb. am 6. Juni 1889, wohnhaft in Saarbrücken-Jägersfreude, der diese Angaben von seiner 1932 verstorbenen Mutter überliefert erhalten und sie am 7. April 1970 dem Verfasser mündlich weitergegeben hat. Sein Vater war der genannte Neffe der Helena Demuth. Herr Georg Baum aus Wahlschied, ein Verwandter der genannten Frau Freudenberger, hat unabhängig von dem – ihm unbekanntem – Leben der Helena Demuth am 7. April 1970 dem Verfasser mündlich bestätigt, daß Frau Freudenberger 1870 als Pflegeperson tätig gewesen sei. An dieser Stelle sei Herrn Bürgermeister Adolf Barth und Frau Hanna Tauscher (beide Stadtverwaltung Dudweiler) besonders gedankt. Sie haben die für diesen Bericht wichtigen Personen in Dudweiler und Umgebung ausfindig gemacht und z. T. zunächst gehört.

ereignissen überrascht worden. Es wäre hier an die Schlacht auf den Spicherer Höhen am 6. August 1870 zu denken.

Hier in Dudweiler bzw. Jägersfreude ist Helena Demuth öfters gewesen. Sie gab (oder schickte) ihrem Neffen auch ein Bild von sich. Dieses trägt den Vermerk „Jakob“ und befindet sich heute im Karl-Marx-Geburtshaus in Trier²⁵⁾.

Im Mai 1873 schrieb ihre Schwester Katharina, die sehr schwer erkrankt war, sie möchte dringend Helena vor ihrem Tode nochmal sehen. Eleanor Marx sollte zur Kräftigung ihrer Gesundheit die Reise mitmachen, wozu die Mutter Jenny Marx schrieb: „... ich bin überzeugt, daß die herrliche Rheinreise und das ganz ungenirte Leben in dem kleinen St. Wendel dich vollständig restauriren wird.“ Dazu kam es dann zwar nicht; Helena reiste alleine über Rotterdam nach St. Wendel; geplant war ein Aufenthalt von zwei bis drei Wochen.²⁶⁾

Weiter ist bekannt, daß Helena im Sommer 1888 nach St. Wendel reiste. Am 11. Juli 1888 fuhr sie von London über Koblenz in die Heimat. Von St. Wendel aus begab sie sich Ende des Monats mit Freunden der Familie Marx nach Paris, um Marx' Tochter Laura und deren Familie zu besuchen. Man benutzte den Nachtzug und kam am 31. Juli 1888 in Paris an. Am 4. August 1888 war sie wieder in London²⁷⁾.

Die letzten Jahre

Am 14. März 1883 starb Karl Marx. Engels berichtet von seinem Besuch an diesem Tag im Hause Marx: „... Unser braves Lenchen, das ihn gepflegt, wie keine Mutter ihr Kind pflegt, ging herauf, kam herunter: er sei halb im Schlaf, ich möge mitkommen. Als wir eintraten, lag er da, schlafend, aber um nicht mehr aufzuwachen“²⁸⁾. Oder im Brief an Wilhelm Liebknecht: „Lenchen rief mich heraufzukommen, er sei halb im Schlaf und als ich heraufkam – sie hatte das Zimmer keine zwei Minuten verlassen – war er ganz im Schlaf, aber im ewigen“²⁹⁾.

Helena Demuth ging nach dem Tode von Karl Marx (Frau Marx war bereits am 2. Dezember 1881 gestorben) zu Friedrich Engels und führte nun diesem den Haushalt. Über sieben Jahre lebte sie noch dort. Karl Kautsky schrieb hierüber:³⁰⁾ „Nach dem Tode von Marx hatte sie ihre ganze mütterliche Sorgfalt dem Engels'schen Hause zugewendet und war durch ihr reiches Gemüt, ihre lebenswürdige Heiterkeit, ihre hingebende Selbstlosigkeit für Engels nicht bloß eine Freundin, sondern eine wirkliche Stütze gewesen.“ Engels sagte selbst über diese Zeit: „Wir haben sieben glückliche Jahre hier im Hause zusammen verlebt. Wir waren die zwei letzten der alten Garde von vor 1848.“³¹⁾

²⁵⁾ Wie Anmerkung 24.

²⁶⁾ Die Angaben dieses Absatzes sind fünf Briefen entnommen, die Jenny Marx an ihre Tochter Eleanor gerichtet hat. Kopien dieser Briefe wurden von dem Archiv für Sozialgeschichte in Amsterdam (Signaturen F 26, 27, 32, 33 und 34) freundlicher Weise zur Verfügung gestellt.

²⁷⁾ Die Angaben dieses Absatzes sind entnommen den Briefen von Friedrich Engels vom 6., 15., 23., 30. Juli und 6. August 1888, abgedruckt in MEW Band 37 S. 71 ff., und dem Brief von Paul Lafargue an Friedrich Engels vom 31. Juli 1888, abgedruckt in Friedrich Engels, Paul et Laura Lafargue, Correspondance, Tome II 1887 - 1890, Paris 1956, Seite 161 f.

²⁸⁾ Brief von Friedrich Engels an Friedrich Adolph Sorge am 15. März 1883, abgedruckt in MEW Band 35 Seite 459 ff. (460).

²⁹⁾ Brief vom 14. März 1883, abgedruckt a.a.O. Seite 457.

³⁰⁾ Friedrich Engels. Zu seinem siebzigsten Geburtstag, in Mohr und General a.a.O. Seite 515 ff. (537).

³¹⁾ Brief von Friedrich Engels an Friedrich Adolph Sorge am 5. November 1890, abgedruckt in MEW Band 37 Seite 498.

Helena Demuth starb am 4. November 1890; als Todesursache sind Darmkrebs und Bauchfellentzündung angegeben³²⁾. Engels berichtete ausführlich über die Krankheit und von einem vermuteten Gebärmuttertumor. Dazu sei eine Thrombose der linken Wadenvene aufgetreten³³⁾.

Die Verstorbene hatte ein Testament hinterlassen, in dem sie ihrem Sohn Frederick Demuth ihren bescheidenen Nachlaß im Gesamtwert von 95 Pfund vermachte³⁴⁾.

Sie wurde entsprechend einem Wunsch von Karl und Jenny Marx in deren Grab auf dem Friedhof zu Highgate in London beigesetzt. Friedrich Engels und Eleanor Marx ließen den Grabstein ergänzen, so daß auf dem Grabstein außer den Namen von Jenny Marx, Karl Marx und dem deren Enkels Harry Longuet vermerkt ist „HELENA DEMUTH BORN JANUARY 1ST 1823; DIED NOVEMBER 4TH 1890“.³⁵⁾ ³⁶⁾

Würdigung

In der vorliegenden Darstellung wurde versucht, alle die Fakten zusammenzutragen, die über das Leben der Helena Demuth aus St. Wendel bekannt sind. Manches wurde offenkundig, vieles wird sicherlich für immer verborgen bleiben. Das ist bei einem Menschen, der so im Schatten eines Karl Marx und eines Friedrich Engels gelebt hat, nicht erstaunlich. Doch ebenso bemerkenswert ist es, daß die aus einfachsten Verhältnissen stammende Helena Demuth, die – wie es damals die Regel war – nicht schreiben konnte, von so großer Bedeutung für das Leben vor allem von Karl Marx, aber auch Friedrich Engels geworden ist. Karl Marx, der die Not des Volkes schon in seiner trierischen Heimat kennengelernt hatte³⁷⁾, wird sicher auch manche Berichte von dieser Tochter eines Arbeiters aus St. Wendel bekommen haben, die zudem immer wieder in das Milieu ihrer Familie zurückkehrte. Nicht von ungefähr schrieb Edward Aveling – zwar bezogen auf Engels – doch für Marx gleichermaßen geltend³⁸⁾: „Als seine Haushälterin und verlässliche Beraterin betätigte sie sich nicht nur in Angelegenheiten des täglichen Lebens, sondern auch in Fragen der Politik, wo ihr gesunder Menschenverstand, ihre offenkundige Ehrlichkeit und sichere Beurteilung von Männern, Frauen und Dingen sie zu einem Helfer selbst der beiden Giganten Marx und Engels machte“. Eleanor Marx sagte, daß ihre Eltern, „durch all die ... Jahre voll Sturm und Drang, Verbannung, Armut, Verleumdung und die ... Kampf“ „zusammen mit ihrem treuen Freund Helene Demuth der Welt unentmutigt, unverzagt, immer auf dem Posten“ getrotzt haben³⁹⁾.

³²⁾ Auszug aus dem Sterberegister von 1890 des Sub-district of Regent's Park in the county of London, General Register Office, London.

³³⁾ Brief von Friedrich Engels an Paul Lafargue am 2. Nov. 1890, abgedruckt in MEW Band 37 S. 496 f.

³⁴⁾ Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Frank T. Walker, London, der diese Angaben im General Register Office, London, festgestellt hat.

³⁵⁾ Dieses Geburtsdatum weicht offensichtlich von dem der amtlichen Geburtsurkunde ab. Irrtümer in der Altersangabe sind in der damaligen Zeit nicht außergewöhnlich. Selbst die Altersangabe bei der Paßausstellung 1863 ist falsch; danach wäre Helena Demuth 1822 geboren. Wenn man schon in St. Wendel bei der Paßausstellung das Alter nicht richtig wiedergab, ist der Irrtum, dem Friedrich Engels wohl erlegen sein muß, sehr verständlich. Offenbar wußte er aber, daß die Geburt um eine Jahreswende gelegen sein muß, sehr verständlich. Offenbar wußte er aber, daß die Geburt um eine Jahreswende gelegen war; daher kam man wohl auf das Datum des 1. Januar.

³⁶⁾ Brief von Friedrich Engels an Laura Lafargue vom 12. Juli 1891, abgedruckt in MEW Band 38 Seite 135 ff. in Verbindung mit der Abbildung des Grabsteins bei Blumenberg a.a.O. Seite 159.

³⁷⁾ Vgl. Heinz Monz, Karl Marx und Trier, Trier 1964.

³⁸⁾ Friedrich Engels zu Hause, in Mohr und General, a.a.O. Seite 548 ff. (550).

³⁹⁾ Eleanor Marx-Aveling, Karl Marx – Lose Blätter, a.a.O. Seite 269 ff. (277).

Die Stadt St. Wendel kann sagen, daß Helena Demuth aus ihr hervorgegangen ist ⁴⁰⁾.

Es ist beabsichtigt, diese Untersuchung nach Möglichkeit noch weiter zu vertiefen. Deshalb werden alle Leser, die etwas über Helena Demuth und ihre Familie wissen, sehr herzlich gebeten, alles was hier noch nicht oder vielleicht irrig wiedergegeben ist, dem Verfasser über die Schriftleitung dieses Buches mitzuteilen. Herzlichen Dank!

⁴⁰⁾ Nicht unerwähnt sei, daß Helena Demuth im Jahre 1925 auch eine dichterische Würdigung in einer Novelle fand (Stefan Großmann, Lenchen Demuth, in „Lenchen Demuth und andere Novellen“, S. 158 bis 162, Berlin 1925). Allerdings ist die Darstellung sehr kurz und dadurch in den biographischen Details etwas zu unvollständig.

Alter

*Das aber ist des Alters Schöne,
Daß es die Saiten reiner stimmt,
Daß es der Lust der grellen Töne,
Dem Schmerz den herbsten Stachel nimmt.*

*Ermessen läßt sich und verstehen
Die eigne mit der fremden Schuld,
Und wie auch rings die Dinge gehen,
Du lernst dich fassen in Geduld.*

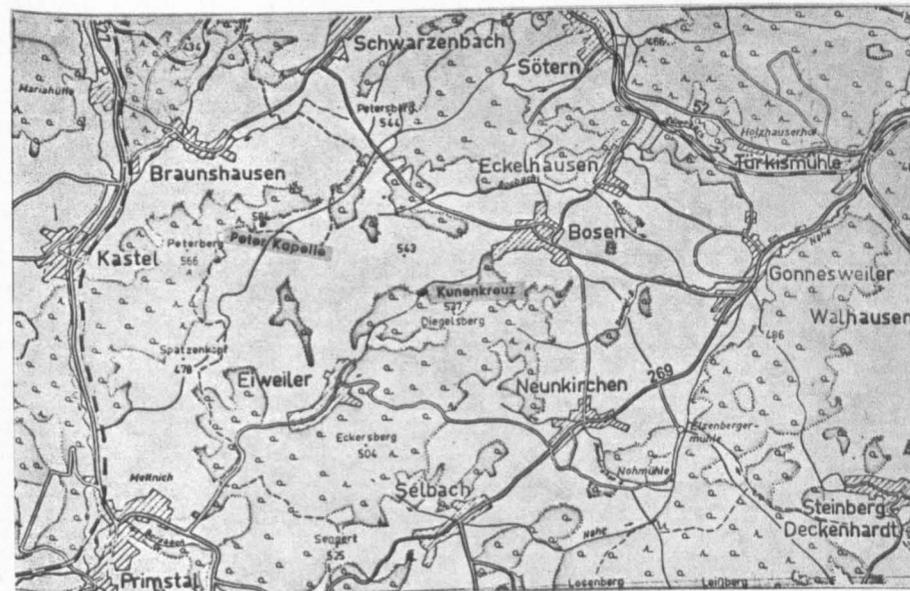
*Die Ruhe kommt erfüllten Strebens,
Es schwindet des verfehlten Pein –
Und also wird der Rest des Lebens
Ein sanftes Rückerinnern sein.*

Ferdinand von Saar (1833 – 1906)

Eine Kartenskizze des Peterberges aus dem 16. Jahrhundert

VON WALTER PETTO

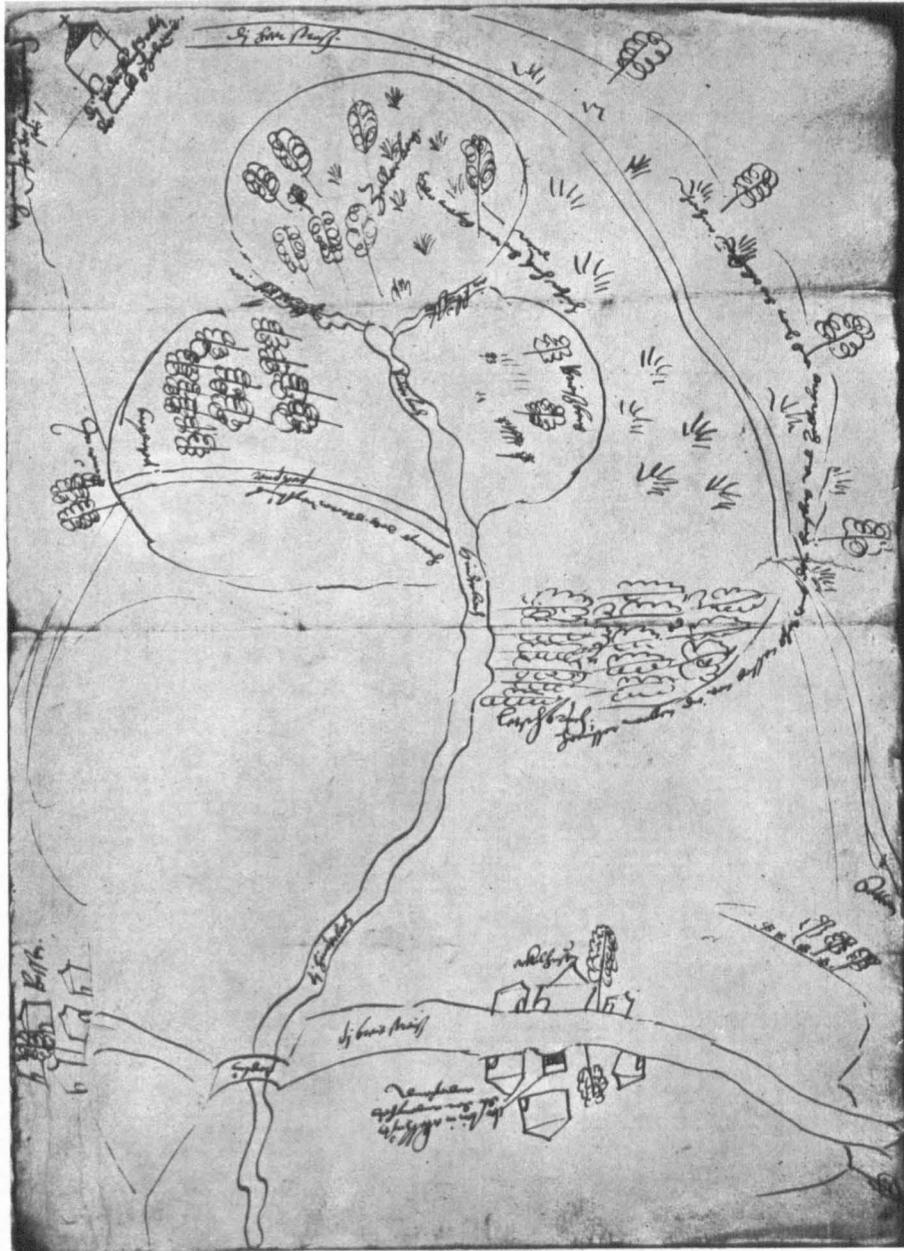
In der ersten Ausgabe dieser Heimatbücher hat Hans Klaus Schmitt auf die Bedeutung des zwischen den Dörfern Bosen, Schwarzenbach, Eiweiler und Braunschhausen gelegenen Peterberg (584 m) hingewiesen, den Karl Lohmeyer den Haupt-hexenberg und Brocken des Saarlandes nennt. Er galt einstmals wohl als der Berg Donars, der die flammenden Blitze schleuderte und den segenspendenden Regen sandte. Im weiten Umkreis sah das Landvolk später den Berg als Sitz der Geister und besonders als Treffpunkt der Hexen an, die sich in der Walpurgisnacht auf dem Gipfel zu freventlichem Gelage zusammenfanden. Im Jahre 1634 gestand vor dem Hochgericht in Neunkirchen an der Nahe eine der Hexerei verdächtige Frau auf der Folter, sie habe am Sabbat auf dem Peterberg teilgenommen und sich mit ihren Genossinnen verabredet, die junge Saat durch Reif zu verderben.



Orientierungsplan zur Kartenskizze

In christlicher Zeit wurde auf der Höhe eine Kapelle gebaut, die dem Wetterheiligen Petrus geweiht war. Damals erhielt der Bergrücken den Namen Peterberg, auf den am 29. Juni gewallfahrtet wurde.

Johann VI. Vogt von Hunolstein, Herr zu Sötern und zu Züsch, der auch das Dorf Bosen von Kurtrier zu Lehen trug, ließ sich im Jahre 1578 von Kaiser Rudolf einen Markt genehmigen, der am Montag nach dem Fest Mariä Himmelfahrt auf dem Peterberg gehalten wurde. Über diesen „freien Petermarkt“ berichtet ein Weistum aus dem Jahre 1623.



Kartenskizze des Peterberges aus dem 16. Jahrhundert. Aus dem Staatsarchiv Koblenz, Abt. 56 Nr. 2739

Mit der Zeit wurde der Markt auf den Pfingstmontag und -dienstag verlegt. Erst 1826 wurde er nach Sötern verlegt, da Spiel, Trank und Schlägereien überhand nahmen, 1838 abgeschafft.

Die Peterkapelle ist gegen Ende des 18. Jahrhunderts verfallen. Auch der Peterberghof, der teilweise aus ihren Steinen gebaut wurde, ist nicht mehr vorhanden. Aus seinen Steinen wurde 1863 das Hofhaus zu Eiweiler am südlichen Fuß des Berges errichtet.

Unter den im Staatsarchiv Koblenz aufbewahrten Archivalien des ehemaligen Reichskammergerichtes Wetzlar (Abt. 56 Nr. 2739) befinden sich Prozeßakten mit folgendem Betreff: „Vormünder der Kinder des Adam von Hunolstein zu Merxheim gegen Kaspar von Hagen zu Sötern wegen Beschwerde über Störung im Besitz der Jagdgerechtigkeit auf dem Peterberg bei Bous (= Bosen) durch Pfändung von Wildgarn.“ Diese Klageschrift stammt aus dem Jahre 1550. Sie enthält auch eine Kartenskizze des strittigen Geländes.

Auf der rechten Seite zieht sich die von „Bossen“ kommende Straße, die „breit Straß“, durch das Dorf „Eckelhußen“ und überquert den Bosbach, hier die „Hinderbach“ genannt, über ein „Stegelin“. In Eckelhausen steht ein Grenzstein mit zwei Wappen, „da der Augenschein angefangen“. Am rechten Rand sind die Ausläufer des Dorfes „Settern“ zu erkennen. Hier mündet die über den Rücken des Berges verlaufende „fern Straß“. Sie berührt dabei die Peterkapelle, die mit ihrem Dachkreuz in der linken oberen Ecke der Skizze deutlich zu erkennen ist. Der Bosbach mit seinen Quellflüßchen entspringt in einem Walddistrikt des östlichen Abhangs des Peterberges. Klar voneinander abgehoben sind der „Brischberg“, heute Priesberg, der „Zellerberg“, heute Zallenberg, und der Peterberg. Am südlichen Rand (in der linken oberen Ecke der Kartenskizze) erhob sich damals schon das Kuhnenkreuz als Schnittpunkt mehrerer alter Handelswege.

Friede über'm Land

Über'm Dorfe steht der Regenbogen,
 blanke Fenster glüh'n im Abendschein.
 Aus der Mulde schwimmen Nebelwogen,
 Flockenwölkchen kommen hergezogen,
 taumeln trunken in die Glut hinein.
 Wie das alles Atem hält und schweigt
 wie das alles sich in Andacht neigt:
 eine Lerche! O ihr Singen schwillt,
 daß der Klang den ganzen Himmel füllt.

Jakob Kneip

Die Familie d'Hame in St. Wendel

VON KURT HOPPSTÄDTER † UND HANS KLAUS SCHMITT

Die aus Welschbillig stammende Familie nannte sich ursprünglich Dahm, Dhame, später d'Hame, von Hame, von D'haem, v. Dahm. Über ihren Adel läßt sich Max Müller sehr skeptisch aus und teilt diese Ansicht mit Bettingen, der sagt: „In dem hiesigen Taufbuch (1659) sind auffällige Veränderungen, weil mit ganz anderer Tinte, nachträglich vorgenommen worden, namentlich ist deren Familienname oftmals, ja fast durchgängig – einigemale ist das übersehen worden – das Eigenschaftswort „Nobilis“ vorgesetzt und ein Apostroph zwischen die Buchstaben D und h eingeschoben worden. Obgleich diese Familie in späteren Zeiten für eine adelige gehalten und angesehen wurde, so glaube ich doch annehmen zu dürfen, daß sie keineswegs adeligen Ursprungs war. Diese Behauptung ist auch durch den Umstand gerechtfertigt, daß die Träger dieses Namens mit bürgerlichen Personen eheliche Verbindungen eingingen.“

Max Müller vermutet, daß Johann Wilhelm d'Hame in Finstingen der Urheber dieser Kirchenbuchänderungen ist. Er sagt: „Um seiner Stellung das nötige Relief zu geben, behauptete er, einem alten Adelsgeschlecht zu entstammen. Am 1. 1. 1772 erbat er von einem hiesigen Hochgericht eine Bescheinigung, daß seine Familie seit unvordenklichen Zeiten dem Adel angehöre und die Mitglieder des Hochgerichtes selber gesehen und schon von ihren Vorfahren gehört hätten, daß die Wappen der Familie sich am Hochaltar der Pfarrkirche und an ihren Häusern befänden. Bei dieser Gelegenheit sind wahrscheinlich die Rasuren in den kirchlichen Zivilstandsbüchern vorgenommen worden, deren Eintragungen die Familie Dahm betreffen.“

Das Mißtrauen der beiden St. Wendeler Forscher ist nicht berechtigt. Die Rasuren sind nicht vorgenommen worden, um einen Adel vorzutäuschen, denn tatsächlich war die Familie adelig. Sie erhielt in der Person des Johann Wilhelm Hame von Kaiser Ferdinand II. mit Diplom vom 12. November 1635 des hl. römischen Reiches Adelsstand. Den Kindern des Damian Hartard d'Hame – nach anderer Nachricht Franz Ernst und Johann Wilhelm d'Hame – wurde der Adel von Kaiser Franz I. am 15. März 1752 bestätigt.

Das Wappen nach dem Diplom von 1635: in Blau über einem im Schildfuß liegenden silbernen Halbmond ein rotes Herz, aus welchem an zweiblättrigem grünen Stiel eine silberne Rose wächst, begleitet von zwei in den oberen Schildecken stehenden goldenen Sternen; Helm: gekrönt, die Rose des Schildes zwischen 2 blauen, je mit goldenem Stern belegten Flügeln; Decke: blau / gold.

Das Wappen von 1752 ist ebenso, nur ist die Rose gefüllt, der Mond ist gebildet, die Sterne begleiten den Rosenstengel.

Die Familie verzweigte sich auch nach St. Vith, nach Finstingen in Lothringen und nach Trier. Hier soll nur der St. Wendeler Zweig behandelt werden.

Dieser St. Wendeler Zweig war begreiflicherweise vor allem in St. Wendel begütert. Im 18. Jahrhundert besaß er außerdem ein Viertel des großen und kleinen Zehnten zu Theley als Mannlehen des Erzstiftes Trier und vier Vogteien zu Niedersaubach. Schon vor der französischen Revolution begann die Familie ihre Güter in und um St. Wendel zu veräußern, da der am längsten blühende Zweig

der Familie nach Finstingen übergesiedelt war. Die letzten St. Wendeler Güter wurden allerdings erst 1824 von französischen Vertretern der Familie versteigert.

Die Stammtafel sieht folgendermaßen aus:

STAMMVATER: NN Dahm in Welschbillig.

I. Generation

1. *Johann* – Johannes Damianus – geb. 1561, † 1610, 1592 Keller und Notar, 1592 Bürgermeister; oo I. 1587 Anna Schank, Tochter des St. Wendeler Wirtes Friedrich Schank von Reichenbach, II. Anna Juliana v. Weicherdingen, Witwe von Christoph Richter, kurf. Kellner. – Sein Vermögen bei seinem Tode: 200 Morgen Ackerland und Rodhecken, 100 Fuder Heuwachstum, Weiher und Gärten in großer Zahl, 100 Stück Rindvieh und Schweine sowie Mobilien und bares Geld, alles zusammen ein Wert von mehr als 40000 Gulden. 1604 hatte er außerdem von Till Kaul, Metzger in Merzig, eine Jahresrente in der Schultheißerei Merzig gekauft.

2. Maria

oo Hans Schrotig, Hochgerichtsschöffe, 1594 gemeiner Bürgermeister, Wirt „zum Rindsfuß“, † 1597 (Weiheimal 1615 in Wendels-Basilika).

3. *Leonhard*, 1597 Hochgerichtsschreiber in St. Wendel, 1604 Schultheiß, oo Elisabeth Bolin aus Daun. Er starb 1635.

II. Generation (1–3 Kinder v. I/1; 4–7 Kinder von I/3)

1. *Johann*, 1625 Bürgermeister in St. Wendel, † 1631 als Schultheiß zu Tholey. Aus der Ehe mit einer Zolli hinterließ er zwei unmündige Kinder: Hans Emmerich und Maria Elisabeth; letztere heiratete 1655 den Quartiermeister Quirinus Jepser aus Jülich, der sich in St. Wendel niedergelassen hatte. Der unmündige Sohn findet später keine Erwähnung mehr.

2. *Maria*, oo Hans Wilhelm Osburg, 1613 Stadt- und Gerichtsschreiber, Hochgerichtsschöffe, 1614 und 1617 Gerichtsbürgermeister. Dieser starb 1617.

3. *Johann Wilhelm*, Lizentiat der Rechte, Amtmann zu St. Wendel und Schaumburg, geb. 1591, † 1657, oo 1617 Anna Maria Osburg. Er studierte die Rechte an der Universität Löwen, wurde 1627 Stadt- und Hochgerichtsschreiber in St. Wendel, war dann längere Zeit Landwaisenvogt zu Kreuznach, dann kam er nach St. Wendel zurück. Als Abgeordneter der Stadt bei den kurtrierischen



Landtagen wurde er 1636 einer der entschiedensten Gegner des Kurfürsten Philipp Christoph von Sötern und wegen seiner Haltung für kurze Zeit nach Koblenz ins Gefängnis gebracht. Von 1647 bis zum Tode des Kurfürsten im Jahre 1653 lebte er in der Verbannung. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er im Glockenhofe zu St. Wendel, den er erworben hatte.

4. *Wilhelm*, Gerichtsschreiber, † 1658, oo I. 24. 1. 1633 Katharina Letig, T. d. Kellners Lothar L., II. Aleuce Anna, Tochter des Maximilian v. Lasaulx und der Margarethe de Florange. 5 Kinder: Heinrich, Josef, Elise, Franz, Wilhelm, über welche in St. Wendel keine Nachrichten vorliegen.
5. *Anna*, oo Wilhelm Carell – Kilburgensis –, Hochgerichtsschöffe in St. Wendel, Tholey'scher Schultheiß. Dieser starb am 5. 4. 1624.
6. *Barbara*, oo Johannes Minham aus Trier, kaiserl. öffentl. Notar, Kellner in St. Wendel. Als der Schultheiß Johann Wilhelm Dahm (II / 3) flüchtig war, versah Minham den Dienst als Schultheiß. † 1658.
7. *Elisabeth*, oo 16. 6. 1626 Matthias Zandt zu Pfalzel bei Trier.

III. Generation (1 = Sohn v. II / 3; 2 = Tochter v. II / 4).

1. *Johann*, geb. 1622, † 1689, Amtmann in Ottweiler, Schaumburg und St. Wendel, oo 1645 Maria Magdalena von Girken zu Eberdingen (Wttb). Als St. Wendel in der Reunionszeit vorübergehend zur französischen Saarprovinz kam, wurde er 1680 zum „Bailly et juge Royal de Saint Vandel“ ernannt.
2. *Anna Margaretha*, oo 1. 2. 1662 Johannes Rutgerus à Linster (von Leinster), Soeternscher Kellner.

IV. Generation (1 – 6 Kinder v. III / 1)

1. *Johann Wilhelm*, geb. 1647, † 1736, Prokurator in Finstingen (Lothr.), oo Anna Maria Schrembgen. Er gründete den Zweig in Finstingen.
2. *Maria Philippa*, oo Johann Salentin Monreal.
3. *Maria Agathe*, getauft 29. 6. 1659, oo Philipp Jakob Monreal, kurtrierischer Hofrath.
4. *Maria Katharina*, getauft 6. 1. 1662, oo Peter Henry, Advokat in Luxemburg.
5. *Damian Hartard*, getauft 28. 1. 1665, 1689 Amtmann zu St. Wendel, † 1723, oo Maria Magdalena von Koeler, † 1715 (Schwester des Abtes Ferdinand von Koeler, Mettlach).
6. *Anna Maria*, oo 16. 2. 1669, Johannes Müller „nobilis dominus“, Herr von Weiskirchen (Dorf und Schloß bei Bitsch).

V. Generation (1 – 15 Kinder v. IV / 5; 16 – 20 Kinder v. IV / 1)

1. *Anna Maria*, geb. 2. 2. 1693.
2. *Anna Ursula*, getauft 22. 2. 1694; oo 10. 9. 1723 in Mettlach Karl Nikolaus Franz du Pillard de Requin. Er erhielt den Neuhof bei Wallerfangen und die Erbvogtei Roden.
3. *Ferdinand Philipp*, geb. 28. 11. 1695, Benediktiner im Kloster Mettlach, in dem sein Onkel und Taufpate Ferdinand von Koeler Abt war. Sein Professionsname war Ludwinus; später war er Präpositus in Walmünster, † 1742 in St. Wendel.

4. *Anna Maria Charlotte*, geb. 12. 4. 1697.

5. *Maria Magdalena Agathe*, geb. 1. 6. 1698.

6. *Franz Ernst*, geb. 27. 7. 1699, Amtmann in St. Wendel und kurtrierischer Hofrat, † 1769; oo 20. 5. 1720 Maria Katharina de Hauzeur, II. Charlotte de Roussillon, † 1798. Er erbaute 1742 das heutige Amtshaus am Schloßplatz in St. Wendel und 1755 die Wendelskapelle. 1728 kaufte er von Karl Wilhelm v. Piesport $\frac{1}{4}$ vom großen und kleinen Zehnten zu Theley, Dautweiler, Überrodt, Bliesen und Oberthal für 1175 Reichstaler. Er hatte den in der Stadt St. Wendel gelegenen Familiensitz und 147 Morgen Land geerbt. Als er starb, bestand sein Grundbesitz aus 482 Morgen auf den Bännen von St. Wendel, Alsfassen, Breiten, Oberlinxweiler, Urweiler, Niederkirchen und Saal.

7. *Damian August Franz*, geb. 12. 5. 1701, Benediktiner, später Prior in St. Maximin zu Trier, Dr der Theologie, schrieb ein lateinisches Werk „Additio ad vitam R. R. Reineri Abbatis“.

8. *Mauritius*, geb. 19. 8. 1703, † 1. 5. 1759. Sein Pate war der Abt Mauritius Gralinger zu Tholey; er trat in das Benediktinerkloster Tholey ein, erhielt den Professionsnamen Theobert, 1730 – 1759 Abt in Tholey.

9. *Maria Johanna*, getauft 8. 12. 1704.

10. *Anna Margaretha*, geb. 17. 5. 1705, † 1781 in Wallerfangen, oo 18. 4. 1730 Johann Jakob Hetzerath, kurtrierischer Kellner zu Saarburg.

11. *Johann Baptist*, getauft 20. 2. 1706.

12. *Maria Sybilla*, getauft 12. 5. 1707, früh verstorben.

13. *Margaretha*, getauft 17. 6. 1710.

14. *Johann Konrad*, geb. 22. 2. 1712, † 13. 5. 1783, Benediktiner in St. Matthias bei Trier, 1762 Propst und Spiritual in der adeligen Frauenabtei Marienberg bei Boppard; er schrieb ein siebenbändiges Werk „Confluvium historicum monasterii montis B.M.V. prope Boppardiam“.

15. *Karl Kaspar*, geb. 10. 9. 1713, Benediktiner. Sein Taufpate war der Tholeyer Abt Kaspar von Rousell.

16. *Johann*, geb. 13. 7. 1681 in Wallerfangen, Präsident in Finstingen.

17. *Philippe François*, geb. 12. 7. 1684 in Wallerfangen.

18. *Jean Henry*, geb. 9. 8. 1691, † als Baby.

19. *Jean Henry*, geb. 23. 1. 1694 in Saarlouis.

20. *Jean Guillaume*, geb. 31. 12. 1695, Saarlouis. Er erhielt als Johann Wilhelm Dhame von Kurtrier ein Lehen des Arnold Glock v. Oberstein, bestehend in einem Haus in St. Wendel mit Zubehör und eine Hofstätte in der Burg Schaumburg. Seine Nachkommen sind die sogenannten Klockenerben in Finstingen. Die d'Hame zu Finstingen bezogen noch 1791 aus Namborn jährlich 2 Malter 2 Faß Korn und ebensoviel Hafer, 4 Hühner und 12 livre 16 sols lothringer Währung.

VI. Generation (1 = Sohn v. V / 16; 2 – 13 Kinder v. V / 6).

1. *Jean Jacques Josef*, geb. 1746, Rat am Rechnungshofe in Nancy, 1800 Maire in St. Wendel, 1802 Mitglied der gesetzgebenden Körperschaft und gleichzeitig Vizepräsident des Appellhofes zu Trier, wo er noch 1810 lebte.

2. *Ferdinand Josef*, geb. 20. 2. 1723, † bald nach der Geburt.
3. *Philipp Jakob*, geb. 10. 5. 1726, kurmainzischer Hofkammerdirektor.
4. *Anna Maria Scholastika*, geb. 26. 12. 1727, starb als Kind.
5. *Maria Anna Katharina*, geb. 4. 5. 1729.
6. *Damian Josef*, geb. 1. 11. 1730, 1764 – 69 gräfl. v. Öttingen'scher Oberamtmann in Dagstuhl, dann Amtmann und Hofrat in St. Wendel, † 21. 11. 1779, oo Anna Maria Labadie, seine Haushälterin. 1763 kaufte er von Fürst Wilhelm Heinrich v. Nassau-Saarbrücken dessen Anteil am Rutzweiler Gut auf Werschweiler Bann. Sein Verhalten in Dagstuhl als Oberamtmann ist unverständlich. Er legte mehrere Jahre keine Rechnung und war eines Tages verschwunden. Graf Josef Anton von Öttingen konnte erst nach monatelangen Bemühungen, in denen er auch den Vater des Oberamtmanns, seine beiden Brüder Theobert und Philipp Jakob und den Kurfürsten von Trier einschaltete, die Herausgabe der Amtsrechnungen erreichen in denen ein Fehlbetrag festgestellt wurde.
7. *Theobert Ernst Anton*, geb. 1. 3. 1732, Benediktiner, 1769 Prior der Abtei Tholey. Er verwaltete die Abtei an Stelle des vom Konvent gewählten Abtes Salvinus Schaadt, der im Trierer Refugium lebte und zur Zeit des Kommandatarabtes Pierre de Salabert.
8. *Karl Ignaz Franz*, geb. 22. 12. 1733, kurtrierischer Kammerdirektor und Geheimrat.
9. *Johann Konrad* (?)
10. *Anna Charlotte Scholastika*, geb. 5. 9. 1736, † 7. Aug. 1801, oo Georg Wolfgang Freiherr von Stenz zu Bockenheim.
11. *Anna Margaretha*, getauft 10. 9. 1738.
12. *Maria Charlotte Antonia*, geb. 6. 1. 1740, oo Franz Friedrich v. Wernikau in Trier.
13. *Karl Heinrich Wendelin*, geb. 17. 10. 1741, als Pater Agritius Mönch in St. Mathias-Trier, seit 1779 Probst zu Marienberg bei Boppard, † 27. 12. 1816 in St. Wendel als der letzte männliche Sproß des St. Wendeler Zweiges.

VII. Generation (1 und 2 Kinder v. VI / 6)

1. *Charlotte*, geb. 13. 3. 1774, starb im Kindesalter.
2. *Karl Wilhelm Theodor*, geb. 27. 2. 1775, letzter Nachkomme der St. Wendeler Familie, der jedoch schon in seinem ersten Lebensjahr starb.

Quellen und Literatur

1. St. A. Koblenz 54/314 – 317, 889
2. Familienblätter des städt. Archivs St. Wendel
3. Meine Arbeit über Graf Franz Josef v. Öttingen, in Saarbr. Hefte 13/1961
4. Max Müller, Geschichte der St. Wendel – St. Wendel 1927 S. 669 f
5. Max Müller, Das Güterbuch der Familie v. Hame in Unsere Saar 1929/30 Nr. 3
6. Hans Klaus Schmitt, Theobert d'Hame, Abt zu Tholey in Heimatbuch d. Kr. St. Wendel 1957/58 S. 35 ff
7. Bettingen, Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel – 1865 –
8. Bettingen, Geschichte der Stadt St. Wendel II. Teil – Handschrift 1862 in der Stadtbücherei Saarbrücken
9. Neuer Siebmacher II. Band 11. Abt.: Gritzner, Der Adel Deutsch-Lothringens, 1873, S. 49
10. Prof. Wallraff, Auszüge aus den Kirchenbüchern d. Kr. Saarlouis (Handschr. i. d. Stadtbücherei Saarl.)
11. Köllner, Miscellaneen zur Saarbrück'schen Geschichte (Handschrift in der Stadtbücherei Saarbrücken)

Takenplatten

Alte Eisenkunst ziert wieder unsere Häuser

VON ANTONIUS JOST

Unsere Neubauten heute, die privaten und öffentlichen, werden von Jahr zu Jahr anspruchsvoller in Geräumigkeit und Ausstattung. Vorhallen, Dielen, Treppenhäuser und offene Kamine innen oder außen auf der Terrasse verlangen nach einer Ausschmückung, die wohllich, stilgerecht und repräsentativ zugleich sein soll. Kein Wunder, daß schöne, alte Truhen, Spinnräder, Zinngeschirr, Lampen und ähnliche Dinge aus dem Bauernhaus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ihren Platz wieder finden, weil sie neben dem offenen Kamin stilechter wirken als moderne Möbel und Bilder. Ausgeklügelte Zweckmäßigkeit und technische Raffinessen der Bauten werden auf diesem Wege durch ein kräftiges Stück romantischer Verträumtheit behaglicher gemacht.

Neben den bäuerlichen Truhen und Zinngefäßen tauchen dann wie von selbst auch die Takenplatten auf. Ihr einstiger Zweck liegt aber für den Bewunderer der neuen, prächtigen Kaminecke oft nicht so eindeutig auf der Hand wie der der übrigen Stücke. Trotzdem sind auch sie, die Takenplatten, einst ein praktisches Nutz- und dazu ein besonderes Schmuckstück der Bauernstuben gewesen. Verdrängt von den aufkommenden Zimmeröfen landeten sie nach und nach auf dem Abfallhaufen oder der sparsame Bauer deckte seine Jauchegrube mit ihnen ab, benutzte sie als Fußkratzer vor der Stalltüre oder als Einfassung am Dunghaufen. Bei dieser respektlosen Behandlung wußten die Bauersleute nicht, welche Sünde sie gegen die Kultur ihrer Heimat begingen. Die mißachteten Takenplatten verrosteten in einem dunklen Winkel, ihre Reliefbilder wurden achtlos von genagelten Schuhen abgetreten und von Säuren zerfressen. Schon die Enkel wußten nicht mehr, woher sie stammten und welchem Zweck sie dienten. So weiß auch heute mancher stolze Hausbesitzer, der echten oder nachgegossenen Platten heute in seinem neuen Haus als Wandschmuck wieder den angestammten Platz zurückgibt, kaum noch etwas von ihrem ursprünglichen Woher und Wozu. Schon das Wort „Takenplatte“ gibt oft ein Rätsel auf. Es kommt von dem französischen Wort „la taque“ und heißt Gußplatte. Wer vor 200 Jahren ein Bauernhaus an Mosel und Saar, in Eifel und Hunsrück betrat, stand vor dem offenen Kaminfeuer, der einzigen Feuerstelle im Hause. Auf einem niedrigen, gemauerten Aufbau loderte es unter dem breiten Rauchfang, durch dessen schwarzen Schlund man zwar nicht in die Hölle, aber in den blauen Himmel blicken konnte. In diesem Rauchfang, in der engeren Heimat „Harscht“ genannt, hingen die Speckseiten und Schinken zum Räuchern. Die Rückseite der Feuerstelle bestand aus einer oder mehreren Gußplatten. Sie dienten einem dreifachen Zweck, waren Feuerschutz, Wärmespender für die benachbarte Wohnstube und deren schönster Schmuck zugleich. Sie waren in die durchbrochene Wand zwischen Stube und Feuerstelle so eingesetzt und mit schmucken Hausteinen umrahmt, daß sie zum Feuer hin ihre eine rußgeschwärzte glatte Seite, zur Stube hin jedoch die andere mit ihren Reliefbildern sehen ließen. Das Wort Stube, Stuff oder Stubb (niederdeutsch stuowe, englisch stove) bedeutet im ursprünglichen Sinne Feuerstelle. Die Stube war eben der einzige warme Aufenthaltsraum der Familie. Es

ergab sich von selbst, daß man die der Stube zugekehrte Seite der Takenplatten von Anfang an mit Reliefbildern versah und so das Nützliche mit dem Schönen verband. Die Wohnstube erhielt durch die in die Wandnische eingelassenen Platten eine gediegene Zier. In die Nische wurde eine Bank eingebaut, damit sich die Großeltern dort vor den warmen Eisenplatten sitzend den Rücken wärmen konnten. Wenn alte Leute sehr wärmebedürftig wurden und die meiste Zeit des Tages auf der Takenbank zubrachten, waren sie „täkelig“, d. h. der Takenplatte bedürftig geworden. Über der „Tak“, so nannte man die wärmende Nische, fand man Platz für den Takenschrank oder wenigstens für ein vorspringendes Brett, um die Milchtöpfe zum Rahmen und den Käse dort zum Faulen zu bringen. In kleinen Häusern genügte eine Takenplatte, in größeren wurden mehrere neben- und übereinander in die durchbrochene Wand eingefügt. Verzahnungen an den Rändern dienten dem festen Zusammenfügen der einzelnen Platten. Da die Matern (Modelle) für große Darstellungen in einem Stück zu kostspielig in der Herstellung und die Platten zu schwer geworden wären, stellte man solche Reliefbilder in mehreren Teilen her und setzte sie zusammen.

Aus den Motiven der Reliefbilder sprechen Lebensstil und Geist jener Zeit, zumal die meisten der Platten das Jahr ihres Gusses angeben. Aus dem Jahr 1474 stammt die älteste bekannte Takenplatte. 1830 soll die letzte in der Eifel gegossen worden sein, wenn man von jenen absieht, die heute wieder nach alten Matern von vielen Eisengießereien nachgegossen werden. Zwischen diesen beiden Daten liegen 350 Jahre, die Zeit der Gußeisenkunst unserer Heimat. Die alten Eisenschmelzen der Eifel, des Hunsrücks und der Saar, die bis auf wenige alle untergingen, widmeten sich mit großer Kunstfertigkeit der Herstellung von Takenplatten. Das 18. Jahrhundert wurde zur Blütezeit dieser heimischen Kunst. Unter den vielen Eisenhütten, die sich der Verarbeitung von Holzkohlengußeisen widmeten, errang jene in Quint bei Trier eine führende Stellung. Takenplatten aus dieser Hütte tragen neben der Jahreszahl fast immer auch den Namen „Quint“. Bei der Herstellung der Mater, der Mutterform oder dem Modell, reichten sich handwerkliches Können und Kunstsinn die Hand. Auf eine große Eichenholzplatte wurde das Reliefbild eingeschnitzt und eingekerbt. Dieses Holzrelief in Gußsand eingedrückt ließ die Gußform entstehen, in die hinein das flüssige Holzkohlengußeisen gegossen wurde. Gußfehler konnten mit einer Feile verbessert werden.

Aus den Bildseiten der Takenplatten spricht, wie schon erwähnt, der Geist der Zeit und ihrer Menschen. Sie passen sich der jeweiligen Stilperiode an. So gibt es Platten in gotischem Stil, im Renaissancestil, barocke und auch Rokoko- und Empireformen. Die meisten Reliefbilder zeigen bis zum 17. Jahrhundert religiöse Motive, die in den Bauernhäusern auch später vorherrschend bleiben. In den Häusern des Adels und der Patrizier, in Schlössern und Burgen dagegen bevorzugt man dann heraldische Bilder mit Rittern, Burgen, Wappen und Landsknechten, mit Vasen und Blumen, Jagdszenen und Zechern. Tugenden wie Gerechtigkeit, Klugheit, Liebe, Fruchtbarkeit, Tapferkeit und Frieden werden in allegorischen Bildern dargestellt. Diese letzteren und solche aus der griechischen Mythologie treten in der Renaissancezeit auf. Sogar das Zeitgeschehen, so der westfälische Friede von 1648, finden Niederschlag auf Takenplatten. Bei den religiösen Motiven dominieren neben biblischen Szenen, solche über die Geburt und die Passion Christi, aus dem Leben Mariens und anderer Heiligen. Die Hochzeit zu Kana war ein beliebtes und verbreitetes Motiv.



Trophäenplatte von 1685

Ofenplatte aus Neunkirchen

Aus den Takenplatten entwickelten sich Gußplatten, die zu Schranköfen zusammengesetzt wurden. Solche Schranköfen mit ihrer Fülle von Reliefbildern setzten feinstes Kunstgefühl der Maternschnitzer und höchstes handwerkliches Können der Gießer voraus. Für den einfachen Bauernmann waren sie zwar unerschwinglich, hielten jedoch Einzug in Adelsschlösser, Burgen und Rathäuser. Einzelne Exemplare, vor allem aus Quinter Produktion, sind noch erhalten und geben Zeugnis von dem hohen Stand der Eisenkunst in unserer engeren und weiteren Heimat. Takenplatten und Schranköfen aus der heimischen Produktion gingen nicht nur ins benachbarte Ausland, sondern auch nach Süddeutschland und sogar nach Skandinavien.

Auch auf den alten Eisenschmelzen unseres Kreisgebietes an Prims und Löster blühte der Guß von Takenplatten. So sind heute noch alte Modelle bei der Goma in Mariahütte, der einzigen Nachfolgerin jener Schmelzen, vorhanden. Es wurden in den letzten Jahren auch wieder Nachgüsse nach diesen alten Modellen gegossen. Von den Takenplatten, die in unserem engeren Kreisgebiet hergestellt wurden, sollen sich, wie mehrfach überliefert, jene aus der Schmelze an der Löster unterhalb Bierfeld durch besondere Feinheit des Gusses ausgezeichnet haben. Das von dieser Hütte auf dem gegenüberliegenden Hang des Löstertals gewonnene Erz war sehr mager, ergab aber ein Gußeisen, das sich ohne zu

springen zu besonders dünnen Gußplatten mit ausgezeichneten plastischen Formen der Reliefbilder verarbeiten ließ. Leider versahen diese Schmelzen der engeren Heimat ihre Takenplatten nur selten mit dem Namen, so daß man heute bei echten Platten den Hersteller nicht mehr feststellen kann.

Zu loben ist es, daß unsere Zeit sich wieder dieser alten heimischen Eisenkunst entsann und Takenplatten, echte und nachgegossene, wieder Eingang fanden in den Wohnhäusern, wenn auch nicht zum Wärmen, aber wieder zum Schmücken der Räume. So werden alte bodenständige Kunstwerke und Kulturwerte unserer Heimat nicht nur einigen wenigen Liebhabern und Sammlern überlassen, sondern von breiteren Schichten, wenn auch in Restbeständen, bewahrt und gepflegt. Der bei weitem größte Teil der echten Takenplatten unserer engeren Heimat ist durch Unwissenheit zerstört worden. Der Rest befindet sich in den kundigen Händen von Sammlern. Eine große Zahl von Nachgüssen hat zu erträglichen Preisen ihren Weg in so manches neue Wohnhaus genommen. Wer jedoch eine echte Takenplatte zu seinem Besitz zählt, wird ihr den Platz in seinem Hause zuweisen, der ihrem hohen Werte entspricht.

Quellenangaben:
Peter Kremer, „Von der alten Eisenkunst im Trierer Land“ in „Der Volksfreund“ 1959
Wilhelm Torsch, Pfarrgeschichte von Nonnweiler, 1800

Im September

*O trübe diese Tage nicht,
Sie sind der letzte Sonnenschein!
Wie lange und es löscht das Licht,
Und unser Winter bricht herein.*

*Dies ist die Zeit, wo jeder Tag
Viel Tage gilt in seinem Wert,
Weil man's nicht mehr erhoffen mag,
Daß so die Stunde wiederkehrt.*

Theodor Fontane (1819 – 1898)

Kurt Hoppstädter †

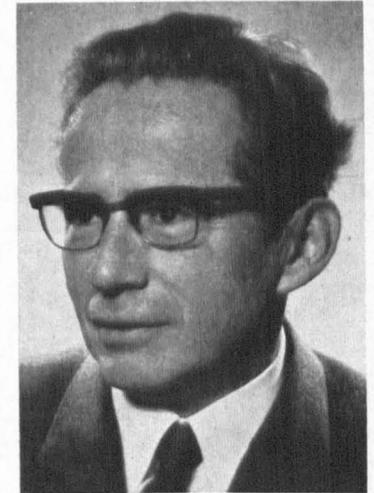
Plötzlich und unerwartet verstarb am 14. Mai 1970 in Fürth i. O. unser Mitarbeiter Bundesbahn-Oberamtmann a. D. Kurt Hoppstädter im Alter von 64 Jahren. Er war geboren am 6. Dezember 1905. Hoppstädter war Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Vereinigungen, viele Jahre Geschäftsführer des „Historischen Vereins für die Saargegend“ und einer der anerkanntesten Heimatforscher unserer Zeit.

Solange er tätig sein konnte, hielt ihn die Geschichte seiner Saarheimat gefangen, und man darf an dieser Stelle zum Ausdruck bringen, daß er immer einen zweiten Beruf ausgeübt hat, den des Heimatforschers und Heimatfreundes par excellence.

Zahlreiche Aufsätze und Vorträge sowie eine stattliche Anzahl selbständiger Schriften zeugen von Kurt Hoppstädters Fleiß und steter wissenschaftlicher Tätigkeit. In der 1968 erschienenen Monographie „Der Landkreis St. Wendel / Vergangenheit und Gegenwart“ waren dem verdienstvollen Forscher die Abschnitte „Der Gang der mittelalterlichen Besiedlung“, „Territorial- und Verwaltungsgeschichte“, „Wirtschafts- und Verkehrsgeschichte“, „Die Kreisstadt und die ländlichen Siedlungen“ und „Die Gemeinden des Landkreises in ihrer geschichtlichen Entwicklung“ übertragen. Die Schriftleitung der Monographie und des Heimatbuches legte besonderen Wert auf seine Mitarbeit. Wir erinnern an seine Textbeiträge „Historische Geheimnisse um den Spiemont“ (1953/54), „Die Herrschaft Eberswald“ (1955/56), „Beschreibung des oberen Ostertales“ (1958/59), „Burg und Schloß Linden“ (1959/60), „Burg und Amt Liebenburg“ (1961/62) u. a.

Das Heimatbuch des Landkreises St. Wendel verliert mit Kurt Hoppstädter einen seiner wertvollsten Mitarbeiter.

Herausgeber und Schriftleitung des Heimatbuches



Das Hochgericht tagt

(28. April 1615; *Stadtarchiv St. Wendel Bd. A 42*)

VON JOHANN ENGEL

Gericht wurde ursprünglich auf dem Gudesberg auf der höchsten Stelle der Wasserscheide zwischen Blies und Todbachtal „am Gericht, am Urteilstein, bei den Dingkhölzer“, wie uns die Flurnamen heute noch künden, abgehalten.

Später, wahrscheinlich nach der Stadtwerdung 1332, verlegte man das Gericht zunächst noch vor die Stadt bei die Gerberhäuser am Todbach, dann unter das Rathaus. So lesen wir im Weistum 1606:

Auf die Frage des Schultheißen, „wenn ein Mißtätiger in dem Hochgerichtsbezirk ergriffen wird, wie ist es mit demselben zu halten; wer darf ihn richten; wo stehen Stock und Steil (Gerichtsstuhl und Galgen) und wer soll beide schützen?“

Im Namen aller Schöffen antwortete einer derselben: „Der gefangene Mißtätige solle dem Stadtkellerer auf der Mitte der Schloßbrücke von dem Häscher übergeben werden. Der Stock soll bei Lauwers (Gerbers) Haus stehen, nunmehr ist er unter dem Rathaus zu finden. Die vier Heimmeier (des Amtes St. Wendel) sollen den Missetäter so lange bewachen, wie dies notwendig sein würde. Von dieser Wache sind aber der Schultheiß und die 21 Schöffen (7 Hochgerichts- und 14 Grundgerichtsschöffen) und der Hochgerichtsdienner befreit.“

Weiter wurde gefragt: „Wer hat die Dinghölzer (den Gerichtsplatz) herzurichten, das Hochgericht oder Galgen zu machen und aufzurichten? Wer trägt die Kosten?“ – „Unser Gnädigster Herr, der Kurfürst trägt die Kosten für die Herichtung des Gerichtsplatzes, des Galgen und die Unterbringung des Gefangenen, die Heimmeier müssen die Fron und Arbeit verrichten.“¹⁾

Das Hochgericht setzte sich zusammen aus einem Schultheißen, den der Kurfürst berief und sieben Hochgerichtsschöffen, „welche durch einen Amtmann oder in seiner Anwesenheit durch einen Kellerer angenommen, beeidigt und bestätigt werden. Dieselben Schöffen und der Hochgerichtsschultheiß sind Urteilsprecher und Richter über Criminal- und Malefiz-Sachen; desgleichen werden vor ihnen alle gerichtlichen Prozeß- und Pfändungssachen; auch Käufe, Aufträge, Testamente, Erbsachen, Tausch von Freigütern und Möbel u.a.m. getätigt.“²⁾

Später, im 18. Jhd. heißt es: „Die Schöffen waren vorzeiten über Criminal- und Malefizsachen Richter gewesen, jetzt werden solche Vergehen an dem Kurfürstlichen Oberhof in Trier verhandelt.“³⁾

Nach der Verkündigung des Urteils durch den Hochgerichtsschultheißen, zerbrach dieser den Stock über dem zum Tode verurteilten und warf ihm die Teile vor die Füße. Der Scharfrichter oder Henker nahm den Verurteilten und führte ihn zum Galgen und hängte ihn. Der Leichnam blieb bis zur Auflösung als abschreckendes Beispiel auf der luftigen Höhe über dem Blies- und Todbachtal an der alten Römerstraße hängen.

Urgerichtliches Bekenntnis des Lamprecht Braßen von Pintzweiler

Max Müller schildert ihn uns in seinem Werk über St. Wendel als einen wohlhabenden Bauern, der durch das Leid über den Tod seiner Frau zum Trinker und schließlich zum Dieb wurde (M.M. S. 511). Hören wir sein Geständnis:

„Anno 1615, den 28. April, Dienstag nach Quasi modo (Weißer Sonntag) hatte man Lamprecht Braß von Pintzweiler wegen fortgesetzten Diebstahls in Haft genommen. Am 29. April hatte der Scharfrichter ihn in Anwesenheit des Hohen Gerichtes in Güte und peinlich (in der Tortur) über seine Missetaten verhört. Lamprecht Braß bekannte:

1. daß er mit Greinickels Wendel und Johann Spurken von Gehweiler verschiedene Diebstähle begangen habe. Die genannten Komplizen hätten ihn zum Stehlen verführt. Sie hätten ihm erzählt, im Namborner Wald ein Schwein geschossen zu haben, er solle ihnen es forttragen helfen. Als sie in den Wald gekommen seien, wäre kein Schwein vorhanden gewesen. Die beiden wären wütend geworden und hätten erklärt, wenn sie jetzt eines ertappen würden, würden sie es niederschließen. Das geschah dann auch bald;
2. daß er und Grein nach Ellweiler gegangen und des Nachts in das Backhaus des verstorbenen Franz eingestiegen seien, um Korn zu holen. Da sie aber dabei durch Leute, die von Bliesen hergekommen seien, gestört wurden, hätten sie keinen Erfolg gehabt;
3. daß er und Wendel ein anderes Mal jeder ein Faß gestohlen und heimgetragen, auch Korn hätten sie mehrmals entwendet;
4. daß wir drei (Lambert, Wendel und Johann) im Winter in Steinberg (Deckenhard) dem Sarken Clesgen einen Immen (Bienenvolk) gestohlen;
5. daß sie dem Gerber Mathes zu Gundesweiler nachts zwei Häut aus dem (Gerb) Kump gestohlen und sie dann unter sich verteilt hätten. Er habe sich ein Paar Stiefel daraus gemacht.
6. daß er und Grein dem Geiners Theobald zu Gundesweiler nachts bis 12 Brote gestohlen;
7. daß wir drei dem Kaiser Jakob zu Steinberg 1 Schaf gestohlen;
8. daß wir drei in Roßberg vor Wagners (Haus) des Nachts dem Schüßler zwei Schaf aus dem Stall gestohlen;
9. daß wir drei in Eytzweiler einem (Bauern) 16 Laib Brot und 2 Säcke Mehl aus dem Backhaus genommen und alles unter uns verteilt;
10. daß er in Kriegelborn des Nachts im Winter dem Schöffen aus der Mühle 3 Faß Korn gestohlen;
11. daß er und Wendel in Rimmesweiler des Nachts dem Wirt aus seinem Wohnhaus 2 Pfund Flachs, 16 Stücke Schweine- und Rindfleisch, ein Packen Strümpfe, 1 wollenes Hemd, ein Paar grüne Hosen, einen wollenen Rock oder Motzen (Männerjacke), einen Topf mit Schmalz und etliche Stücke Leder gestohlen;
12. daß Wendel und er vor ungefähr 4–5 Wochen auf Anleitung des Spurk des Nachts in Jakobsen oder Mathesen Haus zu Gundesweiler zwei Rindhäut entfremdet;
13. daß wir drei in Aßweiler des Nachts ein Schaf gestohlen und es unter uns verteilt;

14. daß Wendel und ich im letzten Winter zur nächtlichen Zeit in das Haus des Eisertes Clesen eingebrochen und haben 3 Kessel, Zinnerne Platten, ein Hemd, 2 Halstücher, 2 Leibchen, 3 eiserne Töpfe, 2 Haumesser (Heben), eine 1/2 Maß Kanne und ein Kissen gestohlen;
15. daß Wendel und er in Namborn des Nachts dem Schneider Matthesen einen Imben (Bienenvolk) gestohlen;
16. daß wir zwei des Nachts in Kriegelborn bei Wendelin Alles vor etwa einem Vierteljahr ein Bienenvolk gestohlen, in Greinickels Wendels Haus die Waben (Roßen) herausgeschnitten, Kerzen daraus gefertigt, um sie bei späteren nächtlichen Diebstählen zu verwenden;
17. daß er in Hoffelt mit seinen Consorten vor Weihnachten in Zanten Peters Behausung eingebrochen und 2 1/2 Maß gemeine Frucht (Korn) und ungefähr 1 1/2 Sesters Erbsen gestohlen;
18. daß er und Spurk im letzten Winter dem Leinen Jakob zu Bleisbach des Nachts 2 Imben gestohlen haben, welche Spurk vor das Dorf getragen, die Honigwaben herausgeschnitten, die Fässer geputzt und die er dann wieder auf den Stuhl (Bienenstand) gesetzt hat;
19. daß er und Spurk im letzten Winter dem Hansen Nickel in Gehweiler bei Nacht auch ein Bienenvolk gestohlen. ihn unter sich geteilt und dann das Faß wieder auf den Bienenstand gestellt;
20. daß er und Spurk im letzten Winter des Nachts dem lahmen Schneider zu Namborn ein Schaf aus dem Stall genommen, es draußen vor dem Dorf geschlachtet, enthäutet und die Haut in einem (Stein) Bruch versteckt;
21. daß er vor ungefähr 1 Jahr dem Junker von Gundesweiler (Glock von Oberstein) den Gischkasten erbrochen und daraus 2 Hechte und 1 Makrele entwendet habe;
22. daß er und seine Consorten dem Meyer von Neunkirchen (Nahe), der sich gebrüstet hatte, viel Geld zusammen zu haben, dieses abzunehmen. Da sie aber vor dem Überfall vernommen hatten, daß kein Geld vorhanden sei, unterließen sie den Raub;
23. daß er und Wendel die Absicht hatten, dem Nauhauer Gregor von Selbach Geld abzunehmen. Da das uns mißlang, stahlen wir ihm ein Bienenvolk und verkauften drei Tage später das Wachs in der Stadt;
24. daß er vor ungefähr 2 Jahren auf dem Eigentum der St. Wendeler Kirche zu Heisterberg einen Imben aus einem Eichbaum ausgehauen, den der Hirt von Steinberg gefunden und gezeichnet hatte. Doch er, Lambert, sei vor ihm im Walde gewesen, habe das wilde Bienenvolk an sich genommen und darüber stillgeschwiegen;
25. daß er und Wendel vorhatten, des Nachts in Kriegelborn dem Ellers Wendel Fleisch zu stehlen. Da sie dies nicht ins Werk (in die Tat) umsetzen konnten, beschlossen sie, bei der Witwe Barbel daselbst Hafer zu stehlen. Da der Hund bellte, mußten wir uns verdrücken;
26. daß Greinen Wendel ihn und den Spurk verleitet hätte, bei dem Schüssler zu Roßberg einzubrechen und Butter und andere Sachen zu stehlen. Wendel habe schon einen Fensterstein ausbrechen wollen;
27. daß er und Wendel vorhatten, dem Mühlenbauer Matthesen Schneider zu

- Namborn, wenn dieser dem Lambert Junghansen daselbst das Mühlenrad baue, sein Geld zu stehlen. Bei der Auskundschaftung des Geländes seien sie gefangen worden;
 28. daß er im letzten Winter dem Zanten Peter zu Hoffeld aus seinem Backhaus ein Faß Korn gestohlen habe;
 29. daß er vor 1 1/2 Jahren Elsens Kathrin zu Hirstein einen Imben gestohlen;
 30. daß er und Wendel dem Lang Michel Äpfel und gelbe Rüben aus dem Keller entwendet hätten;
 31. daß er und seine Komplizen dem Theobaldus zu Ymmweiler Leinen Getüch zu stehlen vorgehabt hätten;
 32. daß er vor einem Jahr dem Sacks Hans zu Hirstein ein Schaf, Rüben und Äpfel gestohlen hätten;
 33. daß er ein Schaf, das dem Meier von Hirstein gehörte mit seinen Schafen in seinen Stall getrieben, dort geschlachtet und dann gegessen habe;
 34. daß er und seine Mitverbrecher sich allerhand Schlüssel und Dietriche für die Ausführung der Einbrüche machen lassen;
 35. daß er dem Spurk und dem Wendel in Gundesweiler zwei gegerbte Häut stehlen half;
 36. daß er und Consorten vorhatten, dem Waldförster zu Nohfelden außerhalb der Mühle Mehl zu stehlen;
 37. daß er im letzten Jahr zwei Korngarben im gerodeten Wildland gestohlen und zu seinen Garben im Rod-Land gestellt hat;
 38. daß er des Claus Bolpen Schaf, das derselbe bei Gropferen Lehn (Helene) eingestellt hatte, das aber in seinen Stall irrtümlich gekommen sei, geschlachtet und gegessen habe;
 39. daß er und seine Komplizen vorhatten, den Krämer von Walhausen zu berauben;
 40. daß er und Wendel vorhatten, sich in einem Rohr in dem Graben beim Schönenborn oberhalb Fourschweiler zu verbergen, um vorübergehende Kaufleute oder Viehtreiber (Römerstraße) zu erschießen, umzubringen und in dem Graben zu beerdigen;
 41. daß er vorhatte, der Born Katharina Butter und Käse aus dem Backhaus zu nehmen;
 42. daß er des Herleners Knecht gebeten und bestochen habe, ihm zur Flucht aus dem Gefängnis zu verhelfen. Dieser gab ihm dazu ein Seil und stand Schmiere, damit er aus dem Turm fliehen konnte und über die Schloßmauer durch ein Loch entkam.
(Er wurde abermals gefangen genommen. Siehe auch: Max Müller, Gesch. der Stadt St. Wendel, S. 551).
- Nachdem Lamprecht Braß die vorgenannten Verfehlungen teils gutwillig, teils in der Tortur bekannt hatte und bei seinen Aussagen blieb, ist er am 20. May 1615 durch die Mitglieder des Hochgerichts allhier zu St. Wendel nach gültigem Recht zum Tode verurteilt und durch den Strang an dem Galgen vom Leben zum Tode befördert worden.“
St. Wendel, Datum wie oben.

1) Staats-Archiv Koblenz, Abtg. 1 C Nr. 7435;
2) Staats-Archiv Koblenz, Abtg. 1 C Nr. 7435;
3) Staats-Archiv Koblenz, Abtg. 1 C Nr. 7436

Die Stadt St. Wendel stellt ihre Diener an (1662)

VON JOHANN ENGEL

Seit 1332 war St. Wendel eine kurtrierische Stadt. Der Kurfürst und Erzbischof von Trier war der Landesfürst: „... und darüber kein anderer Landesfürst und Superior außer Kaiserliche Majestät anerkannt und erkennt wird“. Der Kurfürst hatte in der Stadt und im Amt St. Wendel seinen Vertreter, den *Amtmann*, den Abgabeneinnehmer (Geld und Früchte), den *Kellerer* (Flurnamen: den Kellerey-Jungenwald) und den *Scholteß*, Vorsitzender des Hoch- und Grundgerichts. Der Scholteß oder Schultheiß wurde ernannt.¹⁾

„Der Hochgerichtsschultheiß und die Schöffen in der Stadt St. Wendel haben auch Hut und Wacht an den Pforten, Türen und Stadtmauern zu besetzen und darauf zu achten, daß ihre Anordnungen auch immer befolgt werden.“²⁾

Wir lesen unterm 15. 8bris (Oktober) 1661: „Den 15. Oktober 1661 hat der Herr Schultheiß, die Schöffen und der anwesende Bürgermeister die Gemeinde Diener (Pfortner und Hirten) für das Jahr 1662 angenommen. Dieses geschah gewöhnlich an Michelstag (29. 9.); da der Schultheiß an diesem Tag verreist war, konnte es nicht eher geschehen.

Zuerst wurden der Kälberhirt Hansen und der Schweinehirt Hans Wilhelm Zeteleren verpflichtet. Zunächst hatten sie von Wendelstag bis Fastnachtdienstag abwechselnd den Nachtwächterdienst zu versehen und die Uhrzeit auszurufen. („Hört ihr Herren“ usw.). Als Lohn erhält jeder für diese Zeit 14 Gulden (9¹/₃ Reichstaler). Der Schweinehirt Hans Wilhelm Zeteleren bekommt außerdem für seine Hirtentätigkeit 11 Malter Korn (35,20 Ztr.) und 25 Gulden als Lohn. Ferner wird man ihm 5 Fahrten, wann er sie nötig hat, unentgeltlich tun. Man wird ihm außerdem 2 Wagen Holz liefern. Daneben soll man ihm im Herbst bzw. Frühjahr ein Feld mit Korn und ein zweites mit Hafer bestellen, dies o groß sind, daß man 2 Faß Korn (rd. 80 kg) und 2 Faß Hafer als Saatfrucht hineinsäen könne. Von den Hospitalwiesen soll er 2 Parzellen wie im letzten Jahr (1521) zugewiesen bekommen. Wenn die Frucht reif ist, soll man ihm einen Helfer zur Einbringung der Frucht schicken und zur Zeit des Eckerich (der Eichel- und Bucheckermast im Herbst) soll man ihm zwei Helfer zusätzlich zum Schweinehüten geben.

Sollte er aber einen Faulenzer als Helfer zugeteilt bekommen, so soll er ihn zurückschicken und ihn zur Bestrafung dem Schultheißen oder Bürgermeister melden. Dasselbe soll jenen geschehen, die je nach Anzahl ihrer Schweine nicht mit hüten helfen, sondern verreisen, auch sie sollen einen Gulden Strafe entrichten. Auch jener, der bei der Zählung des Viehes unrichtige Angaben macht, soll der Gemeinde verfallen – gestraft werden.

Da die Alsfasser und Breitener das ganze Jahr hindurch ihre Schweine bei der Stadtherde und durch den Stadthirten betreuen lassen, aber der Stadt einige Äcker entzogen haben, sollen in Zukunft ohne besondere Erlaubnis der Stadtverwaltung keine Schweine aus diesen Orten in die Stadtherde mehr angenommen werden.

Michel Schranen wurde zum Kuhhirten bestellt. Er erhielt als Jahreslohn 12 Malter (= 38,40 Ztr.) Korn und 14 Gulden an Geld, ferner 1 Taler Hauszins, 10 freie Erntefahrten, außerdem sollen die Bürger (Bauern) der Stadt ihm 2 Morgen Ackerland brachen und säen (wahrscheinlich Korn), zudem auch 3 Faß Hafer ausbringen. Er soll eine Parzelle in den Spitalwiesen ernten können und den Garten bei dem alten Gutshaus frei benutzen dürfen, von dem er bisher jährlich 6 Albus an den Bürgermeister gezahlt hat. Für das ganze Jahr erhält er einen Helfer. Will dieser nicht oder kann er nicht gebührend zugreifen, soll der Hirte ihn anzeigen, damit er ein Gulden gestraft wird“.

Die Stadt umschloß eine 1,80 m dicke und 4 m hohe, mit Schießscharten versehene Mauer, die durch acht kleine Wehrtürme verstärkt wurde. Über einen verdeckten Wehrgang konnten die Verteidigern, Soldaten und Bürgern der Stadt, Hilfe gebracht werden. In der Obergasse (Balduinstraße) war die eine Pforte, durch man auch zu den Kappesgärten außerhalb der Stadt gelangte. Sie trägt heute noch im Volksmund den bezeichnenden Namen: „Kappesport“. Die untere Pforte war am Ausgang der Luisenstraße. „Sie führte über (den Stadtgraben) die kurze Brücke und über (den Todbach) die lange Brücke, die die Kirche St. Wendalin zu bauen und zu unterhalten verpflichtet war; das ganze Pfarrvolk war die Fronen dazu zu tun schuldig.“³⁾

Auf den pflichtbewußten Pfortner legte man großen Wert. „Am 15. Okt. 1661 wurde Jakob Maltener zum obersten Pfortner zum gleichen Lohn des Vorjahres für 16 Gulden und 2 Faß Korn angenommen. Anstatt der sitzenden Wacht soll er die Wachfeuer auf den Mauern anfachen und so lange unterhalten, bis die Wächter kommen. Dafür erhält er extra 4 Gulden, Bürge für ihn ist Clas Thom. Fahrlässige Wächter, die er bei Tag oder Nacht feststelle, solle er zur Bestrafung anzeigen. Zum Pfortner an der untersten Pforte wurde Philipp Schwarz, wie im Vorjahr, für 18 Gulden und 2 Faß gedingt. Auch er sollte dieselben Arbeiten verrichten, wie der Pfortner der obersten Pforte. Bürge war Wendel Volts. Nachdem beide einen wirklichen Eid abgelegt hatten, wurden sie in Dienst genommen.“⁴⁾

So sehen wir, daß die Stadtväter schon vor dreihundert Jahren sich um die Sicherheit und Geborgenheit ihrer Bürger und für die Erhaltung des bescheiden Wohlstandes, den der Viehbestand der bäuerlichen Bevölkerung darstellte, sorgte und nur pflichtbewußte Hirten und Stadtpfortner anstellte. Ihre Entlohnung ist sehr aufschlußreich.

Quellenangabe:

¹⁾ Staats-Archiv Koblenz 1 C 7435

²⁾ Staats-Archiv Koblenz 1 C 7436

³⁾ Staats-Archiv Koblenz 1 C 7436

Die Feldschützen und Schätzmänner im Amt St. Wendel werden verpflichtet – 29.3.1786¹⁾

VON JOHANN ENGEL

Im 18. Jahrhundert galt noch die Dreifelderwirtschaft. Vom Frühjahr bis in den späten Herbst wurde das Vieh auf die Weide getrieben. Zur Weidefläche gehörte das jährliche Brachland, alle Wild- und Ödländereien, die Waldungen und die Wiesen im Frühjahr und im Herbst. Die eingesäten Felder und Gärten waren ausgeschlossen. Sie mußten vor dem Weidevieh durch Zäune geschützt werden. Für fahrlässige Unterhaltung des Zaunes wurde der Unterhaltungspflichtige gestraft. Im Weistum von 1606²⁾ heißt es: „Die Pflegezäune sollen, wenn die Wiesen zugetan, auf eine bestimmte Zeit zugemacht werden, bei Strafe von 20 Deniers (2¹/₂ Kreuzer). von jeder Lück oder Mangel.“

Die Sorge um den Schutz der Hart- und Lenzfrucht, seit der ersten Hälfte des 18. Jahrh. auch um die Grundbieren (Kartoffeln) und um den Heu- und Grummettrag, führten zur Verpflichtung eines oder mehrerer Gemeindemänner zum Schutz von Feld, Wiesen und Weiden. Sie trugen daher den bezeichnenden Namen: Feldschütz – Feldhüter. Ihnen beigegeben waren jene Männer, die den durch das Weidevieh und durch unberechtigtes Fahren eines Fuhrmannes angerichteten Schaden abschätzten: Sie waren die Schätzmänner oder Taxatoren. Beide, Feldschützen und Taxatoren, mußten vor dem Stadtschultheißen, den Hochgerichtsschöffen und dem Stadtschreiber nachfolgenden Eid schwören: „... daß er keinem zuviel noch zu wenig tun wolle, daß jedesmal nur den anzeigen wolle, der auch wirklich den Schaden getan habe und dies dem melden wolle, dem der Schaden zugefügt worden sei.“³⁾

Hören wir nun die Eintragung in dem Hochgerichtsprotokollbuch vom 24. März 1786 über

„die Verpflichtung der Schützen:“

Die von den Gemeinden angedungenen Feldschützen und Schätzer, deren Namen am letzten Sonntag (wahrscheinlich nach dem Gottesdienst) öffentlich ausgerufen worden waren, wurden heute dem Herrn Stadtschultheißen Gatterman, den Hochgerichtsschöffen Knoll, Demuth und Zängerle und in Anwesenheit des Stadt- und Hochgerichtsschreibers durch sämtliche Bürgermeister der Amtsorte vorgestellt, für:

die *Stadt und Alsfassen*: Niklaus Born, der schon im Vorjahre Feldschütz gewesen; als Schätzer für die Stadt Jakob Noß und ... Funk, für Alsfassen Niklaus Wagner und Simon;

Urweiler: Jakob Göntri als Schütz und Johann Langendörfer und Paulus Schmit als Schätzer;

Roschberg: Michel Meyer als Schütz und Jakob Haab und Daniel Bour als Taxatoren;

Born: Niklas Horras als Schütz;

Furschweiler: Conrad Schneider als Feldschütz und Heinrich Alles und Peter Schwan als Schätzer;

Reitscheid: Jakob Schwan von *Gehweiler* als Schütz und Johannes Schneider und Johann Olmann aus Reitscheid als Schätzer;

Gehweiler: Conrad Schneider aus Furschweiler, der dort auch Feldhüter ist, als Schütz und Johannes Weicherding und Jakob Brost als Taxatoren;

Heisterberg: Hubertus Junker als Feldschütz und Wendel Gillen und Martin Berwanger als Schätzer;

Pintzweiler: Jakob Becker als Schütz und Mattes Schmit und Johannes Naumann als Taxatoren;

Eisweiler: Stoffel Gillen und Peter Breit als Feldhüter und Adam Britz als Schätzer, der Feldhüter Stoffel Gillen unterstützt ihn;

Baltersweiler: Niklaus Born, Jakob Müller und Peter Schaadt als Feldschützen, Heinrich Ost und Jakob Walter als Schätzer;

Hoffelt und Mauschbach: Jakob Schmit als Schütz und Peter Haßdenteufel und Wendel Bick als Taxatoren.

Nach der Vorstellung der Feldschützen und der Schätzer sagte der Stadtschultheiß, daß die bisherige Praxis der Feldschützen und Schätzer bei der Pfändung des Viehes, Festsetzung des Schadens, der Strafe und der Kosten so uneinheitlich gewesen sei, daß z. B. in vielen Fällen die Kosten höher als der Schaden gewesen sei. Daher sei es an der Zeit für die Stadt und die Pfarrei, feste Pfändungs-, Straf-, Schadens- und Kostensätze bei Schäden durch Pferde, Ochsen, Kühe, Kälber und Schweine zu den verschiedenen Tages-, Nachts- und Jahreszeiten festzusetzen, damit im Übertretungsfalle das Protokoll einwandfrei dem Übeltäter präsentiert werden könnte.

Schäden in Wiesen, im Grummet und im Klee durch Pferde

1. Wenn ein Pferd vom 15. März bis 1. Mai in den Wiesen und im Klee angetroffen wird, werden von jedem Stück 10 Kreuzer Schaden berechnet. Da es aber sehr oft vorkommen kann, daß ein solches Pferd nicht nur in einem Feld bleibt, sondern in vielen sich herumtreibt, so müssen von jedem Feld 10 Kr. für den Schaden bezahlt werden, jedoch mit dem Vorbehalt, daß wenn der Schaden so groß sei, daß der Geschädigte sich mit den 10 Kreuzern nicht zufrieden geben würde, soll es diesem freigestellt sein, den Schaden durch die Taxatoren abschätzen und zu Protokoll nehmen zu lassen.
2. Vom 1. Mai bis zur Heueinscheuerung wird von jedem Pferd der Schaden auf 15 Kreuzer auf vorstehende Art festgesetzt.
3. Von der Heuernte bis zur Grummetzeit wird für jedes Pferd auf die genannte Art und Weise der Schaden auf 8 Kreuzer festgesetzt.
4. Von der Aussaat der Winterfrucht bis 1. April werden für jedes Pferd und

für jedes Feld, das es betreten hat, 8 Kreuzer Schaden festgesetzt, – dahingegen

5. vom 1. April bis nach der Erntezeit sind für jedes Pferd und für jedes Feld 20 Kreuzer Schaden festzusetzen; und
6. auch ohne Ausnahme den Schaden in den Sommerfrüchten, von der Aussaat bis zur Ernte 15 Kreuzer.
Ebenso soll es geschehen mit der Festsetzung des Schadens durch Ochsen, Kühe und Kälber.
7. Vom 15. März bis 1. Mai wird für jedes Stück Rindvieh, wenn es in Wiesen oder in Kleestücken angetroffen wird, ein Schaden von 8 Kreuzern berechnet;
8. für die Zeit vom 1. Mai bis zur Erntezeit 10 Kreuzer; desgleichen
9. von der Heuernte bis zur Grummetzeit nur 6 Kreuzer, und
10. von der Aussaat der Winterfrucht bis zum 1. April für jedes Stück 6 Kreuzer;
11. vom 1. April bis nach der Ernte pro Stück 15 Kreuzer, nicht weniger
12. von der Aussaat und Pflanzung der Sommerfrüchte bis zur Ernte für jedes Stück Rindvieh 10 Kreuzer.
Für die Schäden, die durch Schweine oder Schafe vom 1. März bis nach der Ernte auf den Feldern angerichtet werden, sind für das Schwein 5 Kreuzer und das Schaf 1 Kreuzer Schadenersatz angesetzt; sobald aber
13. eine ganze oder eine halbe Schweineherde, die an den Frucht- und Kleefeldern und an den Wiesen vorbeigetrieben werden und dabei diese betreten, so müssen die Taxatoren den Schaden abschätzen und zu Protokoll geben. Für beim Grasen ertrappte Schweine werden 20 Kreuzer Schaden in Rechnung gestellt.

Auch über die Gleichsetzung der Pfandkosten in Stadt und Pfarrei St. Wendel müßten die Gemeinden die ihre Schützen nach eigenem Gutdünken dinge könnten, überlegen, ob die dadurch in etwa erreichte Mehreinnahme der Gemeinde zugute kommen könnte. In Zukunft sollen nachfolgende Pfändungsätze für die oben angegebenen Verfehlungen für die Stadt St. Wendel gelten, die man auf die Ortschaften der Pfarrei übertragen soll, damit die Gleichheit in der Strafe erreicht wird:

für 1 Pferd 8 Kreuzer, für 1 Stück Hornvieh 4 Kreuzer, für 1 Schwein oder 1 Schaf 2 Kreuzer.

Die Feldschützen sollen also in Zukunft ihre Pfandregister (ihr Protokollbuch) so einrichten, daß es die Pfändungs-, Straf-, Schadens- und Kostensätze, die Übertretungs-, Tages- und Jahreszeit, die Anzahl und Art des Viehes ersehen läßt.

Nachdem nun die vorgenannten und früheren Verordnungen vom 30. 4. 1781 und vom 7. 6. 1784 den Ortsbürgermeistern, Feldschützen und Schätzern vorgelesen worden waren, leisteten dieselben den schon genannten Eid.“

Tun wir einen Blick in die Pfandregister oder Protokollbücher der Feldschützen und Schätzer!

EINTRAGUNG

	Pfandg. rhein. Gld. Kr.	Strafe rhein. Gld. Kr.	Schaden rhein. Gld. Kr.	Kosten rhein. Gld. Kr.	Insges. Kreuzer	Gulden Kreuzer
<i>St. Wendel, 11. 7. 1786</i>						
Item den 20. Mai des Henrichen Demuths Tochter mit 2 Pferden bei dem Bierhaus aus dasigen Gärten, morgens um 9 Uhren betreten, wo sogleich dem Henrichen Demuth die Pfändung gehörig angesagt	16	10	30	10	66	1 6
22. May des Joann Kornbrust 2 Buben bei St. Annen in der Jakobs Mark Wies um 10 Uhr gepfändet mit 2 Kühen und dem Joann Kornbrust sogleich die Pfändung angesagt.	8	10	20	7	45	0 45
25. May, des Niclasen Kiefers zwei Kindern in des Joh. Wagners Schmalwies, des Abends gegen 5 Uhren mit 2 Ochsen und 1 Kuh betreten und sogleich die Pfändung dem Kiefer gehörend angesagt.	12	15	30	10	67	1 7
30. May dem Michelen Schwan von Altsfassen an dem Lanzenberg mit 2 Ochsen in der Abgewandt wo Haber und Korn fahrens betreten und ihm gleich das Pfand gehörig angesagt.	8	1	1	1	8	8
<i>Eisweiler</i>						
31. May hatten beide Schützen Stoffel Gillen und Peter Breit den Johann Piro und Petry Schmit von Namborn des Morgens gegen halb 4 Uhren in der Herrenwies mit 8 Stück Rindvieh hüttend betreten; welche Wies ihm Stoffel Gillen gehörig.	1	4	20	1	36	4 40

EINTRAGUNG

Pfandg. rhein. Gld.	Strafe rhein. Gld.	Schaden rhein. Gld.	Kosten rhein. Gld.	Insges. Kreuzer	Gulden Kreuzer
---------------------------	--------------------------	---------------------------	--------------------------	--------------------	----------------

15. Juni hatte der Schütz Stoffel Gillen des abends um 10 Uhren dem Niclas Collet von Eisweiler über der Bach in dem ... weg mit 2 Ochsen angetroffen. Des Morgens seie er, Gillen, der Spur nachgegangen bis in das Haberstück auf der Allerburg, so der Katharina Meeß und in 2 Strücker sein Stoffel Gillens, welche Betretung aber er Niclas Collet leugnen thäte.

Keine Eintragung

St. Wendel

14. 7. des Anton Mark seine Tochter mit 2 Ochsen auf der Pitzschwies in den Grundbieren des Morgens 4 Uhren gefändet, auch den Pfand, ihm, Mark, sogleich angesagt.

St. Wendel, 7. 9. 1787

Schafhüter bei Papelborn, in den Grundbieren, 6 Grundbierenstöcke ausgeroppt:

Der Pferdeknecht hat 10 Stöck Grundbieren ausgeroppt und die Grundbieren gebraten morgens um 9 Uhr.

25. Mai 1788, des Gregorius Johann von St. Wendel 2 Kühe bei Wendels Bronnen in seiner eigenen Wies nachmittags betreten gegen 4 Uhr, auch Pfand angesagt.

Daselbsten am 31. Mai auch angetroffen.

-	12	-	15	-	45	-	9	81	1	21
-	10	-	10	-	10	-	5	35	0	35
-	10	-	15	-	15	-	5	45	0	45
-	8	-	-	-	-	-	-	8	0	8
-	8	-	-	-	-	-	-	8	0	8

Die Höhe dieser Strafen verdeutlicht sich, wenn wir die Preise vom 16. Hornung (Februar) 1784 und von 1970 einsetzen:

	1784	1970
1 Pfund Ochsenfleisch	8 Kreuzer	4,80 DM
1 Pfund Rindfleisch	7 Kreuzer	4,80 DM
1 Pfund Kalbfleisch	6 Kreuzer	5,50 DM
1 Pfund Hammelfleisch	8 Kreuzer	
1 Pfund Schweinefleisch	8 Kreuzer	4,80 DM
Ein 6-Pfünder Roggenbrot	1 Batzen = 4 Krz.	3,90 DM
Ein langes Weißbrot, 6 Loth wiegend = 96 g	2 Batzen = 8 Krz.	

Nun wollen wir errechnen, wieviel Pfund Fleisch oder Brot der Gestrafte sich damals und heute hätte kaufen können. Bedenken wir dabei die Verdienstmöglichkeiten der damaligen und heutigen Zeit, dann werden wir die Härte der Strafen in etwa ermessen.

¹⁾ Stadtarchiv St. Wendel A 224

²⁾ Staats-Archiv Koblenz 1 C Nr. 7435

³⁾ Stadtarchiv St. Wendel Bd. 40

*Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus
Und schaute fröhlich nieder
Ins alte Tal hinaus.*

*Die Luft mit lindem Spielen
Ging durch das Frühlingslaub.
Und Blütenflocken fielen
Mir über Brust und Haupt.*

Joseph v. Eichendorff (1788 – 1857)

Rechtsverhältnisse in der Schultheißerei Konken im Jahre 1784

VON BERTHOLD STOLL

Das Geheime Staatsarchiv in München verwahrt ein interessantes Aktenstück unter der Nr. 401/6, Kasten blau, in dem sich u. a. eine Bestandsaufnahme aus dem Jahre 1784 befindet über alle zum Oberamt Lichtenberg gehörigen Schultheißereien, Ortschaften, Höfe und Mühlen sowie über die alljährlich fälligen Abgaben und sonstigen Rechte und Gerechtigkeiten des Herzogs von Pfalz-Zweibrücken und anderer Grundherren in den einzelnen Orten. Für unsere nahe Umgebung sind vor allem die Berichte über die Schultheißerei Konken und ihrer Gemeinden von Interesse.

Die erwähnte Bestandsaufnahme geht zurück auf eine Anordnung der Pfalz-zweibrückischen Regierung in Zweibrücken vom 26. Oktober 1784.

Sie hat folgenden Wortlaut:

„Dem Oberamt Lichtenberg wird ahndurch aufgegeben, eine accurate und ganz zuverlässige Specification aller zu diesem Oberamt gehörigen Schultheißereien, Ortschaften, Mühlen, Höfen pp. dergestalten und fordernsamsten zu fertigen und einzusenden, so bey denjenigen Ortschaften H. Serenissimi Hochfürstliche Durchlaucht nicht private zustehen oder worinnen durch andere Herren besondere vornehme Gerechtsame Z. E. Gerichtsbarkeit, Leibeigenschaft pp. zu exerciren haben welches kürzlich, jedoch deutlich, mitbemerket in Ansehung der Mühlen und Höfen pp. aber mit beygefüget werden solle, ob solche gnädigste Herrschaft oder andern zugehörig und wer solche dermaßen würklich besitze, auch ob selbige, in etwa Bezirck was gewisser Dorfschaften liege oder ob solche einen eigenen Bann firmiren.“

Cusel, den 13. November 1784

Zur Schultheißerei *Conken* gehören:

Conken, Langenbach, Herschweiler und Pettersheim, Krottelbach, Ohmbach, Selchenbach, Osterbrücken, Hof, Leutersweiler, Krügelborn, Marth, Niederkirchen, Saal, Bubach, Herchweiler, Schwarz-Erde und Reichweiler.

Herschweiler, den 1. Dezember 1784

Die Anzahl derer Gemeinds Leuthe betreffend, so bestehen solche in

1) Conken	aus 39 Mann	10) Krügelborn	aus 3 Mann
2) Langenbach	aus 38 Mann	11) Marth	aus 14 Mann
3) Herschweiler und Pettersheim	aus 27 Mann	12) Niederkirchen	aus 27 Mann
4) Krottelbach	aus 14 Mann	13) Saal	aus 19 Mann
5) Ohmbach	aus 14 Mann	14) Bubach	aus 18 Mann
6) Selchenbach	aus 32 Mann	15) Herchweiler	aus 19 Mann
7) Osterbrücken	aus 20 Mann	16) Schwarz-Erde	aus 16 Mann
8) Hof	aus 21 Mann	17) Reichweiler	aus 30 Mann
9) Läutersweiler	aus 29 Mann		
		Summa	380 Mann

Nach Aufzählung vorstehender Orte ist noch zusätzlich erwähnt bei:

Läutersweiler:

In diesem Ort befinden sich 2 Gündersdöschische und 3 Obersteinische Leibeigene.

Krügelborn:

Die darin wohnenden 3 Gemeindsleuthe sind Leiningische Leibeigene. Soviel nun Krügelborn betreffend, so wohnen auf Pfalz-Zweibrückische Seite 3 Gemeindsleuthe, welche mit dem Layischen Krügelborn eine Gemeinde ausmachen und wie bereits in der Anlage bemerkt, Leinigische Leibeigene sind und befinden sich dermahlen keine Pfalz-Zweibrückische Leibeigene darin.

Marth:

Hierin befinden sich ebenfalls 3 Gündersdöschische Leibeigenen.

Reichweiler:

Hierin wohnen 3 Gundersdöschische leibeigene Unterthanen.

Höfe:

1) Krottelbacher Hof:

2) Pettersheimer Hof:

Diese beiden Höfe gehören Serenissimi Herzogl. Durchlaucht und hat ein jeder Hof einen eigenen Bann.

3) Königreicher Hof:

Dieser Hof ist des Herrn Stallmeister Strutberger Wolfgangs Eigenthümlich und wird durch einen Hofmann gebauet und hat einen eigenen Bann.

4) Rockenborner Hof:

Dieser Hof befindet sich eine halbe Stunde von Schwarzerden und eben so weit von Herchweiler, jedoch auf Schwarz Erdener Bann lieget und einen eigenen Bann formiret; ist dem Herrn Keller Gaßert zu Lichtenberg und Herrn Pfr. Pelzer von Steegen Eigenthümer und wird solcher verlehnt, so daß dermahlen *Jacob Neu* von Pfeffelbach darin wohnet.

5) Osterbrücker Hof:

Dieser Hof wird von 5 Eigenthümern nähmlich *Jacob Kochen* Wittib, *Theobald Meyer*, *Weyermüllers Kinder*, *Georg Elicker*, *Adam Seyler* und *Wilhelm Kochen* Wittib und lieget dieses Hofers eine halbe Viertel Stunde abseits des Ortes, und das Land lieget unter der Bauern ihr Land, so daß die Hofeigenthümern keinen besondern, sondern einen gemeinschaftlichen Bann mit der Gemeinde haben, solche Hofeigenthümer auch das Gemein Recht zu Osterbrücken haben.

6) Deizweiler Hof:

Dieses Hofgut aus 57 Morgen Ackerland bestehet und auf Läutersweiler lieget, hat der Pleischbacher Müller Beständer *Hüttel* in Ao. 1766 von Fürstlicher Oekonomie-Commission an sich erkaufet und formiret einen eigenen Bann, da er mit keiner Gemeinde eine Gemeinschaft hat.

Mühlen:

1) *Conken*, eine *Notmühle:*

Diese Mühle lieget eine halbe viertel Stunde abseits des Ortes und gehöret

der Adam *Schneiderschen* Wittib, welche das Gemeine Recht zu Conken hat und keinen eigenen Bann hat.

- 2) Langenbach *Bannmühle*.
Sie liegt auf Langenbacher Bann und vom Ort so wie auch von Herschweiler $\frac{1}{4}$ Stunde und gehöret dem Abraham *Geyl*, welcher Hintersaß ist und hat keinen eigenen Bann.
- 3) Herschweiler *Notmühle*
gehöret dem Simon *Geyl* und liegt nur etliche Schritt vom Ort. Der Eigenthümer ist Gemeindegemeindsmann.
- 4) Herschweiler *Notmühle* allda
ist dem Soldat *Conradt* welcher zugleich Gemeindegemeindsmann ist und in der Mühle, so im Ort gelegen, wohnet.
- 5) *Reißmühle* bei Pettersheim.
Diese *Bannmühle*, welche Abraham Theobald von Gnädigster Herrschaft ersteiget, liegt eine halbe Stunde von Pettersheim und hat einen eigenen Bann.
- 6) Ohmbacher *Noth- und Mahlmühle*
liegt etliche Schritt abseits des Dorfes und gehöret dem Johannes *Wagner*, der solche bewohnet und das Gemein Recht zu Ohmbach, aber keinen besonderen Bann hat.
- 7) Selchenbacher *Oehl-Mühle*
gehöret dem Theobald *Drum*, welcher Gemeindegemeindsmann ist und liegt im Dorf.
- 8) Herchweiler *Oehlmühle*
liegt Schuß weit vom Dorf und ist der Eigenthümer Theobald *Seyler* Gemeindegemeinds Mann.
- 9) Osterbrücker *Bann Mühle*
gehöret dem Adam *Horth* und liegt nahe am Dorf und hat keinen besonderen Bann, sondern der Müller ist Gemeindegemeindsmann.
- 10) Die dasige *Neue Mühle* oder *Nothmühle*.
Sie liegt auf Osterbrücker Bann und eine viertel Stunde vom Ort und gehöret dem Jacob *Gorth* (Horth?), welcher aber solche nicht daselbst bewohnet, sondern an Adam *Cohm* verlehnet hat und hat keinen besonderen Bann.
- 11) Die *Hoofer Mahlmühle*.
Eigenthümer Adam *Bolz* und Gemeindegemeindsmann und liegt die Mühle ein Steinwurf vom Ort.
- 12) Die *Betzelsbach Mühle*.
Sie liegt eine Viertel Stunde von Läutersweiler auf daseits Bann und hat der Eigenthümer und Besitzer Jacob *Horbach* das Gemein Recht zu Läutersweiler und einen besonderen Bann.
- 13) Die *Pleischbacher Mühl und Oehlmühl*
liegt eine Viertel Stunde von Krügelborn und eine halbe Stunde von Läutersweiler und es hat der Besitzer und Eigenthümer Wilhelm *Hüttel* durch das Deitzweiler Hofgut einen eigenen abgesteinten Bann und mit keiner Gemeinde eine Gemeinschaft. Es muß aber derselbe, da er die Grenzbahe zu seiner Mühle brauchet, alljährlich 2 Capaunen liefern oder in deren Erman-

gelung in Geld zahlen, wovon das Kloster $\frac{1}{3}$ und nunmehr Layische Herrschaft $\frac{2}{3}$ stel ziehet.

- 14) *Reichweiler Mühle*.
Sie ist dem Herrn Förster *Leflelen* Eigenthümlich, welcher solche verlehnet und dermahlen Wilhelm *König* bewohnet. Solche liegt auf Reichweiler Bann und eine Viertel Stunde vom Ort und keinen besonderen Bann.
- 15) *Marther Mühle*
gehöret dem Peter *Weyrich* Gemeindegemeindsmann in Marth und liegt im Dorf. Peter *Weyrich* bewohnet solche nicht selbst, sondern hat solche einem Müller namens Georg *Limburg* lehnsweise überlassen.
- 16) *Saaler Mühle*.
Sie liegt auf Niederkircher und hat keinen eigenen Bann. Von Saal ist solche ein Schußweit und von Niederkirchen eine kleine Viertel Stunde entfernt, und es bewohnet der Eigenthümer Jacob *Tübinger* solche.

Herchweiler, den 3. Dezember 1784

Noch besonders zu bemerken bei jedem Ort, ob Gnädigster Herrschaft *Schatzung*, *Zins*, *Zehenden* pp. allein oder wer und wie viel davon zu ziehen haben. So hat man Deputator der Gemeinde einbeschrieben und solche gehöret:

Marth: Deputirte Adam *Karst* von Marth.

Die Häuser und Güter *Schatzung* von ihrem Bann thäte Gnädigster Herrschaft allein beziehen.

Zinsen müssen sie entrichten, den sogenannten *Farthhaber*, Eltzische Gült oder die sogenannte Kirchenzinß.

Den *Freth Haber* thäte dermahlen Herr Baron von Fürstenwärther beziehen und müßte ein jeder so auf der *Fauthey* liege, 2 Faß Haber entrichten.

Die Eltzische Gült bestünde in Geld und thäte von Kirchenschaffney wegen erhoben werden und müßte einer viel, der andere aber etliche Penning bezahlen. Die *Zehenden* auf ihrem Bann betreffend. So hätte die Kirchenschaffney 2 Theil und die Amtskellerey *Nohfelden* ein Theil davon zu ziehen.

Den *Umbruch Zehenden* aber hätte die Kellerey *Lichtenberg* zu beziehen.

Weiter müßten sie von sämtlichen *Jungen Vieh* ein Eye alljährlich liefern, wovon der Herr Kirchenschaffner $\frac{2}{3}$ und Herr Pfarrer $\frac{1}{3}$ stel bekäme, desgleichen von einem Cien 2 ch (von einem Zickel 2 Pfennig).

Ebenso müßten sie alljährlich *Steuerfrucht*, solche in Haber und Korn bestehe, an die Kellerey *Lichtenberg* berichtigen, wie viel aber könne er dermahlen nicht sagen.

Desgleichen thäte Herr Kirchenschaffner und Herr Pfarrer von denjenigen von außer dem Genuß in Gärten und Wiesen gepflanzt werde, den *Zehenden* beziehen.

Saal: Adam *Kloster* und Jacob *Lang* von Saal.

In Ansehung der *Schatzung*, *Zinßen*, *Zehenden* pp. verhalte es sich in ihrem Ort juste wie mit *Marth*.

Bubach: Adam und Peter *Seyler* von Bubach.
So gleiche Ort verhalte es sich in ihrem Ort.

Crottelbach: Nickel *Zimmer* von Crottelbach.

Die Schatzung thäte Gnädigster Herrschaft allein beziehen. Auf ihrem Bann ruheten 2 Zehenden der ist Verwaltungszehende und Kellerey Zehende. Von dem Verwaltungs Zehenden thäte zeitlicher Pfarrer zu Breitenbach $\frac{1}{3}$ stel und die Kirchenschaffney $\frac{2}{3}$ stel beziehen. Den Kellerey Zehenden müßten sie naher Lichtenberg liefern so wie solche auch den Neu Bruch Zehenden bezögen. Sodann müßten sie an Zinß Geld, die Remigsberger Zinß genannt, weche auf dem Gemeine Land ruhe 14 baz 4 ch an die Kirchenschaffney und an die Kellerey Lichtenberg 5 bz 14 ch in Geld und eben da hin 7 Faß Haber alljährlich liefern sowie auch die sogenannte Steuerfrucht in Korn und Haber. Ebenso müßten dienige, welche Güter auf der Fauthey liegen hätten, alljährlich 2 Faß Haber an das Fürstenwärtherische Haus entrichten.

Niederkirchen: Deputati der Gemeinde Niederkirchen Theobald *Cullmann* und Nickel *Berndt* (Werndt?):

In Ansehung der Schatzung, Zinßen, Zehenden etc. verhalte es sich in ihrem Ort gerade wie zu *Marth* und *Saal*.

Reichweiler: Nickel *Lang* von Reichweiler.

Den Hauptzehenden sowohl in Korn und Haber thäte das Kloster *Tholey* beziehen und hätte Gnädigste Herrschaft nur den Neubruch Zehenden allein zu beziehen. Sodann müßten sie alljährlich an Zinßen berichtigen: An daß Fürstenwärtherische Haus alter Maßung 18 Malter Hafer. An die Kirchenschaffney Cußel 20 Mltr. 5 Faß und 3 G. 12 Bz-10 ch in Geld. An die Kellerey Lichtenberg 2 Mltr. 4 Faß Haber alter Maßung sowie auch die Steuerfrucht.

Herchweiler: Nickel *Rech* von Herchweiler.

Auf ihrem Bann habe auf einer Seite die Kirchenschaffney 2 und Amtskellerey Nohfelden ein Theil. Sodann auf der andern Seite die Kirchenschaffney den Zehenden allein und die Kellerey Lichtenberg nur den *Neubruch* zu beziehen. Desgleichen müßte die Gemeinde alljährlich 12 Faß Freth Haber (Friedschutzhafer) an das Fürstenwärtherische Haus entrichten.

Desgleichen müßte die Gemeinde alljährlich Zins Früchten in Korn und Haber nebst etwas Geld, so wie auch Steuer Früchte an die Kellerey Lichtenberg liefern und bezahlen.

Hoof: Deputati der Gemeinde Hoof: Peter *Müller* und Adam *Koch*.

In ihrem Ort verhalte es sich wie in den übrigen Orten des Niederkircher Kirchspiels.

Osterbrücken: Deputati der Gemeinde Osterbrücken: Adam *Koch*,
declariret das nehmliche.

Selchenbach: Jacob *Ludwig* namens der Gemeinde Selchenbach.

Die Schatzung thäte Gnädigster Herrschaft allein beziehen. Den Zehenden betreff, so hätte auf der Seite zum Ostertal die Kirchenschaffney $\frac{2}{3}$ stel und Amts-

kellerey Nohfelden $\frac{1}{3}$ stel, auf dieser Seite aber die Kellerey Lichtenberg den Zehenden nebst dem Neubruch allein zu beziehen.

Den *kleinen* Zehenden in Gewichte etc. bestehe, thäte ein zeitlicher Pfarrer zu Niederkirchen $\frac{1}{3}$ stel und Herr Kirchenschaffner $\frac{2}{3}$ stel beziehen.

Am Zinßen müßten sie liefern: An die Kirchenschaffney Kirchenzins 6 bz. an die Kellerey Lichtenberg die sogenannte Remigsberger Zins 8 Faß Haber alter Maßung und 14 Xr. in Geld nebst der Steuerfrucht.

Sodann müßte die gantze Gemeinde und zwar ein jeder 2 Huben Faß Fried Haber jährlich an das von Fürstenwärtherische Haus entrichten.

Schwarzerden: Daniel *Steiger*.

Die Zehenden auf ihrem Bann thäte die Kellerey Lichtenberg allein beziehen, dagegen aber müßten die Gemeinde alljährlich an das Fürstenwärtherische Haus die sogenannte Gunderodische Zins mit 7 Malter Haber und 5 Malter Korn nebst 10 G 3 Bz – in Geld abführen.

Die Steuerfrucht ad ohngefehr 3 Faß lieferten an die Kellerey Lichtenberg.

Conkenlangenbach: Simon *Beck* namens der Gemeinde Langenbach:

Ihre sämtlichen Zehenden thäte die Kellerey Lichtenberg sowie auch die Zins beziehen, nur daß sie 6 Faß Haber, worum dem aber wisse er nicht, an das Gunderodische Haus alljährlich liefern müßten.

Ohmbach: Theobald *Becker* von der Gemeinde Ohmbach:

Die Schatzung auf ihrem Bann bezöge Gnädigste Herrschaft allein. Was die Zehenden betreffe, so thäte die Kellerey Lichtenberg solche so wie auch den Neubruch auf der einen Seite, auf der andern Seite aber die Kirchenschaffney $\frac{2}{3}$ stel und zeitlicher Pfarrer zu Breitenbach $\frac{1}{3}$ stel beziehen. Sodann müßten sie alljährlich Zinsgeld 4 bz und 1 Mltr. Haber an die Kellerey Lichtenberg nebst der Steuerfrucht liefern, auch dienige, welche Güter auf der Fauthey liegen hätten, alljährlich 2 Huben Faß Haber an den Herrn Baron von Fürstenwärther in natura berichtigen.

Läutersweiler: Deputati der Gemeinde Läutersweiler.

Die Haupt Zehenden bezöge die Kirchenschaffney zu $\frac{2}{3}$ stel, und Amtskellerey Nohfelden zu $\frac{1}{3}$ stel.

Dagegen den Neubruch Zehenden die Kellerey Lichtenberg und so müßte ein jeder, der eine viel, der andere wenig, die *Eltzische* der Kirchengült in Geldt alljährlich an die Kirchenschaffney zahlen, ob aber sothane Gült auf ihrem Bann oder sonsten ruhe, wüßten sie nicht.

In Ansehung des Gewichte etc., was sie in denen Gärten und Wiesen gepflanzt wird, aber thäte Herr Kirchenschaffner und der zeitliche Pfarrer den Zehenden beziehen, und so müßten dienigen, welche Güter im Ostertal liegen hätten, Steuer Frucht und 14 Faß Haber und 2 Faß Sester Korn an die Kellerey Lichtenberg liefern, auch derjenige, welche Güther auf der Fauthey liegen habe, an Herrn von Fürstenwärther 2 Huben Faß Fred Haber abgeben, auch etwas Fredgeld, wie viel aber könnten sie eigentlich nicht sagen, verabreichen.

Zu Leitersweiler ein Ergänzungsbericht vom 10. Mertz 1785:

9) Läuetersweiler hat 29 Mann Gemeindsleuthe und mit Osterbrücken gleiche Beschaffenheit. In diesem Ort auch hat das Gunderodische Haus 2 und Oberstein 3 Leibeigene.

Auf dem Bann lieget ein kleiner Hof von 57 Morgen Ackerland, Deitzweiler Hof genannt, so seinen eigenen Bann hat, der dem Müller Hüttel gehöret, sodann die dem Jacob Horbach gehörige Betzelbacher Mühle und Pleischbacher Ohl und Mahl Mühle, welche dem Wilhelm Hüttel gehöret und von der Gränz Bache jährlich 2 Capaunen oder statt deren 10 Bz zu $\frac{2}{3}$ Layen, und $\frac{1}{3}$ an Kloster Tholey geben muß.

Unterschriften: Engelbach, Müller.

Herschweiler: Jacob Becker von Herschweiler.

Die Schatzung thäte Gnädigste Herrschaft allein beziehen und so thäte auch die Kellerey Lichtenberg die Zehenden sowie auch die Remigiusberger Zins ad 2 Mltr. 2 Faß 2 Sester, 1 8/10 U. Korn und 7 Mltr. 3 Faß 3 7/10 U. Haber allein beziehen nebst 1 bz. Geld. Weiteres hätte die Gemeinde nicht zu entrichten.

Conken: Nickel Müller von der Gemeinde Conken.

Die Haupt Zehenden von ihrem Bann thäte die Kellerey Lichtenberg allein so wie auch Gnädigste Herrschaft die Schatzung beziehen. So viel aber Gewicht Zehenden betreffend so thäte ein zeitlicher Pfarrer zu Conken solche von demjenigen, so im Ackerland gepflanzt werde, vor sich beziehen, dagegen aber dasjenige, was im Wiesen- und Gartenland an Früchten und Gewicht erzogen werde, wäre als Neubruch Zehenden anzusehen und thäte solche die Kellerey Lichtenberg erhalten, ebenso müßte die Gemeinde die Steuer Frucht und Remigiusberger Zins mit 21 Mltr. 2 Faß Haber und 18 Faß Korn nebst 5 bz Zinsgeld alljährlich an gedachte Kellerey Lichtenberg entrichten.

Kriegelborn: Die beiden Gemeinleuth Johann Alles und Nickel Keller von Kriegelborn.

Die Häuser und Güter Schatzung, welche auf Pfalz-Zweybrückische Arrêt lägen, thäte Gnädigste Herrschaft allein beziehen. Die Zehenden müßten sie an die Kirchenschaffney und Amtskellerey Nohfelden liefern, dagegen aber den Neubruch Zehenden, so aber gering seye, an die Kellerey Lichtenberg; übrigens hätten sie noch einen Zins, die Eltzische Zins genannt, alljährlich mit 18 Faß Korn und 12 Malter Haber, 5 G in Geld an Kirchenschaffney zu liefern, sonst wissen sie von keiner zu thuenden Lieferung.

Die Bewohner des Ostertales vor 360 Jahren

Aus dem Kirchen-Visitationsprotokoll von Konken 1609

VON DANIEL HINKELMANN

Schon in den ersten Jahrzehnten nach Einführung der Reformation ordneten die Herzöge Wolfgang, Johannes I. und Johannes II. von Pfalz-Zweibrücken sogenannte Kirchenvisitationen und Pfarrconvente in den einzelnen Oberämtern an. Unter der Aufsicht der Zweibrücker Räte und der Amtleute von Lichtenberg mußten auch hier in unserem Raum die „Pfarrherrn“, Schulmeister, Censoren (Presbyter) und verschiedentlich auch die „Kirchspielskinder“ erscheinen. Galt es doch in erster Linie festzustellen, inwieweit sich die „neue Lehre“ gefestigt hat. Auch wurden die Pfarrer und Schullehrer hinsichtlich ihrer Eignung und Lebensweise einer oft harten Prüfung unterzogen, wobei im gegebenen Falle an Rügen, Mahnungen und Verwarnungen nicht gespart wurde, ja selbst vor Entlassungen aus dem Dienst schreckte man trotz „Personalmangel“ nicht zurück. Es sind uns eine Reihe von Niederschriften, (z. B. von 1538, 1555–73, 1590, 1609 und 1685), die sich mit diesen Dingen befaßten, erhalten geblieben. Von hohem kulturellem Wert ist das Protokoll von Konken aus dem Jahre 1609, für die Namen- und Familienkunde eine wahre Schatzkammer! Enthält es doch u. a. eine Aufzeichnung sämtlicher evangelischer Einwohner des Oberamtes Lichtenberg, z. T. mit den Namen der Kinder und des Dienstpersonals nebst Beruf der Haushaltungsvorstände.

Es ist das einzige uns heute bekannte Einwohnerverzeichnis aus der Zeit vor dem 30-jährigen Krieg. Im Vergleich zu dem aus dem Jahre 1675/77 kann man die bittere Feststellung treffen, in welch ungeheurem Maße die Bevölkerung unserer Heimat durch die dauernden Kriege und nicht zuletzt durch die Pest und Hungersnöte Verluste erlitt.

Über das Konker Protokoll ist bereits vor 40 Jahren ein Buch von Prof. Herm. Macco, Berlin-Steglitz, leider in englischer Sprache erschienen. Es führt den Titel „The church Visitation of the Deanery of Cusel in the Palatinate 1609“ und erschien in Philadelphia/USA. Herr Prof. Ernst Christmann, Kaiserslautern, ist dabei, das gesamte Werk in deutscher Sprache herauszugeben. Durch dieses werden dann auch evtl. Übersetzungsfehler von mir, die ich zu entschuldigen bitte, 100%ig richtig gestellt werden.

Im Nachfolgenden sollen nun die Orte des ehemaligen Oberamtes Lichtenberg, die heute zum Landkreis St. Wendel gehören, behandelt werden.

Niederkirchen i. O.

Eingepfarrt sind: Niederkirchen, Saal, Bubach, Marth, Leitersweiler, Grügelborn, Hoof, Osterbrücken und Selchenbach/Pfalz.

Ehepaare:

1. Herter Wolfgang, Pfarrer und Frau Katharina
2. Neufardt Johann, Schulmeister und Frau Margret und Töchter: Anna u. Sara
3. Seiler Jakob, Kirchenvorsteher und Frau Margret nebst Sohn Johannes

4. Seiler Nickel und Frau Margret mit Söhnen Hans, Nickel und Johannes
5. Weil Moses, Leineweber und Frau Demuth mit Sohn Melchior
6. Culmann und Frau Christina mit Sohn Jacob und Töchter Maria, Agnes und Catharina
7. Keller Hans und Frau Barbel mit Kindern: Johannes, Hans-Jakob, Els und Appel
8. Frantz, Kuhhirt und Frau Margret nebst Tochter Christina
9. Schneider Johann und Frau Els mit Kindern Adam, Johannes und Margret
10. Remmen Metzler und Frau Margret
11. Becker Adam und Frau Katharina mit Kindern: Johannes, Adam, Niclas, Barbel und Christina
12. Geiger Endres und Frau Agnes und Sohn Baschen
13. Becker Nickel und Frau Agnes mit Kindern Johann, Katharina und Margret
14. Kühe Hans und Frau Barbel
15. Zimmermann Max und Frau Christine und Sohn Simon
16. Huttmacher Hans und Frau Margret und Kinder: Adam und Margareta
17. Klein Hans, Radmacher? und Frau Agnes
18. Hüel Nickel und Frau Agnes, Kinder: Johannes, Hauptert, Hensgen, Anna, Barbel
19. Gerten Hans und Frau Apollonia und Sohn Hans-Nickel
20. Müller Hans „in den Dieffenbach“ und Frau Maria mit Kindern: Hans-Jacob, Maria, Els und Apollonia.

Kinder:

Glöckner Hans: Hans-Jacob, Diebolt und Agnes
 Bender Elsen: Margret und Agnes

Verwitwete:

- | | | |
|----------------------|--------------------|---------------|
| 1. Glöckner Johann | 3. Gerten Johannes | 5. Bender Els |
| 2. Melchior's Ketter | 4. Weil Agnes | 6. Hüel Gert |

Dienstpersonal:

Agnes, des Pfarrers Dienstmagd, Melchior, des Moses Weyl Dienstknecht
 Mathes, des Adam Beckers Dienstknecht, Johannes des Hans Klein Dienstknecht
 Catharina, die Dienstmagd und Johannes des Hutmachers Dienstknecht
 alles zusammen: 97 Personen.

Bubach

Ehepaare:

1. Zimmer Diebolt und Frau Engel, Kinder: Margret, Metz und Barbel
2. Stro Diebolt, Leineweber und Frau Margret, Kinder: Christine, Niclas und Hans-Diebolt
3. Gärtner Joh. und Frau Ketter, Kinder: Barbel und Agnes
4. Lawer Gall und Frau Amelia, Kinder: Margret, Gertraud und Simon
5. Schmidt Peter und Frau Barbel, Kinder: Margret, Susann, Apollonia, Johannes, Sebastian, Hensgen, Hans-Nicel, Hans-Philipp und Niclas
7. Weber Adam und Frau Margret, Kinder: Johannes und Katterein
8. Moyses, church jurat und Frau Katterein, Kinder: Johannes und Margret

9. Metzlers Diel und Frau Maria, Kinder: Moyses, Hans-Diebolt und Agnes
10. Der junge Moyses, ein Strohdecker und Frau Margret, Kinder: Maria und Katharina
11. Laux, der Geschworene und Frau Ketter
12. Schmidt Görg und Frau Ketter
13. Zimmer Hans und Frau Söntgen, Kinder: Johannes, Katharina und Agnes
14. Pulvermacher Albrecht und Frau Agnes, Kinder: Bas'chen, Heinrich und Hans-Jakob
15. Zimmermann Adam und Frau Margret, Kinder: Anna und Christina
16. Sixt der Kuhhirt und Frau Els, Kinder: Johannes und Hensgen

Verwitwete:

1. Stro Barbel, Kinder: Appel und Niclas
2. Metzel Barbel, Kinder: Johannes, Ketterein und Hänsgen
3. Schneiders Agnes
4. Ottilia, des Geschworenen Mutter
5. Schöffler Adam, viduus (Witwe)
6. Söntgen, Metzel Dielen' Mutter
(zusammen 87 Personen)

Leuttersweiler

Ehepaare:

1. Müller Nickel, Bürgermeister und Frau Els, Kinder: Johannes, Lucas, Maria und Catharina
2. Schöffler Diebolt und Frau Els, Kinder: Adam, Johannes, Niclas, Agnes, Katharina, Margret, Maria und Apollonia
3. Lang Nickel und Frau Katharina, Kinder: Johannes, Niclas, Apollonia, Els, Eva und Christina
4. Schneider Hans und Frau Katharina, Kinder: ein Sohn Johannes
5. Lang Hans, Schneider und Frau Anna, Kinder: Johannes, Els und Martin
6. Wagner Hans und Frau Margret, Kinder: Culman und Apollonia
7. Lang Michel und Frau Agnes, Kinder: Johannes, Nic(las?) Hans, Cornelius und Engel
8. Weisgerber Nickel und Frau Maria, Kinder: Christina, Agnes und Katharina
9. Steinmetz Görg und Frau Margret, Kinder: Hans-Nickel, Diebolt, Johannes und Christina
10. Nesen Wendel und Frau Catharina
11. Steupers Nickel und Frau Christina, Kinder: Margret, Agnes, Barbel, Ketterein, Christine und Johannes
12. Josten Nickel der Schafhirt und Frau Margret, Kinder: Els, Wendel und Hans-Nickel
13. Steupers Junghans und Frau Barbel
14. Eick Christmann, Leineweber und Frau Katharina, Tochter Agnes
15. Jochims Hans und Frau Agnes
16. Metzel Klas und Frau Agnes
17. Metzler Nickel und Frau Ketter
18. Becker Hans, Geschworener von Hoof und Frau Margret, Kinder: Johannes, Niclas und Maria

19. Joachim, Kirchenvorsteher und Frau Apollonia
(zusammen 38 Personen und 51 Kinder)

Dienstpersonal:

1. Joachim Hansen: zwei Dienstknechte: Diebolt und Johannes, die Dienstmagd Els
2. Hans Beckers: Dienstknecht Hans und die Dienstmagd Ketter
Witwe: Wagners Agnes
zusammen in der Gemeinde Leuttersweiler 95 Personen

Grügelborn

Ehepaare:

1. Schweitzer Hans „rödler“ und Frau Elisabeth, Kinder: Johannes, Elisabeth, Esther und Froneka
2. Isaac, „rödler“ und Frau Adelheid, Kinder: Sara und Magdalena
3. Dielen Jacob und Frau Margret, Kinder: Johannes, Niclas, Cornelius, Christmann, Veltin, Anna, Maria, Apollonia und Katharina
4. Schaden Hans und Frau Anna, Kinder: Mathes, Christmann, Maria und Margret
5. Hartmann Hans und Frau Anna
6. Alles Nickel und Frau Dathein und Sohn Johannes
7. Alles Wendel und Frau Aell, Kinder: Christmann, Niclas, Els, Christina und Maria

Verwitwete:

Schneider Niklas, Lawers Els, Friesin Maria
(zusammen 42 Personen)

Zum Hoff (Hoof)

Ehepaare:

1. Schmidt Jacob, Censor und Gerichtsschöffe und Frau Christina, Kinder: Adam, Johannes, Jacob, Hans-Jacob, Margret und Agnes
2. Rothardts Gerlich und Frau Christina, Kinder: Hans-Michel, Barbel u. Agnes
3. Schmidts Michel und Frau Agnes, Kinder: Agnes, Christina, Barbel u. Adam
4. Schüler Hans und Frau Engel, Kinder: Christina, Jacob und Kleinhans
5. Höwe Nickel und Frau Eva, Kinder: Hans-Jacob, Agnes und Christina
6. Büttels Adam und Frau Gertta, Kinder: Johannes, Adam, Margret und Eva
7. Hellen Michel und Frau Barbel, Kinder: Johannes und Katterein,
8. Müel Seimot, ein Müller, und Frau Christina, Kinder: Johannes und Eva
9. Miller Seimots Schwiegersohn Simon und Frau Christina
10. Schöffler Seimot und Frau Margret, Kinder: Johannes, Christmann, Els und Katharina
11. Seuberts Hans und Barbel mit Kindern: Adam, Hans-Adam, Agnes und Margrete
12. Müel Seimots Hans und Frau Margret, Kinder: Adam, Simon, Michel und Katharina
13. Wagner Hans und Frau Christina, Kinder: Adam, Hans-Michel und Barbel

14. Müller Adam und Frau Barbel, Kinder: Hans-Jacob, Barbel und Margret
15. Zimmermann Cornelius und Frau Katharina, Kinder: Hans-Jacob, Enkel Johannes
16. Rothards Michel und Frau Margret
17. Zimmer Adam und Frau Anna mit Sohn Johannes
18. Cowherd (Kuhhirt) und Frau Agnes

Dienstpersonal:

Schülers Dienstknecht Hans-Adam
Hell Wendels Dienstknecht Diebolt
Hellen Michels Dienstknecht Diebolt
Büttels Adam's Dienstmagd Maria
(zusammen 91 Personen)

Verwitwete:

Weisen Hans
Otilia
Rottbarts Margret

Osterbrücken

Ehepaare:

1. Heinsel, Censor, Kinder: Johannes, Jacob, Cornelius und Margret
2. Schneider Jakob sen. und Frau Maria, Kinder: Johannes und Agnes
3. Schwarzen Kläsgen und Frau Eva, Kinder: Johannes, Jakob und Demut
4. Schneider Jacob jr. und Frau Els, Kinder: Antonius, Els, Margret und Niclas
5. Wagner Wendel und Frau Margret, Kinder: Jacob, Ketterein und Wendel
6. Veit Philipp und Frau Dathein(?), Kinder: Margret, Agnes, Maria und Demut
7. Zimmermann Caspar und Frau Engel
8. Zimmermann Clas und Frau Maria, Kinder: Antonius, Jacob, Martin, Engel und Ketter
9. Schneider Hans und Frau Margret, Kinder: Johannes, Engel und Ketter
10. Trumpe Diebolt und Frau Catharina, Kinder: Jacob, Wendel, Niclas, Johannes und Cornelius
11. Wagner Kleinhans und Frau Otilia
12. Nickel Kleinhans der Sohn und Frau Agnes, Kinder: Michel, Engel, Agnes und Margret
13. Schöffler Heinrich und Frau Els, Kinder: Adam, Johannes, Katharina, Margret
14. Müller Hans und Frau Engel, Kinder: Johannes, Margret und Catharina
15. Müller Jacob und Frau Margret, Kinder: Johannes, Ketter und Els

Verwitwete:

Heinsel, Censor, Schleidt Margret mit Kindern Adam und Jakob, Theißen Margret, Theißen Barbel, Johannet und Töchter Els und Ketter
(zusammen 84 Personen)

Marth

Ehepaare:

1. Bender Peter und Frau Margret und Kinder: Johannes, Joachim, Els u. Metz
2. Bachem, Zimmerman und Frau Engel, Kinder: Johannes und Jakob
3. Schmidt Johann und Frau Katharina
4. Schöffler Diebolt und Frau Margret und Kinder: Margret, Christina, Agnes und Johannes

5. Gelzlichter Simon und Frau Maria und Sohn Niclas
6. Weil Michel, der Schöffer (Schäfer?) und Frau Margreta und Kinder Johannes und Catharina
7. Bruch Thoma, Kuhhirt und Frau Barbel mit Kindern Hans-Jacob, Hans-Adam, Wendel und Engel
9. Schuemacher Jacob und Frau Catharina mit Kindern: Jacob, Wendel, Johannes, Margareta, Barbel und Engel
10. Müller Franz und Frau Margret mit Kindern Jacob, Cornelius, Barbel und Christina
11. Höhe Jacob und Frau Agnes mit Kindern Agnes und Ketterin
12. Höhe Baschen und Frau Margret
13. Wagner Hans „of Wurschweiler uf dem hoff“ (Hof?) und Frau Eva mit Kindern Melchior, Cornelius, Niclas, Hans-Adam, Johannes, Els, Margret und Katter

Kinder:

Weißgerbers Althansen Söhne: Adam, Johannes und Niclas
Schmidt Althansen Sohn Johannes, ein Schneider

Dienstpersonal:

Hans-Wolf, des Peter Beckers Diensknecht
Kette, des Althansen Dienstmagd, sie kam von Bosen
Adam, des Baschen Zimmermanns Diensknecht
Jacob, des Jacob Schuemachers Diensknecht

Verwitwete:

Althans Weißgerber und Christina des Althansens Witwe
(alle zusammen: 76 Personen)

Saal

Ehepaare:

1. Laus Adam und Frau Apollonia und Kinder: Adam und Johannes
2. Seiler Hans und Frau Margret mit Tochter Barbel
3. Seiler Nickel und Frau Catharina mit Kindern: Hans-Jacob, Johannes, Theiß, David, Conrad, Agnes und Margareta
4. Schuemacher Theiß und Frau Margret mit Sohn Hans-Jacob
5. Reutter Hans und Frau Agnes mit den Töchtern Margret und Katterein
6. Lawer Jacob und Frau Christina und Töchter Christina, Ketterein, Apollonia und Sohn Moyses
7. Zimmer Hans und Frau Katharina mit den Töchtern Engel und Apollonia
8. Philipp . . . und Frau Margret und Kinder Melchior und Apollonia
9. Steinmetz Diebolt und Frau Margret und Kinder Pette, Agnes, Catharina, Klein-Ketter, Melchior und Johannes
10. Kaden Michel und Frau Maria
11. Jung Hans und Frau Katharina
12. Müller Michel und Frau Engel mit Kindern Hans-Adam, Katharina und Christina

Kinder:

Schärtels Agnessen Kinder: Gertrud und Margret
(alle zusammen 60 Personen)

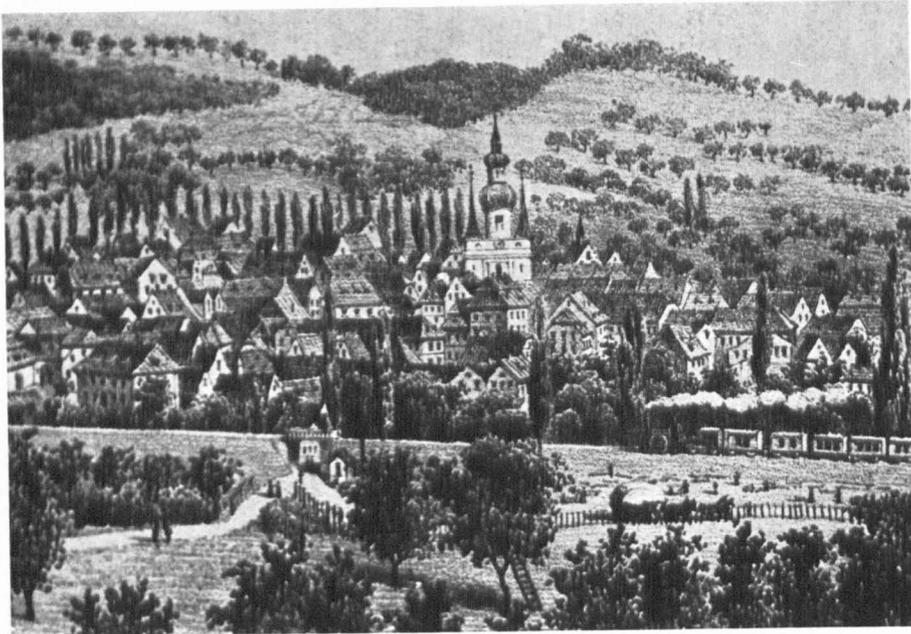
Schwarzerden zur Pfarrei Pfeffelbach gehörig

Ehepaare:

1. Eyffler Christoffel, Censor und Frau Königin (Kunigunde?) mit zwei Söhnen, vier Töchtern, zwei Dienstknechten und zwei Dienstmägden
2. Knauell Clos und Frau Ursula mit 2 Söhnen und einer Tochter
3. Klein Hans, Witwer? mit der Schwiegertochter und sechs Kindern
4. Becker Martin und Frau Anna mit zwei Söhnen und einer Tochter
5. Müller Michel und Frau Singen? mit drei Söhnen und drei Töchtern
6. Becker Nickel und Frau Barbara mit einem Sohn und drei Töchtern
7. Weirich Johann und Frau Apollonia mit vier Söhnen und einer Tochter der Schwiegersohn: Mathias Schlösinger, ein Schneider
8. Weirich Georg und Frau Geetz mit drei Söhnen
(alle zusammen: 57 Personen)

Zu verschiedenen alten Namensformen folgende Anmerkungen:

Appel	= Apollonia
Baschen	= Sebastian
Diebolt	= Theobald
Els	= Elisabeth
Engel	= Angela, Angelika
Endres	= Andreas
Froneka	= Veronika
Gall	= Gallus
Götz	= Georg
Hauptert	= Hubert
Hensgen	= Hans, Johannes
Klesgen	= Nikolaus
Metze	= Mechthild
Theis	= Matthias
Söntgen	= Susanna
Velten	= Valentin



St. Wendel um 1865 / Ausschnitt aus einer Lithographie

Die Vaterstadt

HANS MARIA LUX (1932)

*Das Herz der Väterschaft
In hellen Rhythmen schlägt es gleichen Schlag,
Die Ahnen reichen uns vertraut die Hand,
Durch die Geschlechter strömt die gleiche Kraft,
Die gleiche Sehnsucht nach dem schön'ren Tag
Und Liebe gleich zu Stadt und Hügelland.*

*Um Dich, Du Heimat, kreist der Liebe Strom,
Nach Dir, Du Stadt, singt zärtlich unser Blut,
Geschlechter grüßen Dich mit gleichem Laut:
„Die ärmste Hütte wie den stolzen Dom
Wir lieben Euch und den, der segnend ruht
Im Wehrtum, dessen Schutz uns anvertraut.*

*Wir lieben Dich, Du uns'rer Väter Stadt,
Du uns'rer Enkel einst ersehntes Ziel,
Ihr Hügel, Fluren, Wälder weit und breit! –
Wir der Geschlechter Ring, an Liebe nimmer matt,
Wir, deren Staub verweht, Ihr, die Ihr nach uns seid,
Wir sind die Deinen in der Zeiten Spiel,
Denn Liebe bindet uns in Ewigkeit.*

Pierre François Antoine Huber aus St. Wendel

Ein französischer General in der napoleonischen Zeit

VON HANS KLAUS SCHMITT

Den Deutschen sagt man nach, daß sie besonders abenteuerlich veranlagt seien. Und ein Dichter meint, der deutsche Mensch habe noch immer den Landsknecht im Blut, der sein Leben auf fremden Straßen wagte. Immer lockt ihn die blaue Ferne mit Sehnsucht. Daß er nirgendwo ein Schlaraffenland findet, weiß er wohl, und daß es zum Glück und zum Erfolg gehört, erobert zu werden. Zu seiner Unverdrossenheit gehört es, daß er nicht leicht etwas aufgibt, was er einmal begonnen hat.

Nachdem im Jahre 1767 im kurtrierischen Amte St. Wendel auf Veranlassung des Kurfürsten eine Landesmiliz eingeführt wurde, steigerte die Regierung in den achtziger Jahren ihre Wehrforderung, indem sie von der Stadt und dem Amte die Gestellung von Rekruten für das stehende Heer verlangte. Die Gemeinden des Amtes traten dieser Auflage mit Widerspenstigkeit entgegen. Die Regierung schritt in der Folge mit schweren Geldstrafen gegen die Widerspenstigen ein. 1788 wandte sich der Magistrat von neuem an den Kurfürsten und verlangte die Befreiung vom Rekrutenzuge. Er wies darauf hin, daß die Bürgersöhne als Handwerker sich durch die Wanderjahre vervollkommen müßten und „daß der Stadt St. Wendel als Stadt betrachtet die fragliche Freiheit zustehe und gebühre“.

Nach Ausbruch der Französischen Revolution und noch im Juli 1792 drohte die kurfürstliche Regierung, da eine freiwillige Werbung keinen Erfolg brachte, müsse zur Ergänzung des Regimentes eine Aushebung stattfinden. Der Magistrat beschloß daraufhin, dem Befehle nicht nachzukommen, sondern beim Reichskammergericht in Wetzlar klagbar zu werden. Überdies unterhielten zur selben Zeit royalistische Offiziere ein Werbebüro für eine Armee der französischen Emigranten in unserer Stadt. Mittlerweile wurden durch den Einmarsch der Franzosen am 19. 11. 1792 diese ganzen Bemühungen gegenstandslos.

Wie tief die Ungerechtigkeiten der kurfürstlichen Regierung noch später empfunden wurden, beleuchtet der von dem Maire Cetto beim Pflanzen des Freiheitsbaumes gebrachte Hinweis, „despotische Beamte seien kühn genug gewesen, unsere Freiheit in Betreff der Miliz zu untergraben und Söhne, Bürger als Söldlinge hinwegzuführen“.

Zu Beginn der Französischen Revolution lagen zahlreiche kleinere Territorien im Lande an der Saar: das Fürstentum Nassau-Saarbrücken, die Herrschaft Bliess-



General Pierre F. A. Huber (1775 – 1832).
Stichnachbildung eines Porträts von Delaval

kastel, im Norden das kurtrierische Amt St. Wendel, das pfalz-zweibrückische Oberamt Schaumburg, zwischen diese schoben sich noch kleinere Reichsherrschaften und Hochgerichte wie Illingen, Saarwellingen, Lebach, Dagstuhl, das Nalbacher Tal u. a. zu beiden Seiten der mittleren und unteren Saar mit dem Schwerpunkt Saarlouis. Früher oder später mußten die staatsumwälzenden Ideen und Ereignisse in Frankreich in diesem Grenzland sich auswirken. Die einfachen Untertanen mußten zum Bewußtsein kommen. Das politische Leben des Volkes war noch nicht erwacht, und da, wo es sich zu regen begann, noch wenig entwickelt. Ein Nationalbewußtsein im heutigen Sinne war hier wie im ganzen Rheinland nicht vorhanden. In dem kleinen Städtchen St. Wendel, das damals etwa 800 Einwohner zählte, war ein zu kleinbürgerliches Milieu, als daß ein freieres Geistesleben sich hätte entwickeln können. So fielen auch manche im Geiste der Aufklärung vom Kurfürsten Clemens Wenzeslaus durchgeführte Reformen hier auf unfruchtbaren Boden.

Gewiß wäre an dieser Stelle noch mehr auszuführen über die städtischen Verhältnisse der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, wie etwa über die rücksichtslosen Kämpfe der Zünfte untereinander usw. Der Verfasser glaubt jedoch weit genug die territorialen und städtischen Verhältnisse geschildert zu haben, um nun zu berichten über Herkunft und Werdegang eines Sohnes der Stadt, der die militärische Stufenleiter bis zum General der Kavallerie in Frankreich emporstieg.

Peter Franz Anton Huber wurde geboren am 20. Dezember 1775¹⁾ in St. Wendel als Sohn des Franz Anton Huber und der Margaretha geb. Hauck. Bei der am gleichen Tage erfolgten Taufe erhielt er den Vornamen Peter. Er selbst legte sich später noch die Vornamen seines Vaters bei. Seine Taufpaten waren der Leineweber Peter Weyand aus Winterbach († 1810 in St. Wendel)²⁾ und Anna Maria Tholey geborene Zangerle, Ehefrau des Tuchmachers Matthias Tholey.³⁾ Der Name Huber, Huwer kommt während des 18. Jahrhunderts in St. Wendel und in umliegenden Orten vor. Ein Johann Nikolaus Huber, genannt La roche, heiratete 1699 Apollonia Liebrecht aus Hofeld. Der Name Huber taucht mehrmals auf in Schatzungs- und Heberegistern der Zeit von 1748 – 1762. Ein Schwager des Vaters Franz Anton Huber namens Peter Hauck war Müller auf der Niederweiler Mühle (gen. Wassenichs Mühle). Dieser stammte aus Blieskastel. Und dessen Sohn Franz Karl Hauck heiratete am 19. 3. 1793 die Witwe des Felsenmüllers Johann Georg Dreger, Barbara geb. Coenen, eine Tochter des Einnehmers Johannes Coenen.

Nach eingehendem Studium der Herkunft der Mutter Margaretha geb. Hauck kommt man zu dem Ergebnis, daß deren Familie in der Pfalz (Bergzabern, Rodalben, Blieskastel) ihren Ursprung hat. Aus verschiedenen Familienblättern des städt. Archivs St. Wendel lassen sich nahe und verwandtschaftliche Beziehungen zu den St. Wendeler Familien Kilburger, Wassenich, Coenen, Dreger ersehen. Es darf angenommen werden, daß die Familie Huber mit 3 Kindern im Hause des Schneiders und Krämers Nikolaus Kilburger bei der Kirche (am heutigen Fruchtmarkt) gewohnt hat.

Bei Durchsicht der Familienblätter im städt. Archiv bestätigte es sich auch, daß die Frau des Nikolaus Kilburger, Anna Barbara geb. Glaß, aus Blieskastel stammte, wo wahrscheinlich auch die Mutter des Generals Huber geboren ist. Diese tritt auch als Patin bei einem Kind der Familie Huber auf.

Der Vater ist in dem um 1780 angelegten Bürgerbuch nicht zu ermitteln. Weil das Bürgerrecht sich stützte auf Vermögen und Abstammung, möchte man annehmen, daß er als Hintersasse mit seiner Familie in bescheidenen Verhältnissen lebte. Die Hintersassen waren meist Tagelöhner und Zugewanderte; sie hatten das Schirmgeld zu zahlen, waren aber von manchen Abgaben frei. Deshalb beilieten sie sich nicht, das Bürgerrecht zu erlangen, weil dieses manche drückenden Abgaben mit sich brachte. Wir haben den Vater wohl unter den vielen Hausgewerblern zu suchen, welche für die Tuchmacher und Leineweber arbeiteten und der Zunft nicht angehören konnten. Wir wissen, daß diese genannten Gewerbe noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts unserer Stadt den ersten Platz für eine weite Umgebung gesichert hatten. Max Müller weist aber darauf hin, daß diese Blüte das damalige merkantilische Zeitalter nicht überlebt habe. Schließlich war mit dem Einrücken der Revolutionstruppen im Herbst 1792 dem kurtrierischen Staate und damit auch dem Amte St. Wendel das tragische Schicksal beschieden, unterzugehen.

Angesichts des politischen Wechsels und des Wechsels der Anschauungen war es nicht verwunderlich, daß sich mehrere St. Wendeler Söhne als Freiwillige beim I. Chasseur-Regiment zu Pferde, welches in St. Wendel durchkam, meldeten. Überall, wohin die Revolutionstruppen vordrangen, verbreiteten sie die revolutionären Ideen, pflanzten Freiheitsbäume und predigten „Krieg den Palästen und Frieden den Hütten!“ Wenn auch bei uns ein Teil die neuen Gedanken mit Jubel aufnahm, so wurde diese Begeisterung doch bald durch Gewalttätigkeiten der Besatzungstruppen und durch drückende Abgaben gekühlt.

Als Freiwillige sind bekannt geworden:

Anton Knoll, geb. 30. 5. 1778, Sohn des Rotgerbers und Hochgerichtsschöffen Johannes Knoll und Christine geb. Sartori,⁴⁾

Kaisling Michel, Schuhmacher, der aus Kaiserslautern stammte und 1810 Regina Riotte, Tochter des Strumpfwirkers Heinrich R. und Anna Maria geb. Münster heiratete;

Huber Peter Franz Anton, von dem noch die Rede sein wird.

Es hat den Anschein, daß noch weitere St. Wendeler Bürgersöhne als Freiwillige in die französische Armee eingetreten sind, denn J. Bettingen erwähnt S. 169, daß an der Hochzeitsfeier des genannten Anton Knoll 1810 noch dessen in Ruhestand versetzte Waffenbrüder teilgenommen hätten und an anderer Stelle, vier mit Wunden bedeckte, in Ruhestand versetzte Soldaten in Uniform sich an der Seite des Bräutigams befunden hätten.

Über den Werdegang Hubers berichtet der „Dictionnaire biographique des généraux et amiraux français de la Revolution et de l'Empire (Paris. G. Saffroy, 1934). Huber wurde Volontaire am 13. August 1793 bei dem genannten Chasseurregiment zu Pferde, das damals bei der Moselarmee stand; am 28. Juni 1794 bei den Armeen von Sambre und Maas; am 23. 7. 1794 wird er Korporal der Kavallerie. Im Laufe des I. Koalitionskrieges (1792 1797) nimmt er am 13. 9. 1795 am Gefecht von Anelshorn an der Sieg teil; am 4. Juni 1796 bei Altenkirchen im Westerwald; am 16. August 1796 wurde er bei Bamberg durch einen Säbelhieb verwundet. Am 18. Juni 1797 wurde er Quartiermeister-Korporal und am 22. September 1797 Kavallerie-Unteroffizier.

Während des II. Koalitionskrieges (1798–1801) stand sein Truppenteil bei der Mainzer Armee, Donauarmee und Rheinarmee unter General Moreau. Am 25. März 1799 war er in Liptingen bei Stockach (Baden) und am 28. April 1800 beim Rheinübergang dabei. Am 1. Juni 1800 Beförderung zum Adjutant sous-officier (Feldwebel). – 5. Juni 1800 Gefecht bei Oberbalzheim – 3. Dezember 1800 Teilnahme an der Schlacht bei Hohenlinden, dem entscheidenden Sieg Moreaus über Österreich und Bayern. Am 17. Dezember 1800 zeichnete er sich aus bei Schwanstadt – am 19. Dezember 1800 im Gefecht bei Lambach Schußverletzung am rechten Fuß.

1801–1803 in der Garnison zu Verdun – 21. Juni 1802 provisorisch zum Sous-Lieutenant ernannt – Bestätigung in diesem Rang durch Verfügung der Konsuln am 30. Dezember 1802 – Verwendung im Lager von Brügge 1803–1805 – diente unter Viallaneu in der leichten Kavallerie des III. Korps der Grande Armee ab 30. August 1805.

Im III. Koalitionskrieg 1805–1807 in Österreich, Preußen und Polen. Am 30. Oktober 1805 Schußverletzung bei Haag – zeichnete sich aus am 1. November 1805 beim Traun-Übergang. – 8. November Gefecht bei Mariazell – 2. Dezember 1805 Schlacht bei Austerlitz (Dreikaiserschlacht). 10. Juli 1806 provisorisch zum Leutnant durch Wahl der Offiziere – Bestätigung in diesem Rang durch Kaiserliches Decret vom 31. Juli 1806 – 3. Dezember 1806 Oberleutnant – 23. Dezember 1806 Kopfverwundung bei Czarnowo – 8. März 1807 Capitain.

Ab 1. Juli 1807 Verwendung beim 22. Chasseur-Regiment zu Pferde – 1810–1811 bei der Nordarmee.

Nach dem Tilsiter Frieden, 1807, verlangte Napoleon von Portugal, das bisher mit Mühe seine Neutralität zwischen England und Frankreich behauptet hatte, es solle den englischen Schiffen seine Häfen verschließen. Da die portugiesische Regierung die Antwort verzögerte, ließ Napoleon im Einvernehmen mit Spanien ein Heer in Portugal einrücken. Capitain Huber 1807 in Portugal und 1808 in Spanien.

18. Juli 1811 Beförderung zum Chef d'Escadron (Major). 23. März 1812 Adjutant von Montbrun. Feldzug nach Rußland. 25. Juli 1812 an der linken Schulter verwundet bei Ostrowno – 11. 3. 1813 Oberst des I. Chasseur-Regiments zu Pferde und bei der Armee in Sachsen – Erhebung in den Freiherrnstand (Baron) – 15. August 1813 Attaché bei der 2. Brigade (Van Merlen) der 3. Division der leichten Kavallerie (Chastel) – 1814 in Frankreich – 15. 3. 1814 Brigadegeneral – Verwendung beim 1. Kavalleriekorps, Division Merlin, bei der Schlacht von Paris, 20. März 1814.

27. September 1814 Ordensverleihung: Ritter von Saint-Louis – Dezember 1814 dem Generalinspekteur der Kavallerie in der 1. Division beigegeben – 20. Dezember 1814 Auftrag, Exelmann bei der Kavallerieinspektion zu vertreten – 30. 5. 1815 Kommandierender General der 1. Brigade der 2. leichten Kavallerie-Division beim 2. Korps der Nordarmee – dient in Belgien – 1. September 1815 zur Disposition gestellt – 19. Oktober 1816 Verwendung bei der Kavallerieinspektion in der 14. Militärdivision – 21. April 1820 Generalinspekteur der Kavallerie in der 16. Militärdivision – 12. Februar 1823 Kommandeur der 1. Brigade der 8. Division des 3. Korps der Pyrenäenarmee, die in Asturien lag. Er war Sieger von Cuvion, wurde Großoffizier der Ehrenlegion am 13. Juni 1823 – 8.

August 1823 Generalleutnant – Oktober 1823 Kommandeur einer Division des Besatzungskorps in Spanien – 23. November 1823 Ritter des Ordens des hl. Ferdinand von Spanien – 23. Dezember 1823 Rückkehr nach Frankreich, eingestellt in die Reserve. Er starb in Paris am 26. April 1832.

Der Name des Generals Pierre François Antoine Huber ist an der Westseite des Arc de Triomphe de l'Etoile in Paris eingemeißelt.

Der Verfasser fand diesen bemerkenswerten Sohn der Stadt St. Wendel nur kurz erwähnt in der „Geschichte des Saarlandes“ von A. v. Limberg (Saarlouis, 1948). Julius Bettingen und Max Müller kannten ihn anscheinend nicht. Schließlich wäre noch dazu zu sagen, daß Huber wohl zu sehr ein Kind seiner Zeit war und daß es voreilig geurteilt wäre, wollte man ihn als Apostat bezeichnen. In seinem dienstlichen Ehrgeiz wurde er gewiß Franzose, davon zeugen seine Fähigkeiten und Verdienste als französischer Offizier.

Anmerkungen:

1. Im Dictionnaire biographique . . . (s. Lit.) wird als Geburtsjahr versehentlich 1755 angegeben.
2. Peter Weyand heiratete 1767 Anna Marg. Kiefer aus St. Wendel, und war später in St. Wendel wohnhaft. 1795 leistete er den Bürgereid. Bei einem Sohne Weyands, Franz Anton, geb. 1777, war Franz Anton Huber, der Vater des Generals, Pate.
3. Bei einem Sohne des Tachmachers Matthias Tholey, Franz Anton, geb. 1776, war der Vater des Generals Pate.
4. Anton Knoll war ein Kind aus zweiter Ehe. Die erste Ehefrau des Rotgerbers Joh. Knoll war Eva Biegel aus Bliesen. – Anton Knoll war, nachdem er ausgedient hatte, einer der 6000 franz. Soldaten, „die vom Felde der Ehre heimgekehrt, mit einer gleichen Anzahl tugendhafter Jungfrauen des Kaiserreiches verheiratet werden sollten“. Napoleon ließ diesen Befehl ergehen, als er sich am 2. April 1810 mit der Erzherzogin Marie Luise von Österreich vermählte. Trauzeuge war der Maire Carl Cetto. Die Ausstattung der jungen Eheleute besorgte das Kaiserpaar und zwar erhielt jede Braut 600 Frs. aus dem außerordentlichen Kammergute des Kaisers. Die Zukünftige des Anton Knoll war Susanna Riefer, eine Tochter des Schneiders Heinrich Riefer. Die Hochzeit wurde mit möglichstem Glanze öffentlich am 22. 4. 1810 gefeiert. Die junge Frau lebte nur wenige Jahre. 1815 heiratete Anton Knoll in zweiter Ehe Margaretha Dispot aus Neunkirchen/Nassau. Er war Gefängniswärter und starb am 11. 10. 1849.

Quellen und Literatur:

Familienblätter, Heberegister und verschiedene andere Archivalien des städt. Archivs St. Wendel; Dictionnaire biographique des généraux et amiraux français de la Revolution et de l'Empire – Paris, G. Saffroy, 1934 –;
Max Müller: Geschichte der Stadt St. Wendel – St. Wendel, 1927 –
Jul. Bettingen: Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel – St. Wendel, 1865 –
Jacques Bainville/Louis Laporte: NAPOLEON – München, 1950;
Freundl. Mitteilungen der Bibliotheque Nationale, Paris.
Das Portait des Generals verdanken wir dem Kupferstichcabinet der Bibliotheque Nationale in Paris.

Der Pastellmaler Joseph Tosetti

VON HANS KLAUS SCHMITT

Mit der Nennung des Namens Joseph Tosetti tritt die künstlerisch bedeutendste Erscheinung aus der nicht allzu grossen Schar der Schüler des St. Wendeler Pastellmalers Nikolaus Lauer (1753 – 1824) vor uns. Mit Deutlichkeit heben sich aus diesem Kreis die Persönlichkeit und das Werk Tosetti's heraus und verleihen den Absichten seiner Porträtkunst die gebührende Anerkennung. Eine hohe Begabung tritt uns in vielen seiner Arbeiten überzeugend vor Augen.

Mehrere Menschenalter sind vergangen, seitdem Tosetti in Paris verschollen ist. Das Geheimnis seiner Porträtkunst schied mit ihm, der keine Schüler und Nachfolger hatte. Wenn er auch größeren Meistern nachzuordnen ist, soll er wenigstens aus lokalem heimatgeschichtlichen Interesse nicht vergessen werden. So ergibt sich der Wunsch nach einem kurzen Bericht über Herkunft und Leben dieses Pastellmalers, obwohl nur kärgliche Zeugnisse von ihm reden. Er führte die bei Nikolaus Lauer gründlich gelernte Art epigonenhaft weiter.

Die Angaben im Künstlerlexikon von Thieme-Becker sind sehr dürftig. Als Geburtsort ist St. Wendel ohne Geburtsdatum angegeben. Weitere Angaben: „† 1844 (?) Paris (?), tätig in Köln und Paris (seit ca. 1836)“. Das Künstlerlexikon von Nagler, 2. Aufl. Bd. 21/1913 vermerkt: „Tosetti, Joseph, Maler von Köln, arbeitete 1836 in Paris. Er malte Bildnisse in Pastell“. Das Lexikon „Kölner Künstler“ von Merlo (1895) bringt keine weitergehenden Angaben.

Nach meinen Feststellungen ist Joseph Tosetti am „dix neuf Nivose l'an onse“ = 9. Januar 1803 beim Kloster St. Aposteln in Köln als dritter Sohn des Beamten Johann Joseph Anton Tosetti und Clementine geb. Hoffmann geboren.

Die Vorfahren waren im Anfange des 18. Jahrhunderts aus Verdasio im Centovalli (Tessin) in Bingen am Rhein zugewandert, von denen ein Zweig sich in Köln am Alten Markt, Ecke der heutigen Zollstraße, niederließ.

Der Vater unseres Malers zog von da mit seiner Frau und drei Kindern 1806 nach St. Goar, wo er Rentmeister war, 1812 erscheint er als Domänenverwalter in Ottweiler und 1814 als Einnehmer in St. Wendel. Ab 1816 war er in St. Wen-



Joseph Tosetti
Pastellmaler in St. Wendel
Schüler von Nikolaus Lauer
Gelegenheitsskizze in Bleistift,
eine Momentaufnahme,
die der Künstler von sich selbst
gezeichnet hat
– Original beschädigt –

del Central-Rentmeister des sachsen-coburgischen Gebietes, das ab 1819 Fürstentum Lichtenberg benannt wurde. Mit seiner bis dahin angewachsenen Familie (5 Söhne, 3 Töchter) wohnte er in der Schloßgasse. Der Maler ist der drittälteste Sohn des Rentmeisters.

Der Vater ist ein angesehenener Bürger, Beamter und Hausvater gewesen, der bestrebt war, seine Söhne zu guten und bürgerlichen Berufen zu erziehen. Dem ältesten Sohn, Alexander, geb. 1800, wurden durch Dekret des Herzogs von Sachsen-Coburg am 1. 6. 1819 die Gerichtsschreiberei-Geschäfte des Landgerichts in St. Wendel übertragen. Der zweite Sohn, Franz Joseph, geb. 1801, wurde Hypothekenbewahrer beim Landesgericht und später beim Landgericht in Saarbrücken. Der vierte Sohn, Paul Joseph *, geb. 1806, wurde Steuereinnahmer in Nonnweiler und der jüngste Sohn, Gilbert, geb. 1809, wurde Advokat und Hospitalverwalter in St. Wendel. Die älteste Tochter Clementine Franziska, geb. 1811, heiratete 1837 den Gerichtsassessor Georg Ferdinand Riotte, der später Landgerichtsrat in Saarbrücken wurde. Dieser war ein Sohn des sachsen-coburgischen Staatsprokurators Johann Nikolaus Riotte in St. Wendel.

Joseph Tosetti wurde Malerschüler des Pastellmalers Nikolaus Lauer. Der Beginn der Lehrzeit kann um 1818 angesetzt werden. Über diese Ausbildung und sein späteres Schaffen als Pastellmaler ist nur wenig überliefert, zu wenig, um ein lebenswahres Bild von ihm zu gewinnen. Wir erkennen aber aus seinem Schaffen, daß er der begabteste Schüler des alten Malers Lauer war und es sogar in seiner Kunst soweit gebracht hat, daß manches seiner Bilder dem Meister zugeschrieben worden ist. Er liebte auch nur die duftige Technik des Pastells. Aus der Zeit nach der Ausbildung und nach dem Tode des Meisters ist eine Reihe Pastellporträts seiner kunstfertigen Hand bekannt.

Im Katalog der 1930 vom damaligen Heimatmuseum Saarbrücken veranstalteten Ausstellung „Kunstbesitz saarländischer Familien“ ist eine stattliche Anzahl Pastellbilder von Lauer und seiner Malerschule aufgeführt. Da alle diese Bilder nicht signiert sind, vermerkte Museumsdirektor Keuth dazu, daß einzelne der Lauer zugewiesenen Arbeiten von der Hand seiner Schüler Joseph Tosetti oder Anton Riotte stammen mögen, und es hat sich tatsächlich ergeben, daß eine Anzahl dieser Bilder nach der Zeit ihrer Entstehung bzw. nach dem Lebensalter der dargestellten Personen dem Maler Tosetti zuzuschreiben sind, z. B.

- Nr. 37 Bildnis des Justizrates Ferdinand Riotte, Ehrenbürger von Saarbrücken, ein Schwager Tosetti's.
- Nr. 38 Bildnis der Frauen Josten, Echerich, Lacour, drei Schwestern, können altersmäßig nicht Lauer zugeschrieben werden.
- Nr. 40 Bildnis der Tochter des Justizrates Riotte in Saarbrücken, Nichte Tosetti's.

Eine weitere Bildergruppe der bezeichneten Ausstellung, Nr. 49 bis 54 ist in dem betreffenden Katalog überschrieben:

„Schule des Nikolaus Lauer, St. Wendel (Joseph Tosetti?)“

Es handelt sich meist um dargestellte Persönlichkeiten aus Saarbrücken, bei denen Hermann Keuth wohl richtig Werke von Tosetti vermutet. Es ist anzunehmen, daß Tosetti wohl längere Zeit in Saarbrücken mit Erfolg gearbeitet hat, wo sein Schwager Ferdinand Riotte und sein Bruder Franz Josef Tosetti

berufshalber wohnten. Es ist zu vermuten, daß Joseph Tosetti auch in anderen Städten der Saargegend in der Zeit zwischen 1825 und 1836 gemalt hat. Auf der Suche nach weiteren Pastellbildern Tosetti's hatte der Verfasser eine Begegnung mit dem Schriftsteller Franz von Rexroth, in dessen Familie und näherer Verwandtschaft sich mehrere Pastellporträts von Angehörigen der Familie Tosetti befanden. Durch ihn ist mir bekannt, daß die Familie von Rexroth durch Erbgang in den Besitz mehrerer Familienbilder gelangt ist. Gern gedenke ich einer Zusammenkunft mit dem Schriftsteller Franz von Rexroth, der sich selbst mit Forschungen nach dem Maler beschäftigte, der leider aber am 3. September 1969 in Georgenborn bei Schlangenbad im Taunus plötzlich verstorben ist.

Das Selbstbildnis erinnert an die innerlichen, feinen Nazarener, die zur gleichen Zeit einen wahren Frühling des Selbstporträts erblühen ließen. Es ist das einzige Selbstbildnis von Tosetti, das wir bis jetzt kennen, eine Gelegenheitsskizze, eine Momentaufnahme, die der Künstler von sich selbst gemacht hat.

Mit den Zeugnissen seiner Kunst stellte sich Joseph Tosetti in die Nähe erfolgreicherer Zeitgenossen wie Friedrich Overbeck (1789 – 1869), Viktor E. Janssen (1807 – 1845) u. a.



Alexander Tosetti
geb. 1800 in Köln, † um 1860 in Trier
Sohn des späteren Zentralrentmeisters
Joh. Jos. Anton Tosetti
Bruder des Malers.
Pastell von Joseph Tosetti



Gertrude Tosetti (gen. Traudchen)
geb. 21. 3. 1813
Schwester des Malers
Pastell des Malers Joseph Tosetti
(um 1830)

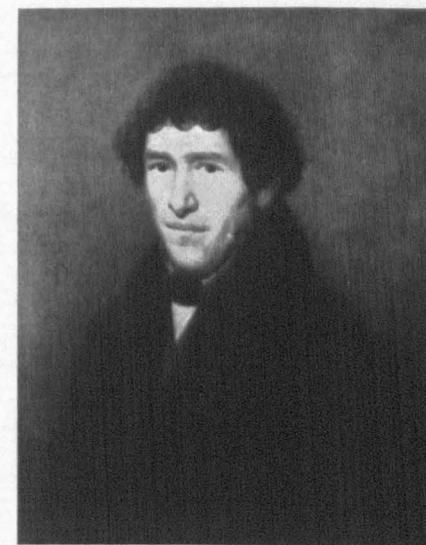
Von Joseph Tosetti konnten bisher folgende Bilder ermittelt werden:

1. Joh. Jos. Anton Tosetti, Zentralrentmeister Besitz in Steinrebhof bei Bad Aibling
2. Clementine Tosetti geb. Hoffmann Besitz wie vor
Mutter des Malers

3. Joh. Jos. Anton Tosetti, Zentralrentmeister Besitz in Saarlouis-Fraulautern
Vater des Malers
4. Clementine Tosetti geb. Hoffmann Besitz wie vor, Nr. 3
5. Großes Jagdbild mit der Familie Tosetti Besitz Waldgut Bocksborn bei Gonneseweiler
6. Alexander Tosetti, Bruder des Malers Besitz in St. Wendel
7. Gertrud Tosetti, Schwester des Malers Besitz in St. Wendel
8. Anton Weisgerber, Büchsenmacher Besitz in St. Ingbert
geb. 13. 2. 1791 † 14. 1. 1881
9. Kath. Weisgerber geb. Steininger Besitz in St. Ingbert
geb. 18. 4. 1799 † 8. 2. 1871
10. Ferdinand Riotte, Student Besitz in Neureut / Baden
Sohn des Staatsprokurators Joh. Nik. Riotte
geb. 23. 1. 1812 † 1898 Saarbrücken
Schwager des Malers



Der Student Ferdinand Riotte
* 23. 1. 1812 in St. Wendel
als Sohn des Friedensrichters Johann Nikolaus R.
Pastell von Tosetti (1831)



Anton Weisgerber
Büchsenmacher in St. Wendel
Pastell von Joseph Tosetti

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein junger, strebsamer, nach Aufträgen hungerriger Porträtist sich dahin wendet, wo die große Welt zusammenströmt. Wir wissen von Tosetti's Wirken in St. Wendel bis in die dreißiger Jahre hinein. Als aber der Vater am 20. November 1835 starb, da war der 32jährige Künstler

wohl nicht mehr zu halten. Man darf hier vielleicht an die übliche Anekdote von dem banausischen Vater denken, dem der Sohn sein Künstlertum durch die Flucht abtrotzen muß. Die Mutter war schon am 30. November 1824 in St. Wendel gestorben.

So kommt der junge Maler bald nach dem Tode des Vaters, 1836, nach Paris. Von seinem Wirken in der Weltstadt wissen wir bis heute nichts. Nach seinem unsteten Leben ist er wahrscheinlich 1844 in Paris gestorben, wie das Künstler-Lexikon von Thieme-Becker vermutet.

So war Joseph Tosetti einer der rastlosen Söhne der Stadt St. Wendel, deren Pastellkunst sich auszeichnet durch Frische ihrer Darstellung und die Feinheit ihrer Farbgebung. Nicht nur in der Heimatstadt sondern auch draußen in der Welt hat Tosetti dem Namen der Stadt St. Wendel Ehre gemacht. Das Können des Meisters Nikolaus Lauer hat gerade in Tosetti Schule gemacht, der auch Lauers Geist in sich trug.

Weitere Nachrichten über alles was den Maler Joseph Tosetti und seine Werke angeht, erbittet der Verfasser an die Anschrift: 669 St. Wendel, Schulstraße 8. Aber auch Nachrichten über den ganzen St. Wendeler Malerkreis (Lauer, Tosetti, Riotte, Langendörfer, Marschall) wären sehr zu begrüßen.

Anmerkungen:

Nach den Kriegsstürmen des 17. Jahrhunderts kamen bald aus Italien und Savoyen, aus Tirol und Schweiz zahlreiche Ansiedler an Mittelrhein und Pfalz und in deren Umgebung. Karl Lohmeyer weist auf diese südliche Zuwanderung hin (Die Westmark, Juni 1942) und nennt auch manche Baumeister und Bauhandwerker als Wiederaufbaukräfte, die hier wirkten mit wesentlichem Einfluß auf das Baugeschehen des durch die Kriege gelittenen Landes am Rhein und in der Pfalz, auch bis in unsere Heimat. Lohmeyer nennt Namen wie Antonio Petrini, Nicolas Sebastiani, Andrea Gallosini, den kunstreichen Stukator und Plastiker und u. a. auch den Freskomaler Sanguniotti.

Diesen Ankömmlingen folgten ganze Scharen von Handelsleuten, unter ihnen die Brentano, Baroggio, Puricelli, Benzino, Cetto, Vacano, und unter weiteren auch die Tosetti, die sich in Bingen niederließen und sich von hier aus rheinaufwärts und rheinabwärts verzweigten. Der älteste Einwanderer dieses Namens scheint Jakob Tosetti zu sein, der Krämer war und am 3. 10. 1709 in Mainz den Bürgereid leistete.

*) In meiner Arbeit „Zwei wertvolle Pastellbilder des St. Wendeler Malers Anton Riotte“ (Heimatbuch des Landkreises St. Wendel 1967/68, Seite 104) wurde versehentlich Paul Joseph Anton Tosetti als Pastellmaler genommen. Diese Annahme beruht deshalb auf einem Irrtum, weil zwei Brüder des wirklichen Malers Josef Tosetti auch den Beinamen Josef hatten. Der wirkliche Maler war damals noch nicht ermittelt.

Eine kostbare Anna-Selbdritt-Gruppe in Güdesweiler

VON ALOIS LITZ

Als Ortsbürgermeister Theophil Scherer aus Güdesweiler im April des Jahres 1957 von seinem Nachbarn Reinhold Sauer, Eigentümer des Anwesens Bliesener Straße Nr. 6, auf eine vermeintliche Gipsplastik aufmerksam gemacht wurde, ahnten beide kaum, daß sie ihre Aufmerksamkeit einem Kunstwerk widmeten, das viele, viele Jahre lang der Öffentlichkeit verborgen war. Es war reiner Zufall, daß der Bergmann Reinhold Sauer diese verstaubte, von Spinnweben behangene und unbeachtet auf dem Dachboden stehende Figurengruppe in die Hand nahm und vor sein Haus trug. Sie war ihm beim beabsichtigten Umbau einfach hinderlich. Er wollte sie aber auch nicht einfach stehen lassen um sie später mit dem ganzen Bauschutt abzuführen. Irgendwie verspürte er doch zu der so anmutig und würdevoll dareinblickenden Frauengestalt eine innerliche Zuneigung. Er wußte nichts von der Statue; nur soviel, daß sie schon auf dem Dachboden stand, als er in das Haus seiner Frau einheiratete.



St. Anna-Selbdritt aus Güdesweiler

Seiner Schwiegermutter dagegen waren die Gesichter der Darstellungsgruppe nicht unbekannt. Sie erinnert sich ihrer Jugendzeit, wo harte Feld- und Gartenarbeit eine Selbstverständlichkeit für junge Mädchen waren. Als solches empfand sie es auch, wenn sie bei der Einbringung der Heu- und Grummeternte auf den Dachboden steigen und den Wintervorrat tüchtig niederzutreten hatte. Nur zu oft glitten dabei ihre Blicke zu der Darstellungsgruppe hinüber. Aus purem Mitleid über den kümmerlichen Standort, aber auch irgendwie angeregt von dem Darstellungsgehalt der Gruppe, wischte sie den Staub oberflächlich ab, entfernte Heublumen und Spinnengewebe. Es mußte eine Bewandnis mit der Statue haben, denn hätte ihre Mutter ansonsten so oft von ihr gesprochen? Es war ein Erbstück, von ihrer Großmutter bereits weitervererbt. Diese bekam es von dem Eremiten Michael Backes der Güdesweiler Kapelle aus Dankbarkeit geschenkt, weil sie ihn nur allzuoft mit Lebensmitteln und Feldfrüchten versorgte. Von ihm, der am 21. 6. 1760 in Güdesweiler geboren wurde, von 1785 bis zu seinem Tode am 20. 3. 1829 Verwalter und Verschönerer der Kapelle am jetzigen Friedhof war, noch mehr zu berichten, erscheint überflüssig. Backes trat die Nachfolge des Eremiten und Erbauers der Kapelle

Johann Nonninger an, der am 29. 7. 1788 verstarb und auf dem Friedhof in Bliesen begraben liegt.

Reinhold Sauer hatte selbstverständlich nichts dagegen einzuwenden, als Ortsbürgermeister Scherer vorschlug, den Ortsgeistlichen von dem ans Tageslicht geförderten Fund zu verständigen. Pfarrer Denis erkannte sofort, daß dies, was man ihm da zeigte, eine Anna-Selbdritt war, die Mutter Anna, auf ihrem Knie sitzend die Gottesmutter mit dem Jesuskind. Selbstverständlich war auch Pastor Denis überrascht. Daß diese religiöse Darstellung nicht aus Gips, wie zunächst angenommen, bestand, sondern ein Schnitzwerk aus Holz war, veranlaßte ihn, Dozent Walter Hannig aus St. Wendel von dem scheinbar kostbaren Fund zu benachrichtigen.

Es war richtig so, wie sich in der Folgezeit herausstellte. Als geübter Kenner und Sachverständiger entfernte er zunächst alle Schmutz- und Staubrückstände, löste vorsichtig die größten Spuren unsachgemäßer Behandlung. In mühevoller Restaurierung legte er die Originalfarben frei.

Deutlich sichtbar und nur sehr schwierig wieder zu entfernen waren die an dem Kunstwerk sichtbaren Spuren einer falsch verstandenen „Moralrettung“, in diesem Falle eine Verschandelung. Der auf dem Schoße der Mutter Anna sitzenden Gottesmutter – sie stillte nach dem Willen des Schnitzers das Jesuskind und führte dabei mit ihrer rechten Hand die Brust zum Munde des Kindes – hatte man die Brust einfach entfernt und das Holz mit groben Messerschnitten abgerundet.

Dabei sieht man jetzt noch deutlich die rechte Hand von Maria, wie sie vor ihrem Körper für diese mütterliche Handlung abgewinkelt ist. Aber auch der Haltung des Jesus-Knaben wurde Gewalt angetan: Seinen Kopf, vormals der Mutterbrust zugeneigt, hatte man einfach abgeschnitten und ihn danach wieder so aufgeleimt, daß der Knabe in steifer Haltung an seiner Mutter vorbei blickte. Welch engstirniger Moralbegriff! Was er vermochte, wird hier sichtbar.

Aber noch etwas blieb dem fachmännischen Auge nicht verborgen. In dem Rücken der Mutter Anna schnitzte der Künstler eine Vertiefung und verschloß sie mit einem Holzpfropfen. Wer aber verbarg den Inhalt in diese Vertiefung, eine Reliquie wie es scheint, in grobem Pergament eingewickelt? Keine Aufzeichnung verrät etwas hierüber und es wird auch weiterhin ein Geheimnis bleiben. Ungeklärt ist auch die Herkunft dieser wieder erkannten Kostbarkeit.

Vermutlich wurde die Figurengruppe im Jahre 1486 geschnitzt und soll in der alten St. Annen-Kapelle bei Alsfassen-Breiten, auf dem jetzigen Kasernengelände, gestanden haben. Wegen Bauauffälligkeit wurde die Kapelle um 1800 herum abgetragen. Genau läßt sich diese Vermutung nicht erhärten, ebensowenig der spätere Weg nach Güdesweiler. Man nimmt an, daß der Eremit von St. Anna die Kostbarkeit nach Güdesweiler brachte, oder aber, daß sie der Güdesweiler Eremit Michael Backes selbst nach Güdesweiler holte. Vielleicht hat sie mit der steinernen Kreuzigungsgruppe, die schon seit vielen Jahren den Hochaltar der Güdesweiler Pfarrkirche schmückt, lange Zeit hindurch in der alten Kapelle am Friedhof gestanden.

Alle finanziellen Kaufangebote ausschlagend hat Reinhold Sauer in dankenswerter Weise der katholischen Pfarrgemeinde Güdesweiler die Statue überlassen. In einer Wandnische der Pfarrkirche fand sie Aufstellung.

Zwei Mundarttexte aus den 1840er Jahren

VON GERALD NEWTON, Dozent an der Universität Hull, England

Im Laufe meines Studiums der sprachsoziologischen Entwicklungen des Dialektes an der Saar seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts ist mir J. M. Firmenichs *Germaniens Völkerstimmen* (Berlin 1846) unter die Hände gekommen. In diesen drei Bänden stehen zwei Texte, die vielleicht einen Wert für die sprachinteressierten Heimatfreunde haben könnten. Leider enthält das Werk nur ein paar Zeilen aus der St. Wendeler Mundart von 1840 (oder wohl von früher, denn der Gewährsmann hätte natürlich zwischen fünfzehn und circa siebzig Jahren vor der Veröffentlichung des Textes geboren sein können), aber auch etwas aus Ottweiler. Bemerkenswert ist im letzteren Fall der Übergang von *det* zu *das* im demonstrativen Gebrauch des bestimmten Artikels. (Im *Sprachatlas des Deutschen Reichs* (Bonn, ab 1926) belegt Georg Wenker aus seinen 1879/1880 an alle Schulorte gesandten Fragebögen über Mundart die Form *dat* auch für das Dorf Baltersweiler, aber meine eigenen Bemühungen auf diesem Gebiet haben darauf hingewiesen, daß im heutigen Baltersweiler vielmehr *das* zu erwarten ist. Im Grunde genommen hängt das mit dem Übergewicht der Hauptstadt Saarbrücken im Leben der Saarländer zusammen und auch mit der allmählichen Einwirkung der Schule in der Geisteshaltung der unteren sozialökonomischen Abstufungen: weiteres ist in meiner (noch nicht erschienen) Dissertation zu finden.

Schließlich habe ich einige Anmerkungen über alte in den Texten vorkommende Formen beigefügt. Das Dorf Reichenbach konnte ich leider nicht auf der Karte finden, darum habe ich den Vergleich mit Baltersweiler angestellt.

(Es sei hier vermerkt, daß nur das Dorf Reichenbach bei Baumholder gemeint sein kann, welches bis 1920 zum früheren Kreisgebiet St. Wendel gehörte.

Die Schriftleitung)

Die Texte (J. M. Firmenich I, 543/544):

E Stichelche vom Lew un vom Has (Reichenbach Kreis St. Wendel)

Et war emol e Lew ¹⁾, der hot sich so em ²⁾ wunzige ³⁾ Has awgen ⁴⁾. Do saht d'r Haas zuem Lew: „Iss dat wohr, dat ouch ⁵⁾ Lewe eso ⁶⁾ e elenniger Hahn, der grad am Kräe eß, eso leicht verjae ⁷⁾ kann? dat gläw ⁸⁾ ich doch nit.“ „Ei, gewiß erret ⁹⁾ wohr,“ hat do d'r Lew gesaht, „mer hat die Erfahrung ¹⁰⁾ gemacht, dat mir grore ¹¹⁾ Dier durch die Bank ¹²⁾ eso e gewisse Engschterlichkeit aan ¹³⁾ us ¹⁴⁾ hann. Eso wirschte zum Beispiel aach gewiß schon vom Elephant gehort ¹⁵⁾ hann, derr ¹⁶⁾ ihm det ¹⁷⁾ Grunze äner Sou Schuurer ¹⁸⁾ un Ennsätze ousjaht.“ „Wahrhaftig?“ irr ihm do d'r Haas in die Rid gefall, „ja, ihtz ¹⁹⁾ kann eich merret ²⁰⁾ aach erkläre, worim ²¹⁾ mir Haase us eso endsätzlich vor de Hunne firchte“.

¹⁾ 'Löwen': In Baltersweiler wird westgermanisches b im Auslaut zu f in der Sprache der älteren Generationen (abgekürzt: G 2 +) vorgezogen, während die jüngeren Leute (G 1) p vorziehen, z. B. *Lew/Leep*, *gebliif/gebliiep*, 'geblieben'.

²⁾ 'einem': heutzutage findet man häufiger *einem*.

- 3) J. M. Firmenichs (unten: J.M.F.) Fußnote lautet: 'winzig/drollig'. G 1 würde wohl kein e am Ende des Adjektivs setzen.
- 4) JMF 'abgegeben'. Zu *aw-* 'ab' vgl. (1). Interessant ist, daß in Baltesweiler G 1 eine Ambivalenz zwischen *gift* und *gibt* '(er) gibt' besteht. Jenes scheint nunmehr nur im Passiv gebraucht zu werden.
- 5) Der Akkusativ *ouch* 'euch' wird nun in G 1 durch *eich* ersetzt, obwohl unter G 2 + *ouch* immer noch vorkommt.
- 6) *eso* (*ë söen*) bleibt noch 1880 erhalten, wie auch im heutigen Luxemburgischen (*esöu*). Jetzt aber ist es meistens zu *so* abgeschwächt worden.
- 7) JMF *verjae* 'verjagen'. Heutzutage beginnt sich folgender Trend abzuzeichnen: altes nicht mehr vorhandenes westgermanisches *g* wird durch [j] (franz. *j*-Laut) verdrängt. Die Erscheinung dürfte wohl eine Folge der Allgemeinbildung sein. E. Kuntze in *Studien zur Mundart der Stadt Saarbrücken* (Marburg/Lahn 1932) S. 205 beschränkt diesen Laut auf eine Stellung vor *l* und *r*, d. h. *fleeschel* 'Flegel', *nääschel* 'Nagel', *maacher* 'mager', *Kraache* 'Kragen' usw., aber widerspricht sich sogar im letzteren Beispiel. Vgl. auch lux. *iwrijhens* 'übrigens', eine neuere Entlehnung aus dem Hochdeutschen.
- 8) 'glaube': Baltesweiler G 1 weist *glaap* nach. Das *ä* in *gläw* dient wohl als Markierungsmittel für die sogenannte „rheinische Schärfung“, vgl. N. Fox: *Saarländische Volkskunde* (Bonn 1927) p. 133: „In zweisilbigen Wörtern wird auch dann geschärft, wenn die zweite Silbe mit einem stimmhaften Mitlaut anlautet z. B. *glä:wen* (glauben), *kä:ner* (keiner) usw.“ Die Schärfung wird immer mehr zu einem besonderen Kennzeichen des Moselfränkischen. Relikte der althochdeutschen (*salb*)*ôn* 'ich salbe' Verba, die die Formen *eich schlafen* usw. im Moselfränkischen veranlassen, bleiben im Rheinfr. nicht mehr übrig, außer in Wörtern wie *ich (ver)stehn, gehn*, die auf ein altes *staan, gaan* (wie im modernen Niederländischen) hinweisen, und darum eine Art Ausnahme bilden könnten.
- 9) JMF 'ist es'. Der sogenannte „Rhotazismus“ (ein zwischen Selbstlauten stehendes stimmhaftes oder stimmhaft gewordenes *s* geht in ein *r* über, vgl. **wassen* = *waren* 'waren') stirbt nachgerade aus, z. B. wirkte er 1880 in St. Ingbert, jetzt aber hört man ihn nicht mehr. So auch verhält es sich im heutigen Baltesweiler, wo G 1 eine Vorliebe für *is es* 'ist es' und nicht wie G 2 + für *ir es* zeigt. Ähnlich sagen jene *dad is* 'das ist', diese *dar is*.
- 10) *-ing*: jetzt ist das Suffix *-ung* wie im Neuhochdeutschen (wohl zwischen 1840 und 1880) aufgekommen. *-ing* lebt im Norden weiter, vgl. lux. *Wohneng*, niederl. *woning*, schwed. *vaning* 'Wohnung' und das englische Verbal-suffix *-ing* (*a sitting* = eine Sitzung).
- 11) JMF 'große': aus der Konfusion zwischen *s* und *r* in (9) zu erklären.
- 12) JMF 'durchgängig'.
- 13) *aan*: der lange Vokal ist im allgemeinen moselfr. (vgl. niederl. *aan*), der kurze rheinfr.
- 14) Wie mit 'euch' in (5) wird jetzt *uns* bevorzugt. *Us* gebraucht man noch im Moselfr.
- 15) jetzt: *gebeert*. Die ältere Form *gehört* entspricht dem niederl. *gehoord*. Jetzt

ist entrundetes nhd. *ö* im Saarland allgemein verbreitet, sogar zu ungunsten des moselfr. *ie*-Lautes: d. h. *gebiert* = *gebeert* 'gehört'.

- 16) Vgl. (9).
- 17) Warum es *det* statt *dat* heißen soll, bleibt unklar. *Det* erinnert an das Berlinerisch! (Mit *Preußen* verbundene, und dann unter den „Coburgern“ vornehm gewordene Form?)
- 18) JMF 'Schauer' (Rhotazismus).
- 19) 'jetzt': stammt aus mittelhochdeutschem *ie* 'je' + *zuo/ze* 'zu'. in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts durch neuhochdeutsches *jetzt* ersetzt.
- 20) JMF 'mir es'.
- 21) *Worim* hört man öfters im Moselfr., aber jetzt heißt es normalerweise im Kr. St. Wendel *worum*. (*Worim* wurde entrundet aus der wahrscheinlichen Form **worüm* = ahd. *-umbi* [durch Umlaut]. Allgemeines hochdeutsches *worum* leitet man aus ahd. *umbe*, einer Nebenform, her.

Der Herdehund (Ottweiler)

Ä alder Herdehund, der det¹⁾ Veih²⁾ vun sein'm Härre gutt bewacht hott, gehd det³⁾ Oweds hemm. Uf der Gass hann ihn do die Stuwehindcher ang' gauzd⁴⁾, awer er is vor sich hine fourdg'trabd un hott sich net umg'sehn⁵⁾. Als 'r do vor ä Metz⁶⁾ kummt, hott ihn ä Metzgerhund gefroht, ob 'r das G'gauz hann⁷⁾ kenn⁸⁾, un worum er net äne beim Krae⁹⁾ nemme wold¹⁰⁾! Nä, hott do der Herdehund [sic] g'sohd, mich beißt un petz¹¹⁾ käner, un mei Zähn muß ich für die Welf hann.

1) Heutzutage: *das*.

2) *Veih*: nun lediglich im Moselfr. erhalten (lux. *véi*). Das Rheinfr. lautet *Vieh*.

3) Sehr wahrscheinlich hat die Unklarheit zwischen den Formen mit *s* und *t* in *das, es* usw. dazu geführt, daß das *s* des sonst veralteten Genitivs durch Analogie in *t* überging.

4) JMF 'angebellt'.

5) *g'sehn*: typisch für das Rheinfr. ist *gesien*, für das Mosefr. *gesehn*. Ob *gesehn* in diesem Text ein Überbleibsel des 1840 noch nicht in Ottweiler unbeliebt gewordenen Moselfr. darstellt, oder bereits eine einfache Entlehnung aus dem Hochdeutschen ist, ist kaum mehr festzustellen.

6) JMF 'Fleischerbank'.

7) JMF 'leiden'.

8) Heute wäre *kann* eher zu erwarten.

9) JMF 'Kragen' vgl. (7) für Reichenbach.

10) Auch in St. Ingbert kam 1880 das Präteritum des modalen Hilfsverbs in dieser Stellung vor, jetzt aber ist es meistens vergessen. Ähnliches ist bestimmt auch in Ottweiler passiert: ein Teil des Saarlandes steht im Zeichen einer allgemeineren süddeutschen Sprachentwicklung, die das Präteritum womöglich durch das Perfekt zu ersetzen sucht.

11) JMF 'zwackt'.

Mia Münster †



Am 21. Mai 1970 ist die Kunstmalerin Mia Münster gestorben. Die reich begabte Künstlerin war ein Kind der Stadt St. Wendel. Sie wurde geboren am 1. April 1894. Ihr Vater war der Mitbegründer und Leiter des städtischen Gaswerkes, Karl Münster, ihre Mutter Gertrude geb. Gunther. Die Künstlerin besuchte die Ursulinenschule Saarbrücken bis Obersekunda. In unruhigem Geiste erwuchs ihr die Fähigkeit zur Vertiefung in die Kunst. Mit dieser Fähigkeit verzweifelte sie daheim. Sie mußte hinaus, wenn sie Raum und Möglichkeit für ihre Sache haben wollte; denn wo Raum und Möglichkeit ist, kann man auch ringen um die Tatkraft. Sie studierte an der Privaten Kunstschule von Kunowski in Düsseldorf, an der Kunstakademie für Graphik in Leipzig und an der Kunstgewerbeschule in München. Dann war

sie viele Jahre freikünstlerisch in St. Wendel tätig. Ihr hohes Ziel vor Augen besuchte sie auch die Reimannschule in Berlin. Kunstreisen unternahm sie nach Frankreich, Schweiz, Spanien und Italien. Die Erfahrungen brachten Erkenntnis und Reife. Die letzten Lebensjahrzehnte verbrachte sie in St. Wendel. In unserem Heimatbuch von 1961/1962 haben wir ihres Werkes gedacht in dem Beitrag von Traudel Schumann „Ein Leben für die Kunst“. In zahlreichen Ausstellungen erwarb sich Mia Münster Sympathie und Anerkennung saarländischer Kunstfreunde. Ein stets forschendes, wachendes Schaffen war ihr Künstlerleben, das nicht zuletzt in vielen prächtigen Bildern aus der heimatlichen Landschaft das Heimatbewußtsein in den Mitbürgern weckte. Nun ruht die begabte Künstlerin auf dem Friedhofe ihrer Vaterstadt St. Wendel. Auf ihr Grabmal sollten wir schreiben:

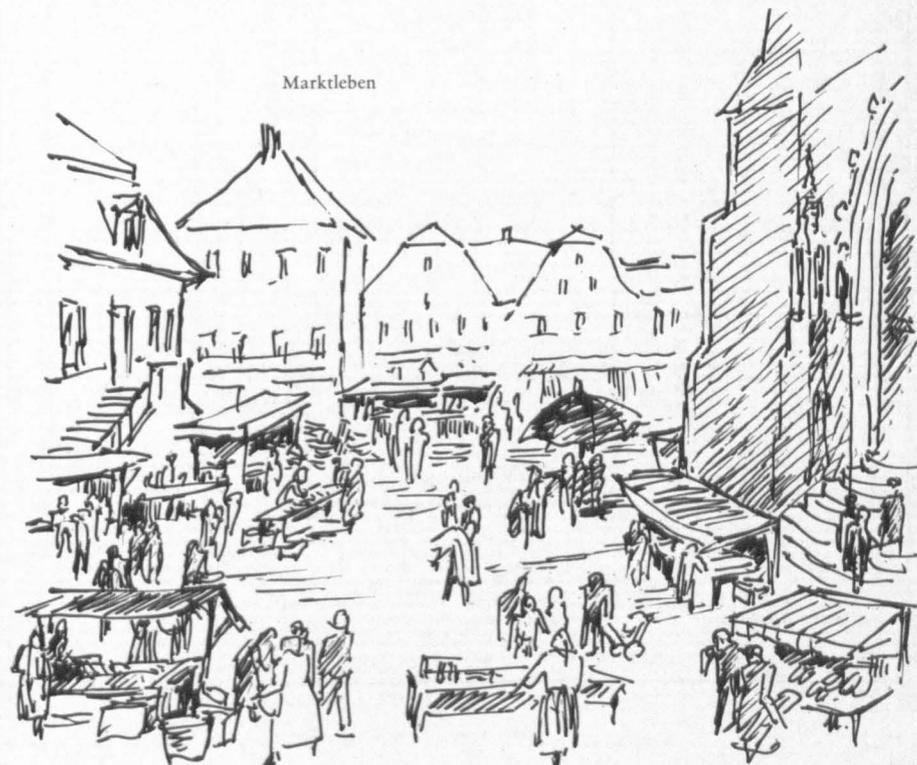
„Reich war ihr Leben,
weil sie es reich sich schuf.“

*Herausgeber und Schriftleitung
des Heimatbuches*

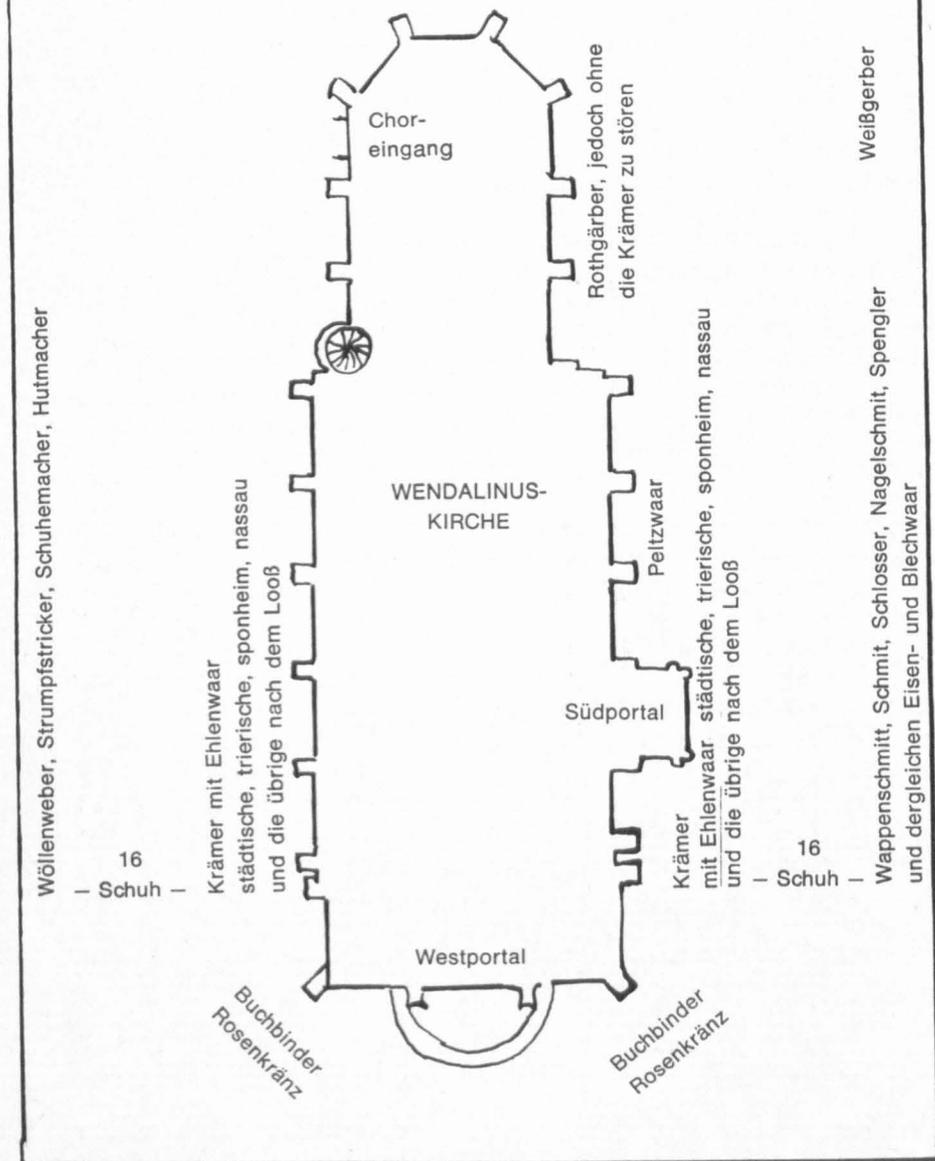
Die St. Wendeler Marktordnung von 1786

VON HANS KLAUS SCHMITT

Da die St. Wendeler Märkte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts infolge stärkeren Zusammenströmens des Volkes aus der Nähe und Ferne sich einer starken Hebung erfreuten, mußten seitens der Stadt zur dauernden Erhaltung durchgreifende Maßnahmen getroffen werden. In den benachbarten Städten waren inzwischen verschiedene neue Märkte eingeführt zum Nachteile des Amtes St. Wendel und seiner nächsten Ortschaften. Dem ging voraus, daß Großbetriebe, welche damals in der merkantilen Wirtschaftspolitik des Staates die Führung hatten, bei dem Aufkommen des direkten Warenversandes der Ortsmärkte entraten zu können glaubten und untätig zusahen, wie die Märkte allmählich verfallen wollten. Als aber die kurze Blüte unserer Manufakturen vorbei war, entsann man sich wieder der alten Wirtschaftsformen, in denen unsere Märkte eine hervorragende Stelle eingenommen hatten. Wie sehr die Märkte einem Verkehrsbedürfnis entsprachen, das Angebot und Nachfrage regelte, das erkennen wir aus der Haltung der Bevölkerung selbst, die nun wieder unseren Märkten zuströmte. Die Deputierten unserer Stadt drängten namens der Bürgerschaft darauf, für die öffentlichen Märkte eine neue und bessere Ordnung einzuführen. Die Deputierten beantragten ferner, „die Hohe Landesregierung um Erteilung neuer Freiheiten zu bitten, ohne die die Märkte nicht zustande zu bringen seien“. Was geschah nun in St. Wendel? – Bisher waren die Kram-, Vieh- und Pferde-



PLAN DER MARKTSTÄNDE UM DIE KIRCHE
im Jahre 1786



märkte vor dem oberen Stadttor draußen abgehalten worden. Nun aber wurde der bei der Kirche gelegene Friedhof um 1780 eingeebnet – auch aus gesundheitlichen Gründen – und ein neuer Friedhof vor dem oberen Stadttor angelegt. Die Krammärkte konnten nun mitten in der Stadt rund um die Kirche, in der Schloßgasse und den Nebengassen stattfinden.

Die Marktordnung des Jahres 1786 *) war nach dem Hochgerichts-Protokoll-buche folgende:

1. Pferdt, Hornviehe, Schwein, Hämmel, Schaaf auf die obere Grube ¹⁾,
2. Erden, stein und Porcelainegeschirr langst die Cappel ²⁾,
Der Hauptmarkt um die grose Kirche und zwar linker und rechter Hand zum Eintritt ³⁾.
3. Die Krämere mit den Rosenkränzen und
4. Die Buchbändern ⁴⁾ zu beiden Seiten des Eintritts in die Kirche.
5. Linker und rechter Hand die Krämere mit der Ehlenwaar ⁵⁾.
Die städtische Krämere zuerst; hernechst die trierische ⁶⁾, sponheimische, nassauische. Demnechst die übrigen nach dem Loos, und nach diesen erst die sogenannten Enzian Krämere, welche unter sich allein zu spielen hätten. Diese sämtliche Krämere stehen rückwärts zur Kirchen.
6. Die rothgerbere von dem Oehlberg ⁷⁾ bis zum Pfarrhof jedoch ohne Störung der Krämere. Eben auch rückwärts an der Kirchen.
7. Dan auf linker Seithen zu den Herrn Scheffen Knoll ⁸⁾, Maisen ⁹⁾ und Zeigers ¹⁰⁾ Hauß, hernechst die Wolleweber, Strumpfstricker, Schubemacher, Hutmacher mit dem gesicht zur Kirchen, also daß diese doppelte Reihen 16 Schuh voneinander sein müssen.
8. Also auch auf der linker auswärtiger Seithen, langst der Witib Zangerlé ¹¹⁾, Hr. Schöffen Linxweiler ¹²⁾ und Leyendeckers ¹³⁾ Häuser, Wappenschmitt, Schmitt, Schlosser, Nagelschmitt, Spengler und dergl. Eisen und Blechwar. Demnechst stoßen an diese die Weiserbere, und solle eben auch diese Gaß 16 Schuh breit sein.
9. Die Kiefere, schreiner, dreckseler und übrigen Hölzenwaar, in der Schloß-gaß rechter Hand langst des Herrn Sieglorn ¹⁴⁾ und Kirchenschaffners Wohnhaus.
10. Die Beckern langst das Rathaus.
11. Die sonstige Eßwaar nach belieben hier und dort zu versetzen, jedoch daß die Krämere hieran nicht gestört werden mögen.
12. Wird besonders befohlen, daß die Karren, Wagen und dergl. Geschirr in den Nebengassen aufbehalten werden sollen.

*) Städt. Archiv St. Wendel A 217

¹⁾ Die obere Grube lag vor dem oberen Stadttor, etwa an der Stelle des heutigen Saalbaues;

²⁾ Cappel = Magdalenenkapelle, in der heutigen Balduinstraße;

³⁾ Vergl. Karte

⁴⁾ Buchbinder;

⁵⁾ Ellenware = Tuche und Leinen;

⁶⁾ Die Zünfte erhoben von den auswärtigen Krämern einen Zoll;

⁷⁾ Oelberg, ein Standbild „Jesus am Oelberg“ ehemals zwischen zwei Strebepfeilern am Chor der Kirche;

⁸⁾ Haus des Rothgerbers und Hochgerichtsschöffen Johannes Knoll, † 1791, heute Tapetenhaus Wilh. Angel;

⁹⁾ Wendel Meiß, Wundarzt und Synodalschöffe, † 1784, heute Domcafé;

¹⁰⁾ Michel Zeiger (Zeyer), Schuhmacher, rechts am Anfang des Kirchgäßchens;

¹¹⁾ Witwe des Anton Zangerle, Krämer und Tuchmacher;

¹²⁾ Heinrich Linxweiler, Krämer, Gastwirt, Hochgerichtsschöffe;

¹³⁾ Jakob Münster, Leyendecker † 1784;

¹⁴⁾ Franz Karl Sieglorh, Hospitalverwalter, Hochgerichtsschöffe.

Conrad Seiler von Saal i. O. heiratet Anna Brumer von St. Wendel

VON JOHANN ENGEL

Conrad Seiler wohnte in Saal im Ostertale, im Amt Lichtenberg, das zum Herzogtum Pfalz-Zweibrücken gehörte, während seine zukünftige Frau, Anna Brumer, in der kurtrierischen Stadt St. Wendel beheimatet war. Sie war die Tochter eines freien Mannes, während ihr Bräutigam ein leibeigener Untertan der Pfalzgrafen von Zweibrücken war.

Leibeigen, ein hartes Wort. Der Leibeigene war nicht mehr Herr über sich selbst, über seine Person, über sein Wollen und Handeln. Kein Grundgesetz trat für ihn ein: Freizügigkeit gab es nur innerhalb der eigenen Grundherrschaft. Wollte man jenseits der Landesgrenze seinen Wohnsitz nehmen, so bedurfte man dazu der Genehmigung des Landesherrn. Der Grundherr wollte aber seine unentgeltlich in Feld und Wald arbeitenden Bauern und Tagelöhner behalten, daher mußte jeder, der außerhalb des Landes ging, sich los- oder abkaufen. Die Höhe der Abkaufsumme scheint willkürlich bemessen gewesen zu sein. „So bezahlte Martin Jäckel bei der Verheiratung seines Sohnes von Dautweiler nach Hasborn 15 Rtlr. und für den Abkauf seiner Tochter mußte er 9 Rtlr. zahlen. Das ihm im Rechtsstreit gepfändete Pferd erbrachte bei Versteigerung 9 Rtlr. 40 1/2 Albus; der Stephan Backes von Dautweiler zahlte nur 5 Rtlr. um sich in Hasborn niederzulassen. Der Meier Klaus Paulus von Dautweiler brauchte für seinen Sohn Jakob, der sich nach Theley verheiratete, nur 6 Rtlr. zu entrichten.“¹⁾

Conrad Seiler bat den Pfalzgrafen um Genehmigung. Die Antwort des Landesherrn lassen wir folgen:

Wir Johannes, von Gottes Gnaden Pfalzgraf bei Rhein, in Bayern, zu Jülich, Cleve und Berg, Herzog, Graf zu Veldenz, Sponheim, der Mark und Ravensburg, Herr zu Ravenstein, bekennen hiermit, daß wir unseren zu unserem Amt Lichtenberg gehörigen Leibeigenen Conrad, hinterlassener Sohn des Thomas Nickel aus Sahl, welcher sich mit Anna, Hans Brumers Tochter zu St. Wendel ehelich verheiratet und sich daselbst häuslich niederzulassen gewillt ist, auf sein untertänigstes Bitten und zur Förderung des christlichen Ehestandes, die oben genannte Leibeigenschaft, mit der er bisher mit unserem Amt Lichtenberg verbunden war, gegen Erstattung eines (billigen) geringen Abkaufgeldes gnädigst entlassen wollen, sobald er den Betrag gezahlt hat.

Wir künden aber auch kraft dieses Briefes für uns, für unsere Erben und Nachkommen und dies ist wohlbedacht, daß, wenn Conrad sich über kurz oder lang in unserem Fürstentum oder an den Orten wieder häuslich niederlassen würde, wo wir das Recht der Festnahme, der Leibeigenschaft oder anderer Gerechtigkeiten besitzen, er wieder diesen unterworfen sei. Dies würde getreu nach dem Recht und ohne Arglist geschehen.

Zur Bekräftigung dieser Urkunde setzen wir unser Siegel darunter.
Gegeben zu Zweibrücken, den 21. Mai 1625.²⁾

Quellen: ¹⁾ Engel, Johann, 1000 Jahre Hasborn-Dautweiler, 1964
²⁾ Stadtarchiv St. Wendel, Band A 40

Johannes Braun aus St. Wendel-Alsfassen

Eine Priestergestalt am Lebensweg des Philosophen Peter Wust

VON HANS KLAUS SCHMITT

Es gibt wohl kein Schriftwerk über den Philosophen Peter Wust, das uns den Menschen Wust eindrucksvoller beleuchtet und vertraut macht mit diesem Philosophen von Münster als der „*Dialog mit Peter Wust*“ von Karl Pflieger, Pfarrer in Behlenheim/Elsaß. Dieser Dialog stellt sich im Geistigen dar wie das Gegenüberstellen zweier glänzender Spiegel, die in ihrer optischen Tiefe jeweils den andern reflektieren. Beide, der Philosoph von Münster und der Pfarrer von Behlenheim, sind begnadet mit dem Adel eines reinen Herzens, haben gemeinsam die brennende Sorge, wie die Welt an irgendeinem Punkte wieder reiner werden könnte. Ihre Begegnung wurde dauernde Freundschaft.

Als Karl Pflieger im Jahre 1935 für die dritte Auflage seiner Dorfmeditationen „*Im Schatten des Kirchturms*“ vom Verlage Schöningh - Paderborn um ein Vorwort gebeten wurde, überließ er dem Verlage einen Brief Wust's, mit dessen Einverständnis dieser Brief der neuen Auflage vorangestellt wurde.

Peter Wust kannte diese Dorfmeditationen seines Freundes Pflieger, die ihn stark beeindruckten. Es mögen ihn besonders die Kapitel vom „*ewigen Dorf*“, über die Dorfkirche und den alten Dorfpfarrer angesprochen haben, denn in dem erwähnten Briefe an Pflieger vom Ende Juli 1935 schreibt Wust: „*Heimweh weckt mir das Buch. Ich bin selbst vom Dorf und zehre noch heute von der Realität des Dorfes. Aber erst Ihre Darstellung holt mir die ganze Substanz dieses ersten Lebens und Erlebens aus den Untergründen der Seele heraus. Was ich bei Ihrer Darstellung des Dorflebens als erstes verspürte, das ist der unendliche Reichtum an Wirklichkeit, den so ein Dorf aufzuweisen hat . . .*

Weiter aber: Ihr Buch zeigt mir auch ganz eindringlich, daß Sein und Christsein von innen her zusammengehören. Gewiß will ich nicht die Grenzlinien zwischen dem Natürlichen und Übernatürlichen verwischen. Aber Ihre Dorfmeditationen machen es deutlich, daß man umso fester sich an Christus binden wird, je natürlicher man sich dem Sein hingibt, sich vom Sein beglücken läßt. Durch Ihr Buch wächst mein christlicher Optimismus von Tag zu Tag mehr, obwohl ich an mir natürlich selber auch merke, daß die vulneratio naturae (die Verwundung der Natur) von Adam her unser Erbteil ist . . .

Mit herzlichen Grüßen an Sie, lieber Herr Pfarrer, und an Ihr liebes Pfarrdorflein bin ich Ihr Ihnen dankbar ergebenes Pfarrkind in absentia Peter Wust“.

Spürt man nicht aus diesem Brief heraus Wust's Heimweh nach der Kindheit, nach dem Heimatdorf Rissenthal und nach dem Pfarrdorf Wahlen, wo der Pfarrer Johannes Braun, der „*größte Wohltäter seines Lebens*“, wie Wust selbst ihn nennt, ihm den Weg ins Studium möglich gemacht hatte, der nun aber schon sechzehn Jahre tot war. Wust war wirklich einmal dessen „*Pfarrkind in absentia*“, das als ein „*verlorener Sohn die friedlich umhegte kleine Welt seiner Dorfheimat verläßt, um den Lockungen des Geistes da draußen in der Welt zu folgen, darüber jedoch allen festen Grund unter den Füßen verliert und endlich wieder heimfindet in den beseligenden Väterglauben*“.

Wust enthüllt dies in seiner Autobiographie „*Gestalten und Gedanken*“.

Es ist jenes Buch, das er auf der Höhe seines wissenschaftlichen Ruhms und zugleich im Angesichte des Todes zu Ende geführt hat und das sich jedem Leser erschließt wie das Vermächtnis eines weise Gewordenen, den das Leben gelehrt hat, wie endlich alle Weisheit doch in Gott mündet.

Wie gern Peter Wust sich seiner Kindheit erinnerte, das geht auch hervor aus seiner Bekanntschaft mit *Charles du Bos* in Paris. Diese Bekanntschaft entstand 1928. In der Folge nennt er du Bos seinen lieben, guten Freund. Er ließ ihm einmal drei Kapitel seiner Kindheitserinnerungen, welche in einer Zeitschrift erschienen waren, zugehen und bot du Bos auch acht weitere Kapitel an, die noch als Manuskript vorlagen. Wust hatte sie eigens für den Grafen du Page nach Paris mitgebracht, der sich sehr für die Fortsetzungen interessierte.

Als ich den Neffen des Pfarrers Johannes Braun, Missionspater *Karl Riotte*, SVD, Hausgeistlicher im Kreiskrankenhaus zu St. Ingbert, im Jahre 1942 in einer Forschungsangelegenheit aufsuchte, machte er mich bekannt mit dem Buche Wust's „*Gestalten und Gedanken*“, das mir hier zum ersten Male zu Gesicht kam. Pater Riotte wußte, daß ich selbst aus dem kleinen St. Wendeler Vorort Alsfassen kam und schlug mir das Kapitel auf, welches mir deutlich machte, daß dieses Alsfassen auch Heimat und Herkunft des Pfarrers Braun gewesen ist. Diese Lektüre reizte mich und es regte sich bald der Wunsch, Herkunft, Leben und Wirken des Pfarrers Braun näher zu erforschen, in Einzelheiten kennen zu lernen und in einem Gesamtüberblick zu umfassen. Wust selbst kannte die Herkunft seines Pfarrers, der ihm gewiß oft davon erzählt hat, als er ihm im Wahler Pfarrhause die ersten Lateinstunden gab. Literarisch hat Wust seinem Pfarrer Braun ein ehrliches Denkmal gesetzt. Die Schilderungen, umglänzt von feinem Humor, und die innige Liebe, mit welcher Wust in seinem Lebensrückblick des Dorfpastors gedenkt, lassen erkennen, wie entscheidend Johannes Braun den Lebensweg des Kindes Peter Wust beeinflußt hat.

Johannes Braun kam aus ebenso bescheidenen Verhältnissen wie Peter Wust selbst. In dem kleinen Dorfe Alsfassen, das 1859 in die nahe Stadt St. Wendel eingemeindet wurde, ist er am 5. November 1833 als zweites von fünf Kindern des Schneiders Jakob Braun (geb. 1806) und der Anna Maria geb. Gräber geboren. Die Eltern des Vaters waren Johann Nikolaus Braun, Schneider im Nachbardorfe Winterbach, und Elisabeth geborene Keller aus Alsfassen. Der Ackerer Johann Gräber und Anna Maria geb. Kornbrust waren die Eltern der Mutter. Das Elternhaus des Johannes Braun stand in der heutigen Alsfassener Straße. Sein Vater starb am 18. Februar 1850 im 44. Lebensjahre, als Johannes siebzehn Jahre alt war. Die Mutter lebte von da ab bei ihrem verheirateten Sohne Peter in St. Wendel.

Wir kennen den Wohltäter nicht, der Johannes den Besuch der Höheren Stadtschule in St. Wendel ermöglichte, welche 1854 in ein Progymnasium umgewandelt wurde und ab 1855 die Bezeichnung „Königliches Progymnasium“ führen konnte.

Am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Trier legte Johannes Braun an Ostern 1858 seine Reifeprüfung ab. Zur Erlangung einer Freistelle am Priesterseminar in Trier wandte er sich mit einem Briefe vom 14. 7. 1858 an den Stadtbürgermeister *Rechlin* in St. Wendel um ein amtliches Zeugnis über die Vermögens-

verhältnisse der Mutter. Am 18. 7. 1858 erteilte der Bürgermeister die Bescheinigung, „daß die Mutter in ärmlichen Verhältnissen lebt und hin und wieder im Taglohn arbeiten muß. Die Mutter besitzt ein Häuschen nebst Garten und zwei Morgen Ackerland und Wiesen, wofür sie 28,2 Silbergroschen Grundsteuer zahlen muß“. Ein Schreiben des Sohnes vom 21. 7. 1858 an die Mutter zeugt von seiner Sorge, ob ihm das Studium der Theologie und sein Eintritt in das Priesterseminar möglich gemacht werden könnte.

Am 31. August 1861 wurde er von Diözesanbischof *Wilhelm Arnoldi* in Trier zum Priester geweiht. Anschließend wurde er Kaplan in Wallhausen bei Kreuznach und am 22. April 1865 zum Pfarrer in Dahlen (Kreis Prüm) ernannt, aber schon am 14. Februar 1868 wurde er Pfarrer in Pluwig (Amt Waldrach, Landkreis Trier).

In die Pluwiger Amtszeit Brauns fallen die Kulturkampfeignisse der siebziger Jahre, die ihren Ausdruck fanden in der bürokratischen Gewaltpolitik des preussischen Kultusministers *Falk*, welche ungeschickt und eher staatsgefährlich als förderlich gewesen ist. Im anhaltenden Siegesrausch nach dem deutsch-französischen Kriege 1870/71 begann ein Sturm gegen den „Ultramontanismus“. 1871 kam das berüchtigte „*Maulkorbgesetz*“, das den Geistlichen den Mund verbinden sollte, damit sie sich nie unterstehen könnten, „die Angelegenheiten des Staates zum Gegenstand einer Verkündigung oder Erörterung auf der Kanzel“ zu machen. 1873 folgten in Preußen die sogenannten „*Maigesetze*“, 1874 das „*Expatriierungsgesetz*“ und 1875 das „*Brotkorbgesetz*“. Die Gewalt sollte regieren, das katholische Volksleben sollte zermürbt werden.

Pfarrer Johannes Braun war einer der markanten Priestergestalten, die sich ihrer großen Verantwortung in der düsteren Zeit immer bewußt waren. Merkwürdigerweise blieb er lange unbehelligt. In der Zeit zwischen Anfang Mai 1875 und Februar 1876 wurde er nicht weniger als achtmal zu Geldstrafen verurteilt. Den beiden letzten Verurteilungen entging er durch seine Flucht ins Luxemburgische, wo er neun Jahre lang Rektor in Bettembourg war.

Peter Wust schildert in „*Gestalten und Gedanken*“ die urgewachsene Geradheit des Wesens von Pfarrer Braun in der für die deutschen Katholiken so bedrückenden Zeit, wie er in den Dörfern des Hochwaldes aufgetreten und die Bauern gegen die unklugen und ungerechten Maßnahmen der Maigesetze scharfgemacht habe. Wust kannte die herbe Natur, das cholerische Temperament Brauns und schreibt darum: „Kein Wunder also, wenn man damals besonders eifrig auf diesen widerspenstigen und kämpferischen Mann ein wachsames Auge gerichtet hatte“. Niemals habe Braun die Schmach und Schande der schweren Exilszeit in Luxembourg vergessen können.

„*Niemals hat er es vermocht, den Stachel dieses bitteren Erlebnisses aus seinem Herzen zu reißen. Er hatte sich als eine Kämpfernatur für seine Überzeugung geopfert, und dieses Märtyrertum für die katholische Idee hatte seinen an sich schon etwas harten Charakter noch härter und unnachgiebiger gemacht. Aus allen seinen Predigten klang immer etwas von der Erinnerung an den heroischen Idealismus der Exilsjahre heraus. Wenn er bei der Sonntagspredigt auf diese Dinge zu sprechen kam, dann leuchteten seine Augen wie flammende Blitze, seine Stimme zitterte, seine Lippen zuckten in äußerster Erregung, und es geschah mehr als einmal, daß er die Mundwinkel krampfhaft zusammenzog, um sich der aufsteigenden Tränen zu erwehren. In solchen Augenblicken merkte*

man erst, *welch ein weiches Gemüt in der nach außen hin so rauhen Schale dieses Charakters verborgen war. Für uns Kinder, die wir doch die Zusammenhänge dessen, was hier mit hereinspielte, nicht kannten und auch in der Schule nicht kennenlernten, waren solche Predigten zugleich tief eindrucksvoll und rätselhaft.*“

1884 kam Braun in seine Pfarrei Pluwig zurück. In Krettnach (Kreis Saarburg) wurde er 1886 zunächst Hilfsgeistlicher und dann Pfarrer. Am 1. Juli 1890 folgte die Ernennung zum Pfarrer in Wahlen (Amt Losheim, Kreis Merzig).



Pfarrer Johannes Braun
Photo um 1890



Das Pfarrhaus in Wahlen

Damit war die Zeit herangekommen, in der der alternde Pfarrer im Filialort Rissenthal das Kind Peter Wust entdeckte, dem er das höhere Studium ermöglichen wollte und den ersten Lateinunterricht gab. Wust widmet fünfzehn Druckseiten seines Lebensrückblicks den Erlebnissen im Pfarrhause zu Wahlen, die er wie folgt beschließt:

Im ganzen war dieser eineinhalbjährige Aufenthalt im Pfarrhaus von Wahlen, wie man aus meinen Darlegungen ersehen kann, ein unausschöpflicher Born von Belehrungen, Erfahrungen und kindlichen Freuden aller Art. Und die echt katholische Atmosphäre dieser friedlichen, heiteren und reinen Welt ist sicherlich auch einer der entscheidenden Faktoren gewesen, die mich später einmal, nach langen Jahren des Fernseins vom Glauben, schließlich wieder zurückführten in den Schoß der heiligen Mutter, der Kirche.“

Als Wust 1907 in Trier sein Abiturientenexamen ablegte, war Johannes Braun schon zwei Jahre lang Pfarrer in Wassenach (Amt Burgbrohl). Der alte Pfarrer wußte wohl von dem irren Weg seines ehemaligen Schützlings und jungen Freundes in die Rätsel des Lebens. Wust vergaß aber seinen „lieben Pfarrer Braun“ nicht. In seinem Lebensrückblick faßt er noch einmal seinen Dank zusammen und schildert, wie er nach glücklich bestandem philologischen Examen die

große Freitreppe der Universität Straßburg hinunterstieg, sich seines alten Lateinlehrers erinnerte:

„An jenem Abend des 22. Juli 1910 dachte ich lebhaft an das riesengroße Kreuzzeichen des alten Pfarrers Braun von jenem Junimorgen des Jahres 1898 beim Beginn der ersten Lateinstunde. An jenem Abend in Straßburg überschlug ich im Geiste noch einmal alles, was sich in diesen zwölf langen Jahren meines Lebens ereignet hatte. Ein heißes Dankgefühl gegen Gott erfüllt mich aber in diesem Augenblick, wo ich dieses alles niederschreibe, und zugleich auch ein tiefes Dankgefühl gegen den Mann, den ich heute als den größten Wohltäter meines Lebens betrachten muß. Und ein stilles Gebet drängt sich mir in diesem Augenblick auf die Lippen, daß Gott seine Priesterseele, die nun schon seit vielen Jahren heimgegangen ist ins ewige Vaterhaus, ruhen lassen möge in Frieden.“

Johannes Braun emeritierte am 1. November 1918 und ließ sich in seiner Vaterstadt St. Wendel nieder. Ich kannte diesen greisen Priester, der bis zu seinem Tode hier in der Kelsweilerstraße wohnte. Seine ehrwürdige Gestalt, die mir oft begegnete, lernte ich mit einer sonderbar schnellen Liebe schätzen. Allmorgendlich ging der nun gebeugte alte Herr, mit weitem Mantel und Pelzmütze bekleidet, zur Kirche des heiligen Hirten Wendelin, um dort das heilige Meßopfer darzubringen. Gar oft wird er es in diesen seinen letzten Lebenstagen noch mit Bitternis empfunden haben, daß sein „lieber junger Freund und Schützling“ einen irren Weg in die Rätsel des Lebens gegangen war, sein „Pfarrkind in absentia“. Oder hat der alte gebeugte Mann in den letzten Monaten seines fünfundsiebzigjährigen Lebens von Peter Wust selber es doch noch erfahren, daß eine ernste Aussprache mit dem protestantischen Theologen Ernst Troeltsch am 4. Oktober 1918 die Gnade den Schützling angerührt hatte, die nun nicht mehr zu wirken aufhörte?



Als ich den alten geistlichen Herrn im schüttereren Greisenhaar zum letzten Male sah, kam er aus der Kirche. Langsam ging er im Schein der Morgensonne nach Hause, es war nicht lange vor seinem Heimgang in die Ewigkeit. Sein Grabstein auf dem Friedhof in St. Wendel vermerkt den Todestag: 25. August 1919.

Grabstätte des Pfarrers Braun
auf dem Friedhof in St. Wendel

Anmerkungen:

¹⁾ Die Schwester Margaretha des Pfarrers Braun, geb. 3. 4. 1841, heiratete am 17. 1. 1865 den Schreiner Johann Riotte in St. Wendel. Deren drei Kinder waren:

Johann Peter, geb. 20. 12. 1865 in Alsfassen, starb 1930 als Pfarrer und Definitor in Krufft; Gertrud, geb. 11. 3. 1868, trat in das Kloster der Vinzentinerinnen zu Metz ein; Karl, geb. 30. 7. 1876 in Metz, wohin die Familie nach dem Krlge 1870/71 verzogen war. Wust erzählt in „Gestalten und Gedanken“ von diesem Schwestersonn des Pfarrers Braun, der sich auf den Priesterberuf für die Missionen vorbereitete und in den Ferien oft den Onkel in Wahlen besuchte: „... er hatte gar nichts von der Strenge seines Onkels an sich. Sein Kopf war immer voll von den tollsten Studententreichen, die ihn natürlich in den Ferientagen zum erheiternden Mittelpunkt des Hauses machten. - ... allmählich hatte ich mich so sehr an diesen jungen, immer heiteren Missionar gewöhnt, daß ich ein quälendes Heimweh nach ihm empfand, wenn er nach Abschluß der Sommerferien wieder zu seinen Studien nach Steyl zurückgekehrt war.“
Pater Karl Riotte starb am 5. 7. 1952. Seine Grabstätte befindet sich auf dem Friedhofe des Missionshauses in St. Wendel.

*) Verurteilungen Brauns: 11. 5. 1875; 29. 9. 1875; 5. 11. 1875; 21. 12. 1875; 28. 1. 1876; 3. 2. 1876; 11. 2. 1876; 18. 2. 1876.

Quellen und Literatur:

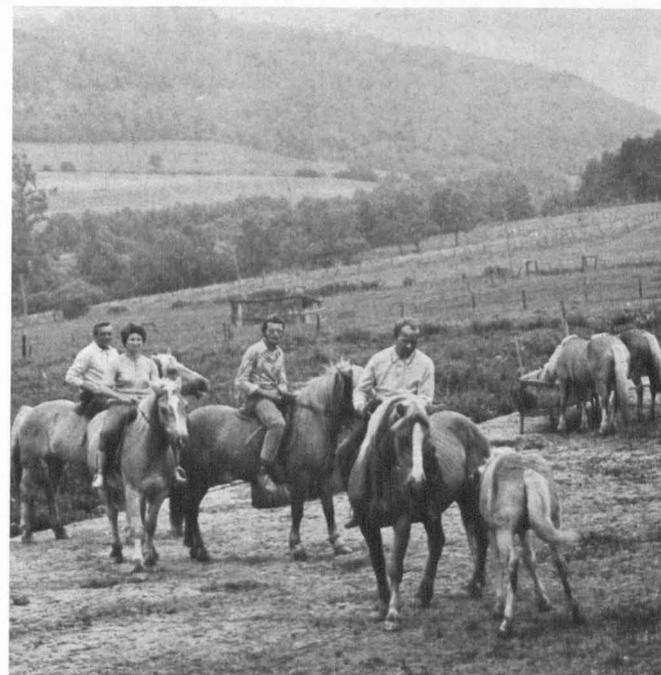
Städt. Archiv St. Wendel Abt. C Nr. 4/34
Städt. Archiv St. Wendel: Familienblätter
Freundl. Auskünfte des Bistums-Archivs zu Trier
Wust Peter: Gestalten und Gedanken / Rückblick auf mein Leben - München, 1950 - 4. Aufl.
Pfleger Karl: Dialog mit Peter Wust - F. H. Kerle, Heidelberg -
Pfleger Karl: Peter Wust, ein großer Sohn des Saarlandes - Saarheimat, Heft 8/9, 1960 -
Angelloz Joseph-Francois: Unveröffentl. Briefe Peter Wust's an Charles du Bos - Saarbr. Hefte, Nr. 3/1956
Kammer Karl: Trierer Kulturkampfpriester - Trier, 1926 -
Thomas Alois: Der Weltklerus der Diözese Trier seit 1800 - Trier, 1941, Seite 65 -
Handbuch des Bistums Trier, 20. Ausgabe - Trier, 1952 -
Schmitt Hans Klaus: Zwei St. Wendeler am Lebensweg des Philosophen Peter Wust - Heimatbuch des Kreises St. Wendel, 1957/58 -



*Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
doch keins von allen kann dich schildern,
wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
seitdem mir wie ein Traum verweht,
und ein unnennbar süßer Himmel
mir ewig im Gemüte steht.*

Friedrich von Hardenberg (Novalis)
1772 - 1801

Madonna in der Dorfkirche zu Kastel



Ferien auf dem Bauernhof

Der Johanneshof bei Oberkirchen

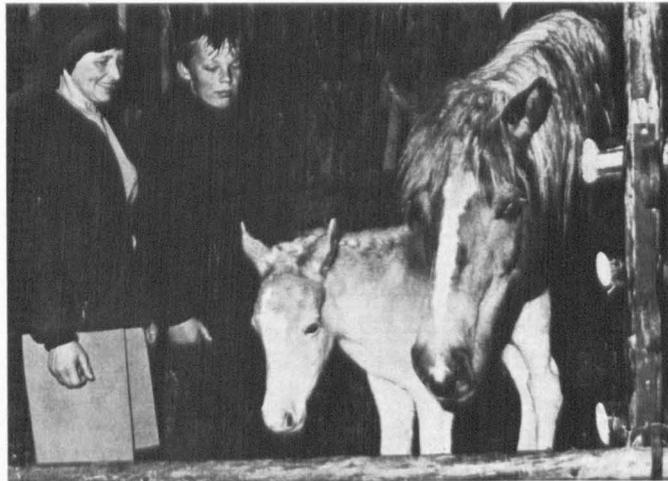
Am östlichen Hang des 595 m hohen Füsselberges ist vor mehreren Jahren in landschaftlich bezaubernder Lage mit einem weiten Blick über das reizvolle Land ein Neusiedlerhof entstanden.

Dieser als „Johanneshof“ bezeichnete Neusiedlerhof zwischen Füsselberg und Weiselberg ist bislang das einzige bäuerliche Anwesen im Kreis St. Wendel, wo sich „Ferien auf dem Bauernhof!“ erleben lassen. Unsere Bilder können freilich nur Kernstücke zeigen. Soviel ein Gast an Interesse mitbringt, soviel mag er davon zu greifen. Erholung und Besinnung werden hier auf ihre Rechnung kommen.

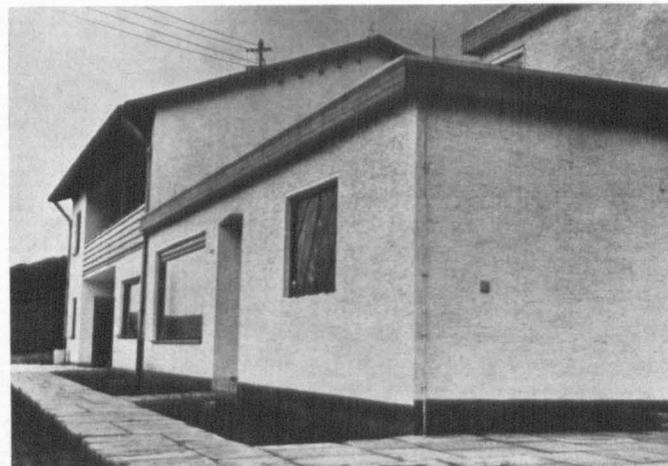
Neben dem bisherigen Wohntrakt ist ein geräumiger Seitenbau für Erholungsgäste entstanden. Der Landwirt Alois Seibert hat darin eine Pension mit 5 Doppel- und 3 Einbettzimmern eingerichtet, die in den wenigen Jahren ihres Bestehens gut genutzt worden sind und nun auch im Winter nicht leer stehen werden. Die Gäste finden einen nicht geahnten Komfort und können vom eigenen Balkon aus die reizvolle Landschaft des Weiselberges und des Oberlaufs der Oster genießen. Im Gästehaus finden sie neben einer geräumigen Halle, welche mit viel Eleganz und Geschmack ausgestattet ist, auch eine gemütliche Kaminecke, eine Hausbibliothek für viele Interessen und auch einen Sportraum. Etwa 100 m bergabwärts liegen die Vieh- und Pferdeställe, die den Erholungssuchenden Gelegenheit bieten, einen Bauernhof kennen zu lernen. Auf die Milchwirtschaft spezialisiert pflegt und umorgt der Landwirt Seibert mit seinen Familienangehörigen den 64 Hektar großen Besitz, wovon 40 ha nur Weide- und Wiesenland sind. Zur Zeit sind mehr als 100 Stück Rindvieh vorhanden. Der Gast wird erkennen, daß der Johanneshof ein modernes Beispiel dafür ist,



Der Johanneshof
Über die Eisenbahn-
brücke im Hintergrund
fährt seit langem schon
kein Zug mehr

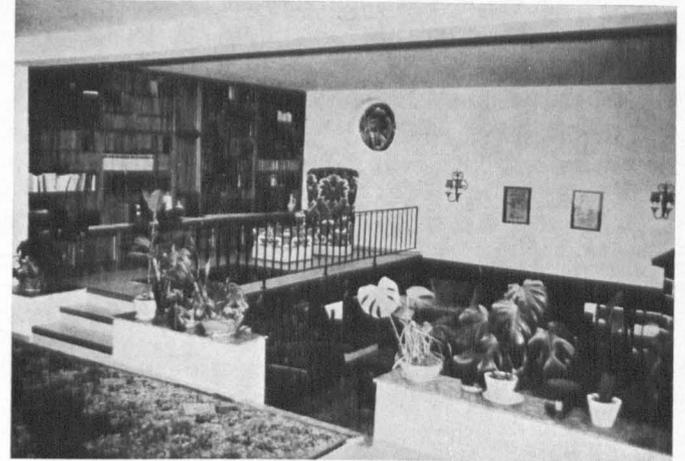


Frau Seibert und einer
ihrer Söhne betrachten
sich das einen Tag alte
Fohlen



Teil des Gästehauses

Teil des mit viel Eleganz
und Geschmack
ausgestatteten Aufent-
haltsraumes.
Im Hintergrund links
die Hausbibliothek



Blick in den Speiseraum



Gemütliche Kaminecke

wie sich ein landwirtschaftlicher Betrieb und Fremdenverkehr glücklich vereinen können. Nicht zuletzt kann man auch hier dem Reitsport frönen. Zur Zeit stehen 10 Reitpferde der Haflinger-Rasse zur Verfügung, die dem Wohle der Gäste und ihrer Abwechslung dienen.

Wie wir in wenigen Bildern zeigen können, haben die Gäste nicht nur die Möglichkeit zu reizvollen Fußwanderungen und Ausritten. Neuerdings ist im Freien beim Gästehaus ein geräumiges Badebecken und zudem für „Kneippianer“ ein Becken mit frischem Quellwasser zum Wassertreten angelegt. Tennisplatz, Schwimmbecken und Fischweiher sind geplant.

Hier oben ist eine Zuflucht aus dem Gedränge des Lebens, nirgends findet der Mensch so sicher und rasch zu sich selber zurück als in solch erhabener Natur. Aber wer erwartet es hier auch anders in solch reizvoller Landschaft? Ruhe geht aus von Wald und Weide, eine stille Heiterkeit erfüllt das Gelände zwischen Weiselberg und Füsselberg, grün von Gras und Laub, hell von Sonnenlicht und Vogelied.

All das gibt dem Johanneshof und seiner Umgebung die Fülle, das schöne Maß und eine ruhige Heiterkeit; darin liegt ein Zauber, der den Erholung suchenden Gast so wohltuend umfängt.

H K S

Wir pflügen und wir streuen

MATTHIAS CLAUDIUS

*Wir pflügen und wir streuen
Den Samen auf das Land,
Doch Wachstum und Gedeihen
Steht in des Himmels Hand:
Der tut mit leisem Wehen
Sich mild und heimlich auf
Und träuft, wenn heim wir gehen,
Wuchs und Gedeihen drauf
Alle gute Gabe
Kommt her von Gott, dem Herrn,
Drum dankt ihm, dankt
Und hofft auf ihn.*

*Er sendet Tau und Regen
Und Sonn- und Mondenschein
Und wickelt seinen Segen
Gar zart und künstlich ein
Und bringt ihn dann behende
In unser Feld und Brot:
Es geht durch unsere Hände,
Kommt aber her von Gott.
Alle gute Gabe
Kommt her von Gott dem Herrn,
Drum dankt ihm, dankt
Und hofft auf ihn.*

*Was nah ist und was ferne,
Von Gott kommt alles her,
Der Strohalm und die Sterne,
Das Sandkorn und das Meer.
Von ihm sind Büsch und Blätter
Und Korn und Obst, von ihm
Das schöne Frühlingswetter
Und Schnee und Ungestüm.
Alle gute Gabe,
Kommt her von Gott dem Herrn,
Drum dank ihm, dankt
Und hofft auf ihn.*

*Er läßt die Sonn aufgehen,
Er stellt des Mondes Lauf;
Er läßt die Winde wehen
Und tut die Wolken auf
Er schenkt uns soviel Freude,
Er macht uns frisch und rot;
Er gibt dem Viehe Weide
Und seinen Menschen Brot.
Alle gute Gabe
Kommt her von Gott dem Herrn,
Drum dankt ihm, dankt
Und hofft auf ihn.*

In Großmutter's Stübchen

Schaumberger Mundart

VON NIKOLAUS SCHÜTZ

Bei unseren bäuerlichen Großeltern beanspruchte die abendliche Fütter- und Melkzeit alle verfügbaren Hände. Das ungeduldige Vieh kannte und verlangte, jedes auf seine Art, gebieterisch seine Abendmahlzeit. Das Hornvieh rasselte nervös mit der „Biehn“ und verknuppelte sich gegenseitig die Köpfe, die Pferde klobten ungeduldig an die Bretterwand. Aus dem Saustall kam ohrenbetäubendes Quietschen, und die Geiß im engen Verschlag tat ihr Möglichstes, um sich in Erinnerung zu bringen. Da blieb kein Raum und keine Zeit für das junge Volk, das in der Stuf bei der Groß abgestellt blieb.

Es war nicht immer leicht und angenehm für die Greisin, die eigenwilligen Buben niederzuhalten und die wibbeligen Mädchen zu beschäftigen. Wenn aber die Groß als letztes und wirksamstes Abwehrmittel ein Stickleje aus ihrem reichen Märchenschatz in Aussicht stellte, gab es Ruhe und Frieden im Hinblick auf die bevorstehende Feierstunde. Die Großmutter hockte im bequemen „Fodäl“, das Jüngste auf dem „Gehre“, die Mädchen rückten das „Stielje“ bei, und die Buben hockten erwartungsvoll auf der Bettbank in der Reihe. Der maulfertige Perer kommandierte gebieterisch: „Itze ruhig. Groß fängt ann!“ „D es schon ärig lang her, wie user liever Heiland noch off de Welt erem gang es, do wor er emol ä ganzer Dag unnerwägs. Wie wor er do so mied on hongrig on lärig. Geh emol äner ä ganze Daag met de bloße Fieß off de rubbelije Wää, onn neischt em Leiw! Et wor schon ball dauschter, on er hott noch kä Unner gehaat for die Naacht. Do harrer ganz dohinne ä groß, schwär Haus gesiehn, on of der anner Seit harr e ganz armselig Leetsch gestann. 'De schaffsch dich ämol do henne nause, do wärre se mich jo iwwer Naacht behalle.' Wie er an däm scheene Haus angeglobbt hat, hatts ä ganze Sturm gedauert, on kä Minsch hat sich gemuckst. Wie er ä besje härter gekloppt hat, do eß unne ä Finschter offgereß wor, on ä dicker Mann hat wiedije Aue gemacht on gegesch: ‚Warr eß loß – wat wellsche elo?‘ Wie der Heiland sei Anleijes vorbraacht hott, schrait er eronner: ‚Mir hann kä Platz. Mir hann et Haus voll Frucht leije, on die Kenner hann die Reddele‘ on harr et Finschter zugeschlah. Do harrer gestann wie ä Kend vorm Dreck on hat net gewoscht, wohin on enaus. ‚Do moß ich mol dodriwwe froe, et bleiw ma jo neischt annerscht iwrig.‘ – Dat Hettche hat ausgesiehn wie de Stall von Bethlehem, nor an der Sait wor noch ä Gäsestälje. Kaum horra ganz verschäkt an die Dier gekloppt, do eß schonn die Schlempe hochgang, on der Mann hat de frehme Beddelmann erenngelohlt. ‚Allemohl kennt Dir die Naacht bei us bleiwe‘, hara gesaat on hat dem Verrer ä Stuhl angeboot. Die Fraau har em noch ä Tass heiß Geißmilch dehingestellt on ä Stick Blechbrot. Dat harr em richtig guttgedohn, on er hat sich noemo erkowwert. Er moscht sich aach en ihr Strohsack-Bett läe, se han et net annerscht gedohn. Wie harrer so mollig en der Kaul geläh, on wie er emol durch die Rido gespetzt hat, do horre sich die Zwai aus er Schitt Stroh ä Baljasch off de Borrem gemacht on han sich gequeelt. De annere Morje hat er noch ä errede Teller voll Mählsopp gritt, on do wor er nochemal off de Bahn.

„Merci aach for alles“, harr er sich bedankt. Awwer en der Dier harr er sich noch emol eremgedröhnt on hat gesaat: „Heere emol, Dir liewe Leit, Ihr dirfe auch drei Sache winsche, dat griehn da.“ „Ooch“, hot der Mann gemennt, „wat solle mir us dann noch winsche, mir hann jo alles, wat ma brauche. Wemma nore gesond bleiwe, on daß ma emol en de Himmel komme, hat die Fraau noch gewollt.“ Sonscht han se neischt meh gewoscht. „Ja“, hat der liewe Heiland gefroot, „welle Dir dann net aus dem Iwweldran erauskomme on ä orndlich Haus hann?“ „Ma-joo, wenn der dann net annerscht welle, dann soll et uus aach recht senn“. Off ämol wor et ihne ganz dirmelig on schwarz vor de Aaue, on wie se noch emol bei sich wore, steht do ä allmächtig groß Haus: doppelt Wohnung met Scheier on Stall on emä große Grasgaarte met vill Quetschbäm drenn. „Adschee“, hat der Wannerschmann noch zereck geruft on hat de Wäg unner die Fieß gehollt.

De selwe Morje hat der Noober et Finschter offgemacht on wollt noem Werrer lue. Wie er dat groß Haus gesiehn hat, do senn em die Aaue vor de Kopp komm. „Krieh die Kränk! Wat eß dat lo? Gret!, harrer geschrait, „komm mol dabber lo her.“ Die eß met gleiche Fieß aus em Bett gesprong on aant Finschter geschlurbst. Do hann se gestann wie die Hinkele, wenn et dimmelt! „Spreng emol eriwer, laaf wie de bischt on horch emol, wat lo bassiert eß.“ Ä Sturm droff eß et Gret zereckkomm, harr ä Gesicht gemacht wie ä wierig Gluck on hat schon von Weirem geschrait: „Ich kennt da zwesche die Hoore schlahn, elo haschde ebbes Scheenes fertigbraacht. Dau hascht dä Mann gischtromend net iwer Naacht gehall, itze könnte ma aach drei Wunsch hann. Laaf em no, dommel dich.“

De Bauer hott de liewe Heiland fix engehollt. „Ei gurre Morje Verrer“, harr er em scheinhälüg die Zeit geboot. „Gelt, Dir han gischer welle bei us iwwer Nacht bleiwe? Mir hann jo Platz die Mass on härren et gääre gemacht, do eß et Wort se vill. Em Gret hätts Spaß gemacht...“ Der Heiland eß em do en die Redd gefall: „Et eß schon gutt.“ „Jä, dreckts de Bauer do erem, „könnte mir net aach drei Wunsch grien?“ De Heiland harr en schrägs aange guckt on hat gefläßt. „Et soll ma recht senn“, on eß gang. – Off em Hämweg hat de Bauer hin on her simeliert, vor ebbes ganz Apartes aussecknechele. Off et Pärdd harr er kä Aau me gehaat, on de Zaam hat eronnergeschmeß. „Dätschde nore de Hals breche“, hat doo de Bauer geflucht. Do sackt et Pärdd sesamme on leit em Schoose-Grawe. Noch ämol harr et met de Bän geschtrawwelt, on dann harr et kä Oora meh genn. „Ich kennt ma jo selwer off et Maul schlahn“, awer et wor geschied: äner von dä drei Wunsch hot dem Fanni et Läwe koscht. Merem Sarrel om Bockel on däm Zaam em Arm hänke eß er off häm losgeschrangelt. De Schwäß eß em ausgang bei der kriminalig Hetz, on de Sarrel hat off em geläh wie ä Berg. Wie er so iwwer de Wäg schlappst, kaicht on schwetzt, harren de Deiwel verführt, annt Gret se denke. Dat wor et jo schold onn huckt gemiedlich dehäm, drengt sei Schigori met Käschmer on Lacksem on waart, bis eich die drei Wunsch hämbrenge soll. „Ät dät jo besser offm Sarrel setze on käm nemmeh eronner, wie eich eloo segronnd gehn.“ Er hott noch net ferdig gedaacht – fort wor de Sarrel wie fortgebloost. Die Grissele sen em ausgang, on die Dodesangst harr en hämgejäh. –

Wie er offd Haus zukomm eß, heert er schon et Gret wingse on kräsche. Et hat aach all Ursach gehaad. Do hats om Sarrel gehuckt, wie de Aff om Schleifstän on konnt nemme eronner. All scheene Name, die et gewoscht hat, on et

hat ä ganz Massion gewoscht, hat se ihrem Mann an de Kopp geschmeß, wie er erenn komm eß. „Gret“, harra aanem gedesch, „bleiw hucke, de krischt alles, wat de nore wellscht, ich hann jo noch ä Wunsch iwrig.“ „Dau met deine Wunsch, eich hann nore äner: eronner lo von däm harte Sarrel, ich benn et grad satt.“ „Gretche“, harr er noch emol aangefang, do hat’s em et Wort abgeschniet, eraus met dem drette Wunsch, Dau hascht genuch verbrutschelt met dä zwai annere.“ Wat eß äm do noch iwrig bliew, als klän beisegenn on et Gret noch emol off die Bän se schaffe. – So geht’s de gurre Leit – on so de Gnatschäck, die net voll werre!“

Der Perer macht sich zum Sprecher der andächtigen Zuhörer: „Datt wor däm Molles ganz recht!“ Die Spannung verebbte in dem landläufigen Kinder-Reim: „Et Stickelje eß aus, dohenne läft die Maus.“

Wie hat das Gott so schön bedacht

VOLKSWEISE

*Wie hat das Gott so schön bedacht,
daß er die Wanderburschen macht;
denn wenn kein Wanderbursche wär,
wo käm das liebe Wandern her?*

*So manche Täler, manche Höhn,
sie blieben still und ungesehn!
So mancher schöne grüne Wald
würd ungesehen groß und alt.*

*So manches liebe Gläschen Wein,
mußt da so ungetrunken sein,
so mancher Mund, der kußlich ist,
blieb da – ach Gott – so ungeküßt! –*

*Als unten ich im Tale ging,
da pocht’s ans Fensterlein: kling, kling!
Ein holdes Mädchen schaut heraus,
das sah so lieb, so freundlich aus.*

*Das liebe Mädchenangesicht
vergeß ich nun und nimmer nicht,
das füllt mein armes Herz mit Weh,
so lang – bis ich ein andres seh!*

*Drum hat das Gott so schön bedacht,
daß er die Wanderburschen macht,
denn wenn kein Wanderbursche wär,
wo käm das liebe Wandern her?*

Kriegsgeschehen 1870 in unserer Heimat

VON NIKOLAUS SCHÜTZ

Das Ende des Dreißigjährigen Krieges sah unsere Bliesheimat ausgeblutet an der verkohlten Erde liegen; Grabesstille stand über der menscheleeren Wüstenei. Wohl hatten die Glocken von Münster und Osnabrück den langersehnten Frieden versprochen, aber in unserer Saarheimat war die Kriegsfackel noch nicht erloschen, unter der Asche glimmte sie tückisch weiter, um sich nach kurzen Atempausen immer wieder zu neuer, verheerender Glut zu entfachen. Frankreichs Kriegszug in die Pfalz ließ kaum geschlossene Wunden von neuem aufbrechen. Der Streit um die spanische, polnische und österreichische Erbfolge, der das 18. Jahrhundert ausfüllte, warf wiederum schwere Schlagschatten auf unser armes Land. Die endlosen Durchzüge des siebenjährigen Krieges sogten unseren Dörfern das letzte Restchen Mark aus den Knochen. Die Revolutionszeit, die napoleonischen Kriege im Verein mit den anschließenden sogenannten Befreiungskriegen trieben den ausgemergelten Urgroßvater zur Verzweiflung, daß er Haus und Hof im Stiche ließ und in die Geborgenheit der Wälder und Brüche flüchtete.

Unser Großvater erlebte den Aufmarsch der deutschen Armeen, der in den letzten Julitagen 1870 unsere Bliesheimat mit Unrast und Kriegslärm erfüllte. Bis zum Weltkrieg blieb „70“ bei unseren Großeltern der Inbegriff des gigantischen Weltgeschehens, dessen Anfangsphase sie so wirklichkeitsnah miterlebten. In den glutheißen Julitagen des Jahres 1870 lag unsere Heimat in banger Sorge und quälender Ungewißheit. Über der nahen Grenze stand dunkel und drohend eine Wetterwand, der Krieg mit Frankreich wartete auf den zündenden Funken. In aller Eile wurde die Ernte eingebracht, denn schon peitschten Schüsse von hüben und drüben und betonten den Ernst der Lage.

Seit Tagen schon waren die wehrpflichtigen Männer fort, schwarz, wie sie aus der Grube kamen, rußig, wie sie auf der Hütte standen, waren sie in offenen Güterwagen nach der Sammelstelle in Engers am Rhein abtransportiert worden. Der bescheidene Grenzschutz bemühte sich indessen, Grenzübertritte zu verhüten und den eigenen Aufmarsch zu verschleiern. Sehnsüchtige Blicke fielen nach Osten, von wo man die „Preußen“ erwartete, die vom Rhein her in Gewaltmärschen der Grenze zuhasteten. In den Schulen und Stuben saßen die Frauen und Mädchen beim „Charpie“-Zupfen, das man damals zur Wundbehandlung verwandte. Auf der „Howe“ hatten sich die Tholeyer Kirchenbesucher versammelt, als bekannt wurde, daß vom Wareswald her Truppen zu erwarten seien. Da wurden auch schon an der dicken Buche an der Waldecke stolze Reiter in funkelnden Rüstungen sichtbar, die mannhaft und siegessicher antrabten. Fast gab es Streit unter den Bewohnern, wer die wichtigen Kürassiere ins Quartier nehmen durfte, man riß sich um die bärtigen Kurmärker, um ihnen die Strapazen der letzten Wochen zu vergelten (bei Marls-la-Tour fanden die meisten ein frühes Grab).

In diesen Tagen zog auch ein greiser Haudegen in Tholey ein, der Führer der 1. Armee, General v. Steinmetz, und nahm im Hause Bähr in der Oberstraße

Quartier. Unter seiner Aufsicht vollzog sich in diesen Tagen der Aufmarsch der 1. Armee. Dem Generalstab war noch der Admiral Prinz Adalbert von Preußen zugeteilt, der im Hause Jakob am Marktplatz abgestiegen war, sowie Prinz Felix Solm, der mit seiner Gemahlin Agnes Le Clerk, der Tochter eines amerikanischen Obersten, in der Gerberei Boos wohnte. – Die 15. Division des 8. Armeekorps lag in Tholey und der nächsten Umgebung, während die 16. Division schon etwas weiter vorgezogen in Ottweiler, Mainzweiler und Remmesweiler untergebracht war. Etwas rückwärts gestaffelt stand die 3. Kavallerie-Division in Oberthal und Bliesen. Die Korps-Artillerie des 8. Armeekorps war im Dirminger Tal bei Eppelborn vorgeschoben. Weiter östlich wartete das hannoversche Korps in der Kuseler Ecke auf den endgültigen Anschluß. Später stieß nach das 1. ostpreussische Korps zur 1. Armee, dessen beide Divisionen von Birkenfeld und Kaiserslautern her in die Sammelecke Tholey – St. Wendel – Nohfelden vorstießen. Zur gleichen Zeit vollzog sich im Raume Neunkirchen – Zweibrücken der Aufmarsch der 2. Armee, deren Befehlshaber, Prinz Friedrich Karl von Preußen, sein Hauptquartier in Winnweiler aufgeschlagen hatte. Inzwischen hatte das Gedränge in diesem relativ engen Raum nahezu beängstigende Formen angenommen. Besonders war St. Wendel überlastet, und es bestand dort die Gefahr ernster, schwerwiegender Verwicklungen. Da war vor allem das hannoversche Infanterie-Regiment Nr. 77, der 1. Armee zugehörig, das in dem Bereich der 2. Armee eingeklemt war und dessen Bewegungsfreiheit fühlbar behinderte. Die Straße St. Wendel – Ottweiler war durch die 77er verstopft, ohne daß man einen Ausweg aus dieser Sackgasse finden konnte. Auf die dringenden Vorstellungen des Stabes der 2. Armee kam am 5. August vom Grafen von Moltke die telegraphische Anweisung an General Steinmetz, die Straße St. Wendel – Ottweiler unter allen Umständen für die 2. Armee freizumachen. In den späten Abendstunden des 5. August fand im Eßzimmer des Hauses Jakob in Tholey ein Kriegsrat statt, der die verwickelte Lage entwirren sollte. Zu dieser wichtigen Beratung war auch General von Alvensleben von St. Wendel herübergekommen. Auch Fürst Solm nahm an der Besprechung teil (er fiel in der Schlacht bei Gravelotte). Die Nähe der Grenze ließ dem General die alleräußerste Vorsicht vor Spionen geboten erscheinen. Deshalb waren alle Fenster des Hauses hell erleuchtet, Treppen und Gänge durch Posten besetzt und das Haus umstellt. Unter der Petroleumlampe beugten sich ernste Gesichter über den Kartentisch, um die Befehle des Oberkommandos für den vorliegenden Fall zu realisieren. Das Ergebnis dieser folgenschweren Entscheidung trugen Meldereiter noch in der Nacht zu den Standorten der einzelnen Formationen. General Steinmetz fand keinen anderen Ausweg, sich des leidigen Druckes zu entledigen; er befahl für den 6. August den Vormarsch der 1. Armee nach der Saar zu.

Um vier Uhr früh wurden die Truppen alarmiert, und der Vormarsch begann. Dieses Ausweichen nach vorn, einer verkehrstechnischen Notlage entsprungen, brachte die Fühlung mit den Franzosen und verursachte die Spicherschlacht, die von beiden Seiten nicht gewollt war. Somit bedeutete dieses erste Treffen an der Grenze eine Kampfhandlung ohne Planung, ohne Ziel und einheitliche Führung, eine Balgerei großen Stils. Das Weltgeschehen wurde wieder einmal wie schon so oft, von lächerlichen Kleinigkeiten beeinflußt und in ungewollte Bahnen gelenkt. Der neckische Zufall hatte erneut in die Speichen des Weltgetriebes eingegriffen. Oder schien es nur, als sei die plötzliche Wendung zufällig? Oder bangte der alte Feuerkopf und Blücherverehrer General v. Steinmetz

um den Ruhm, um jeden Preis der Erste am Feind zu sein? Der deutsche Generalstabsplan dachte nicht an Spichern, sondern hatte eine Verteidigungslinie am Schaumberg vorgesehen. Aus diesem Gesichtswinkel heraus bekommen die zahlreichen Manöver, die pünktlich alle zwei Jahre in der Tholeyer Gegend stattfanden, eine besonders betonte Note. – Daneben interessiert die viel diskutierte Frage: Aus welchen Gründen gingen die Franzosen, die doch seit Tagen an der Grenze standen, nicht über die Saar hinaus? Das muß um so mehr verwundern, als der Aufmarsch der 1. Armee noch keineswegs beendet war. Nachträglich ist dann bekanntgeworden, daß der Gegner das 8. Armeekorps kampfbereit am Schaumberg wähnte. Oder sollte etwas von dem deutschen Plan durchgesickert gewesen sein, wonach man den Gegner am Schaumberg und der Birkenfelder Gegend erwartete(um keinen Zielpunkt zu geben, war die Schaumberg-Ruine schon gesprengt). Dieser für die Franzosen verhängnisvolle Irrtum im Verein mit einem diesmal glücklichen Zufall bewahrte unsere Saarheimat vor einem tragischen Schicksal.

In diesem Zusammenhang dürfte es von allgemeinem Interesse sein, welche Opfer der Krieg 1870/71 im Kreisgebiet gefordert hat. Die Abkürzungen in folgender Aufstellung bedeuten: l.v. = leicht verwundet, schw.v. = schwer verwundet. Füsilier-Regiment Nr. 40 vom 2. bis 6. August:

Füs. *Collet Jos., Mettnich*, schwer verwundet am Knie;
Unteroffz. *Marx Adam, Furschweiler*, tot.

Füs. *Richter Joh. Georg, Niederlinxweiler*, l. v. Finger;

Füs. *Kockler Franz Jos., St. Wendel*, vermißt;

Hornist *Schedler Jakob, Tholey*, l. v. Oberarm;

Füs. *Wilhelm Johann, Gronig*, schw. v. Kopf;

Stab der 14. Infanterie-Division:

Krankenträger *Hoffmann Jakob, Theley*, schw. v. Hüfte (am 8. September im Vereinslazarett in St. Wendel gestorben).

Infanterie-Regiment Nr. 30:

Geiger Michel, Urweiler, l. v. Stirn;

Biegel Johann, Bliesen, l. v., Bajonettstich durch die Wade;

Fuchs Joh., Urexweiler, l. v. Oberarm;

Stabler Nikolaus, Baltersweiler, tot, Kanonenkugel durch die Brust;

Becker Peter, Theley, schw. v. Hinterkopf;

Becker Georg, Oberlinxweiler, l. v. Hüfte;

Belagerung von Straßburg:

Füs. *Peter Nikolaus, Theley*, l. v. Granatsplitter Kopf;

Eingang von Epinal, 12. Oktober:

Pack Jakob, Breiten, l. v. Bajonettstich rechte Backe;

Monz Martin, Namborn, tot, Brustschuß;

Schuh Nikolaus, Tholey, l. v. Schrotschuß eines Zivilisten (Bein).

Chatillion, 22. Oktober:

Engel Andreas, Namborn, tot, Kopfschuß;

Musketier *Finkler, Hasborn*, l. v. Bein;

Trainsoldat *Schwingel, Oberlinxweiler*, l. v. (Sturz vom Pferde, von Patronenwagen überfahren);

Trainsoldat *Morsch Joh., Winterbach*, l. v. Nase, fiel Krep. einer Granate v. Pferd.

Gefangenentransport nach Hericourt:

Füs. *Steinmetz Nikolaus, Alsfassen* (beim Fallen in der Dunkelheit stieß er sich Bajonett durch Oberschenkel).

Chavanne, 18. Januar 71:

Füs. *Tholey Nikolaus, St. Wendel*, vermißt.

Garde-Grenadier-Regiment Nr. 4:

Gefreiter *Henkes Michael, Linden*, l. v. Hand;

Grenadier *Schneider Friedrich, Werschweiler*, verw. unbekannt;

Grenadier *Gierend Josef, Mettnich*, l. v.;

Grenadier *Hinsberger, Urexweiler*, l. v.;

Füs. *Kloos Peter, Urexweiler*, tot;

Füs. *Schwingel Georg, Oberlinxweiler*, ohne Angabe.

Garde Schützen-Bataillon, St. Privat:

Schütze *Obertreis Ludwig, Niederlinxweiler*, tot.

Feld-Art.-Regiment Nr. 8, Gorze, 16. Aug.:

Kan. *Scheidt Johann, Bergweiler*, l. v. Leib, Feldlaz. Gorze.

Kürassier-Regiment Nr. 8:

Kür. *Becker Peter, Mettnich-Mühlfeld*, schw. v., Schuß durch den Leib.

Husaren-Regiment Nr. 9, Gravelotte:

Husar *Schmitt Jakob, Oberkirchen*, schw. v. Rücken.

Soweit eine Aufstellung des Verfassers Nikolaus Schütz.

Die Schriftleitung fügt hier noch eine Liste der Gefallenen aus dem ehemaligen Kreisgebiet an. Die Namen ergeben sich aus den Tafeln vom früheren Kriegerdenkmal vor der evangel. Kirche in St. Wendel. Bedauerlicherweise kann nicht bei jedem Namen der Truppenteil angegeben werden, da die Texte der Denkmaltafeln unübersichtlich sind.

Jakob Schneider, Werschweiler

Johann Wilhelm, Gronig

Nikolaus Scheid, Imweiler

Martin Monz, Namborn

Füs. Regt. 40

Franz Ruppenthal, Ruschberg

Jakob Kohl, Erzweiler

Jakob Schug, Mambächel

Nikolaus Becker, Freisen

Johann Adam Bauer, Pfeffelbach

F. W. Maurer, Kefersheim

Franz Kockler, St. Wendel

Jakob Marx, Gudesweiler

Wendel Recktenwald, Marpingen

J. Bamberger, Nabbollenbach

W. Schulz, Werschweiler

70. Inf. Regt.

Ad. Werner, Niederalben

88. Inf. Regt.

J. Werle, Rückweiler

2. Gren. Regt.

Peter Alt, Buborn

Ad. Maurer, Wiesweiler

Joh. Caspari, St. Wendel

Peter Kloos, Urexweiler

Jakob Schneeberger, Sien

M. Thiel, Mambächel

8. Fest.-Art.-Regt.

Peter Bild, Alsfassen

8. Fest.-Art.-Regt.

E. Simon, Niederalben

8. Jäger-Bat.

Jakob Hoffmann, Theley

Jakob Burkholz, Imweiler

Peter Weiand, Winterbach

Nik. Stabler, Baltersweiler
 Jakob Junk, Namborn
 Jakob Schwenk, Breungenborn
 Karl Grimm, Baumholder
 H. Aulenbacher, Burglichtenberg
 Jak. Decker, Breitsesterhof
 Karl Kelling, Nahbollenbach
 Peter Diesinger, St. Wendel
 Jakob Ulrich, St. Wendel
 Stephan Meisberger, Marpingen
 Jakob Bender, Kirrweiler
 Jak. Zang, Nahbollenbach
 Joh. Hollinger, Freisen
 Inf Regt. 70

Johann Schmitt, Alsfassen
 2. Gren. Regt.
 V. Groß Mainzweiler
 Jakob Naumann, Namborn
 P. Bettinger, Haupersweiler
 2. Gren. Regt.
 Friedr. Schneider, Werschweiler
 Ph. Peter Jung, Buborn
 Wendel Vollmann, Urweiler
 M. Hab, Roschberg
 Phil. Kohl, Wiesweiler
 8. Jäger-Batl.
 Michel Volz, Mainzweiler

Ein untergegangener Handwerkszweig



Im Laufe der Zeit hat das Handwerk, namentlich im Zuge der industriellen Entwicklung manche Wandlung erfahren. Viele Handwerkszweige sind seltener geworden, sie starben nach und nach aus, weil sich ihre Arbeit vornehmlich durch das Vordringen der fabrikmäßigen Herstellung im Laufe der Zeit unwirtschaftlich gestaltete. An die Stelle der zurückgegangenen oder ganz ausgestorbenen Handwerkszweige sind jedoch neue handwerkliche Berufe getreten, so daß die Vielseitigkeit der handwerklichen Aufgaben dadurch kaum eine Einbuße erfahren hat. Bereits im Heimatbuch 1959/60 haben wir über die erheblichen Verschiebungen in den vergangenen hundert Jahren berichtet.

Ein Opfer des Vordringens der mechanisierten Herstellungsweise sind auch in

St. Wendel die Gerbereibetriebe. Ihre Zahl war in früherer Zeit bei uns recht beachtlich. Ihre Fabrikate verkauften sie zu einem großen Teil auf den St. Wendeler Märkten, denen für den Absatz an Leder noch im vorigen Jahrhundert eine große Bedeutung zukam. Die letzten Gerbhäuser sind vor etwa einem Jahrzehnt der Spitzhacke zum Opfer gefallen.

Unsere Zeichnung zeigt die nun verschwundenen Gerbhäuser am Todbach.

Eine Polizeiordnung der Stadt und des Amtes St. Wendel, anno 1608

Im Jahre 1608 erließ der damalige Amtmann von St. Wendel, Conrad von Soetern (1599 – 1623) verschiedene Verordnungen zur Regelung des öffentlichen Lebens in Stadt und Amt St. Wendel. Eine davon möge hier Platz finden und zwar die „Gemaine Polickey-Ordnung der Statt und Amt St. Wendalin der Kindtäuß, Hochzeiten und anderer Gesellschaften halb uffgericht Anno 1608“ welche insbesondere deswegen von Interesse sein dürfte, weil wir daraus einige damals herrschenden Sitten und Gebräuche bezw. Mißbräuche kennen lernen.

Die Schriftleitung

Die Kindtaufen anlangend

1) Wenn eine schwangere Weibsperson vor der Geburtszeit zum Nachtmahl geht, so soll, nicht wie bisher die Hebamme, sondern die Mutter der betreffenden, wenn eine solche aber nicht vorhanden, die älteste Nachbarin den Vorgang beim Opfer haben, darnach die Schwangere folgen und dann deren Verwandte und Nachbarinnen, welche man zur Geburt zu berufen gedenkt. Auch soll fernerhin kein Trinkgelage, noch eine weitere Zusammenkunft gehalten werden.

2) Sollen die Pathen und Pathinnen nicht mehr wie bisher durch die Hebammen hierzu angesprochen und gebeten werden, sondern durch den Vater des Kindes, oder in dessen Auftrag durch einen Freund oder Nachbarn.

3) Sobald das Kind geboren, sollen die Eltern desselben, wie es bisher Brauch war, eine Suppe, Käs, Brod und eine Maß Wein zum besten geben. Wollen die Weiber aber noch mehr Wein trinken, so sollen sie denselben unter einander selbst bezahlen.

4) Da es vielen Hausleuten, besonders aber der Kindbetterin selbst sehr beschwerlich fällt, an dem Taufstage Gesellschaft zu halten, so sollen in der Folge, sobald das Kind von der Taufe nach Hause gebracht wird, die Eltern den Weibern nicht mehr als eine Maaß Wein und für 2 alb Brod geben. Sollte man aber noch mehr trinken wollen, so soll dies außerhalb des Hauses der Wöchnerin, an einem andern Orte geschehen.

Pathe und Gothe sollen dann vorab jedes 1 Maaß Wein geben, was aber mehr getrunken wird, soll gemeinschaftlich bezahlt werden. – Vor übermäßigem, säuischem Trinken und gotteslästerlicher Schwelgerei bei diesen Gelegenheiten wird gewarnt.

5) Wenn nun die Zeit gekommen, wo die Kindbetterin wieder ausgehen kann, und das Kind bis dahin am Leben geblieben ist, so mag man, jeder nach seinem Stand und Vermögen, Kindtauf und Gesellschaft halten, mit gewöhnlicher Hausmannskost, ohne Gepräng und Überfluß, mit 2 oder 3 Gerichten. Es sollen nicht mehr Leute eingeladen werden als an einen doppelten Tisch gehen, und soll man nicht länger zusammen bleiben als bis es zur Vesper läutet. Der sehr kostspielige Mißbrauch die zweit- und drittvorige Gevattern einzuladen, wodurch der arme Hausmann beschwert und die Gesellschaft gemehrt wird, soll abgeschafft sein und bleiben. Die Eltern des Kindes haben die Kosten des Schmauses zu tragen, der Wein aber muß von den Gästen gemeinschaftlich bezahlt und die Eltern dürfen weiter nicht beschwert werden.



- 6) Wenn etwa ein armer Mann nicht im Stande wäre, einen ordentlichen Kindtauffschmaus anzurichten, so soll es am Tage des Ausgangs oder der Kindtaufe bei Käse, Brod und 1 oder höchstens 2 Maß Wein sein Bewenden haben.
- 7) Wenn das Kind vor Ausgang des Kindbettes sterben sollte, so soll Keiner mit weiteren Kosten der Kindtaufe beschwert werden oder Etwas zu geben schuldig sein.
- 8) Sollen die unnöthigen Beköstigungen mit Gevatterkirben und Gegengaben hiermit aufgehoben sein und bleiben. Was die Pathen schenken wollen, sollen sie in der Kirche, sobald das Kind getauft ist, verrichten. Der gemeine arme Mann soll 4 alb, der vermögende 10 höchstens 12 alb geben. Wenn aber ein Vermögende aus Freundschaft oder in Rücksicht der Armuth ein weiteres an Haussteuer dem Kinde oder der Kindbetterin verehren wollte, so soll ihm dieses freistehen.
- 9) Weil auch der gemeinen Kindbetterin, dem Gebrauche nach, allerhand verdrießliche und unnöthige Kosten und Beschwerden durch die Besuche der Gevatterinnen und Nachbarinnen während der Zeit des Kindbettes zu erwachsen pflegen, so sollen diese Besuche gänzlich abgeschafft sein und bleiben. Jedoch soll den Gothen und Verwandten der beliebige einzelne Besuch ohne Beköstigung und Getränk vorbehalten sein.

Die Hochzeiten betreffend:

So soll es also zu halten sein, daß hinfüro das Abholen der Morgensuppe sowohl am ersten als zweiten Tage ganz abgeschafft sein und an beiden Tagen kein Nacht-Imbiß, ausgenommen an Aufwärter und Fremde, gegeben werden

soll. Auch soll der Morgen-Imbiß zum längsten um 11 Uhr beginnen und nur bis zur Zeit des Vesperläutens währen, Wer aber von den Eingeladenen Morgensuppe zu genießen wünscht, soll im Schlage 8 Uhr in der Hochzeitsküche erscheinen und die gemeinschaftliche, für alle angerichtete Suppe genießen, wobei auf jeden Tisch eine Maß Wein gegeben werden soll.

Bei allen Hochzeiten soll übermäßiges Gepränge vermieden, und dieselben nicht zu kostspielig, sondern nach eines Jeden Stand gehalten werden, damit Keiner später den Schaden zu verschmerzen habe.

Besonders soll aber auch der große Mißbrauch des Hinlaufens der unberufenen Kinder, es sei bei Hochzeiten, Kindtaufen oder anderen Gesellschaften, wodurch die armen Leute sehr beschwert werden, indem ihnen durch diese Kinder, welche unaufhörlich ein und aus laufen, oft mehr entzogen, und weggetragen wird, als die eigentliche, geladene Gesellschaft verzehrt, bei Strafe eines halben Guldens für jedes Kind zum Vortheile der Armen im Hospital, abgeschafft sein und bleiben.

Der Büttel hat streng darüber zu wachen, die Strafen von den Übertretern dieser Vorschrift einzutreiben und den Hospitalmeistern abzuliefern.

Was die Strafen wegen Übertretung der andern oben angegebenen Verordnungen anbelangt, so sollen diese zur Hälfte aber ebenfalls den Armen im Hospital zu gute kommen.

Das Urtheil soll durch die Amtleute und die Gerichte erfolgen, auch die Taxe in jedem einzelnen Falle von diesen der Sachlage nach festgestellt werden.

Jägerruf und Blutgebell;
Hinter Kreuz und braunem Hügel
Blindet sacht der Weiherspiegel,
Schreit der Habicht hart und hell.

Über Stoppelfeld und Pfad
Banget ein schwarzes Schweigen;
Reiner Himmel in den Zweigen;
Nur der Bach rinnt still und stad.

Bald entgleitet Fisch und Wild.
Blaue Seele, dunkles Wandern
Schied uns bald von Lieben, Andern.
Abend wechselt Sinn und Bild.

Rechten Lebens Brot und Wein,
Gott in deine milden Hände
Legt der Mensch das dunkle Ende,
Alle Schuld und rote Pein.

GEORG TRAKL (1887-1914)





Teil des Ringwalles bei Otzenhausen

Zahlensprache des „Hunnenrings“

Wer einmal an einem schönen Sommertage den weltberühmten Ringwall bei Otzenhausen aufsucht, wird überwältigt sein von diesem großartigsten Bauwerk, das aus der vorrömischen Zeit im Trierer Land sich erhalten hat, einer Befestigungsanlage, deren zu Steinbergen und Felstrümmerhalden zusammengesunkene Mauern, von den technischen Fähigkeiten, aber auch von den Nöten der alten Treverer im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt, eindrucksvoll zu reden verstehen.

Dieser Ringwall ist 10 bis 12 m hoch und am Fuße über 40 m breit. Der gesamte Mauerzug beträgt 1360 m, und er umspannt eine Fläche von fast 20 Hektar. Die Masse der aufgetürmten Steine ist allein für den Hauptwall auf 152 472 Kubikmeter berechnet worden; und rechnen wir die Steinmengen des Vorwalles mit 75 910 Kubikmeter noch dazu, so erhalten wir hier eine Steinmenge von fast 230 000 Kubikmeter, welche fleißige Menschenhände zusammengetragen und aufgetürmt haben. – Wenn für den Bau eines modernen Einfamilienhauses 80 Kubikmeter Steine benötigt werden, könnte man aus den Steinen des Otzenhausener Ringwalles fast 3000 Eigenheime errichten. Das wäre eine Stadt von mindestens 15 000 Einwohnern.

Schreckensherrschaft am Schaumberg 1791/1792

VON NIKOLAUS SCHÜTZ

Im Ausgang des 18. Jahrhunderts sehen wir das Schaumberggebiet als neuerworbenes Oberamt von Pfalz-Zweibrücken, das im Jahre 1786 im Zuge der französischen Grenzregulierungen gegen zweibrückischen Besitz im Elsaß von Frankreich eingetauscht worden war. Nach der Übernahme (1787) begann Pfalz-Zweibrücken sofort mit der Realisierung eines großangelegten Reformplanes, der sein Hauptaugenmerk auf die Reorganisation der rückständigen Landwirtschaft und der Viehzucht richtete. Herzog Karl-August überhäufte seine neuen Untertanen und vor allem seine juenge Oberamts-„Stadt“ Tholey mit Beweisen höchsten Wohlwollens. Trotz alledem war das Mißtrauen der Bevölkerung gegen das neue Regime offensichtlich. Gleichgültigkeit und Bosheit der Untertanen verdichteten sich im Zeitalter der Aufklärung zu kaum verhüllter Rebellion, die die wohlgemeinten Reformen böswillig durchkreuzten und behinderten. Nichtsdestoweniger gelang dem umsichtigen und zielsicheren Amtmann Moser in der relativ winzigen Zeitspanne von drei bis vier Jahren ein sprunghafter wirtschaftlicher Aufstieg.

Indessen gewährte man auch im stillen Oberamte Schaumberg die Flammenzeichen, die jenseits der Grenze den Himmel röteten und beredtes Zeugnis ablegten von Geschehnissen in Frankreich. Ganz unmerklich wehte der Westwind den Geist der Aufklärung in die stillen Lande, der in Wort und Schrift in die verkrampfte Volksseele einsickerte und als befreiendes Evangelium gierig eingesogen wurde. Mit verhaltenem Atem spähten die Fürsten bangen Herzens über die Grenzpfähle. Noch war die Ordnung nicht unmittelbar gefährdet; dafür saß die „Subordination“ von den Ahnen her zu tief und schwerfällig im Blute. Immerhin aber geschahen mitunter Dinge, die ein aufmerksamer Beobachter schon als Vorboten des aufsteigenden Sturmes hätte deuten müssen. Aus diesem Gesichtswinkel heraus erscheinen die häufigen Unbotmäßigkeiten, deren gerichtliche Ahndung ihren Niederchlag in den Schaumberger Justizakten vom Jahre 1791 fanden, nicht mehr als einmalige Zufälligkeiten. Daß die Schaumberger Bauern den von der Regierung eingeführten „Klee“-Bau sabotierten, indem sie das von behördlicher Seite gelieferte Saatgut vor der Aussaat im Backofen dörreten, um die Keimfähigkeit zu zerstören, mag ihrer bäuerlichen Starrköpfigkeit zuzuschreiben sein. Wenn aber der Sotzweiler Gemeinmann Michel Schütz bei der Umlegung des Gemeinde-Salzes aus Dieuze vor versammelter Gemeinde sich eines äußerst „despektierlichen“ Ausdrucks gegen „die Zweibrücker“ bediente, so bedeutete diese Unbeherrschtheit eine Ungeheuerlichkeit, die seitens der Gemeinleute mit ängstlichem Schweigen aufgenommen wurde. Der Frevler büßte seine unbedachte Tat mit langen Turmstrafen.

Weitaus ernsterer Natur war eine offene Revolte des Tholeyer Proletariats, zum Großteil landfremder Elemente, das erst nach der Übernahme aus Zweibrücken und Hornbach an den Schaumberg übergesiedelt war. Da war der Zimmermann Daum, der Schmied Christian Schmitt, der verkrachte Bierbrauer Ottmann, der Hafnermeister Joh. Carbon, der berühmte Ziegelbrenner Kiefer, der wegen seines Sauflebens, Spielens, Mißhandelns seiner Frau und vermessener Reden ge-

gen die Obrigkeit schon einmal mit 25 Stockhieben zur Räson gebracht werden mußte, der Schuhflicker Thebus, der Respektspersonen beleidigte, und sein Hauswirt, Schreinermeister Mönch, den man vergeblich in den aufrührerischen Kreis zu ziehen suchte. Dieser unruhigen Leute bediente sich der ehemalige Prokurator Karl Risch, eine verkommene Intelligenz, den die Zweibrücker Regierung nicht übernommen hatte, um seinen Haß und seine Widerspenstigkeit gegen die neue Regierung noch fühlbarer und wirksamer zu gestalten. Er wußte diese beutelüsteren Revolutionäre durch die Versprechungen willfährig zu machen, daß er ihnen Landbesitz in Aussicht stellte, den man den einheimischen Stückelbauern wegzunehmen gedachte.

In Clements „einspänniger“ (unbegüterter) Wirtschaft wurde gelärmt, geplant und getrunken, wobei Riesenmengen Wein verzehrt wurden. In einem Falle waren, wie sich in der späteren polizeilichen Vernehmung herausstellte, 29 große Maß Wein getrunken worden, worauf der Hafner noch das 30. bestellte, wobei er mit bedeutsamem Augenzwinkern hinzufügte: „Wer das 29. bezahlt, bezahlt auch das 30.“ Risch führte stets „gestempeltes“ (versteuertes) Papier bei sich, um die Wünsche und Forderungen seiner Gesinnungsfreunde fixieren zu können. Auch Notar Blandin von Busendorf versprach auf Rischs Fürbitte hin die Unterstützung der gerechten Sache. Nach seiner festen Meinung standen den „Einspännigen“ dreizehnmal 30 Morgen Land, fast der ganze Tholeyer Bann, zu. Des Hafners Frau verriet in ihrer Unbesonnenheit das frevelhafte Treiben der Umstürzler. Dem „Huzier“, der rückständige Steuer forderte, machte sie die hämische Bemerkung, daß man wohl hungrig sei und auf das Geld treibe aus Furcht, daß die Franzosen kommen möchten. Diese dreiste Ausfälligkeit trug der rabiatischen Hafnerin eine 24stündige Turmstrafe und die Kosten des Verfahrens ein. Diesen staatsfeindlichen Umtrieben sah die Oberamts-Polizei auffallenderweise sehr lange zu. Es dauerte nahezu ein halbes Jahr, bis der Polizeigarde Jakob Rott beim Oberamt Anzeige erstattete. Sein Bericht wurde erhärtet und ergänzt durch die Aussagen des Amtsdieners Brabänder und des Milizen Krimm. Übereinstimmend wurden, neben Risch, der Hafner, der Ziegelbrenner und der Schuhflicker als die Haupträdelsführer genannt. Die eingeleiteten Schutz- und Abwehrmaßnahmen ließen jedoch die unbeirrte Sachlichkeit, den Schneid und die Gradlinigkeit des Verfahrens vermissen, die die Zweibrücker Justiz bisher ausgezeichnet hatte. Das erscheint durchaus verständlich, da das Ansehen und somit auch die Machtmittel des Fürstenhauses im weiteren Verlauf der geschichtlichen Entwicklung zusehends zusammenschumpften und in den Revolutionswirren völlig erstarben. Die vorliegenden Gerichtsakten geben über den Ausgang des Prozesses keine Auskunft.

Es wäre irreführend, wenn man in der alten Abtei des hl. Mauritius zu Tholey, die mehr als ein Jahrtausend als Hüter und Wahrer des positiven Gottglaubens im oberen Bliestal segensreich wirkte, ein geistiges Bollwerk gegen die gottfeindlichen Ideen der Aufklärung sehen wollte; das Gegenteil war der Fall. Seit Jahrhunderten lag die alternde Abtei trotz ihres gewaltigen Grundbesitzes im Wirtschaftsringen. Die steten Abwehrkämpfe gegen die dauernden Übergriffe der jeweiligen Landesherren im Verein mit kostspieligen Prozessen brachten die Abtei an den Rand des Ruins. Auch hier im Kloster hatte der berüchtigte Karl Risch seine Hand im Spiel und zwei abtrünnige Mönche, Maurus Stadler und Dagobert Lauterborn, schlossen sich ihm an.

Unterstützt von Risch prozeßten sie in Nancy gegen die Klosterleitung. Alle Schlichtungsversuche der geistlichen Behörden sowie auch der Zweibrücker Regierung wurden durch Rischs Ränkespiel vereitelt.

So lagen die Verhältnisse, als sich die Französische Revolution gegen Ende des Jahres 1792 auch auf unseren Raum ausweitete. Die zahlreichen französischen Emigranten in Tholey lösten in aller Eile ihr gegenrevolutionäres Werbebüro auf und zerstoben in alle Winde. Da war auch für die letzten linientreuen Mönche der Abtei keines Bleibens mehr, wollten sie wenigstens ihr nacktes Leben retten. In einer verschwiegenen November-Sturmnacht flüchteten die vermummten Mönche durch die Klosterpforte; die alte Poststraße nach Birkenfeld führte sie durch das Nahetal dem Rhein zu in die Freiheit. Ihr weiteres Schicksal blieb in Dunkel gehüllt.

Im Gotteshaus St. Mauritius herrschte ein lautes, ungewohntes Treiben. Schränke und Truhen lagen durchwühlt; Soldaten balgten sich um Goldfranzen und Silberschmuck. Das edle Orgelwerk wurde der wertvollen Zinnpfeifen beraubt, im Kirchenschiff wieherten und polterten die Soldatenpferde. Durch die „Französische Gass“ schwankten hochbeladene Bauernwagen auf der Saarlouiser Straße nach Metz zu, bepackt mit herrlichen Stilmöbeln und unersetzlichen Kunstwerten. In Kisten und Ballen verpackt lagen seltene Handschriften, farbenprächtige Inkunabeln und handgemalte Buchschätze. Die „Befreiung“ beschränkte sich nicht allein auf die Abtei, auch im Ort Tholey wurde die gewohnte Ordnung sinnlos aus den Fugen gerissen. Zunächst wurde sämtliches Vieh in der „Schweisser Wies“ zusammengetrieben; die heimlichen Verstecke durch die heimischen Revolutionshelden ausfindig gemacht und den Soldaten verraten. Die reichen Bauernhäuser teilten das Schicksal der alten Abtei. Der Tholeyer Abschaum hielt „seine Zeit“ für gekommen und übte eine Schreckensherrschaft aus. Aus dem Haufen des Gesindels ragte ein Mann, der wegen seiner Niedertracht und Brutalität gefürchtet und verachtet war. Sein Name ist nicht mehr bekannt, aber der Name „Burre Hannes“ geisterte schmachbeladen durch die winterlichen „Mei-Abende“ unserer Altväter. Vergilbte Blätter aus einer alten Tholeyer Bauerntruhe erzählen von diesem Revolutionshelden wie folgt:

„Es war zur Zeit der Französischen Revolution. Truppen dieser Regierung hatten bereits im Hause von Däges geplündert und mitgenommen, was ihnen einergmaßen als Wert erschien, kein Stück Vieh war mehr im Stalle, es war fortgetrieben. Da kam noch ein Mann aus Tholey, den man den „Burre-Hannes“ nannte, als Führer einer bewaffneten Rotte ins Haus. Die Mutter vom Großvater (Barbara Däges), damals noch Mädchen, war zufällig allein im Zimmer. Da ging der Mann auf sie los, stieß ihr mit der Faust auf die Brust und schrie sie an: ‚Wo hast du deine Kühe, jetzt heraus damit.‘ Die war aber von dem Aufzug nicht allzu erschreckt und sagte kaltblütig: ‚Wenn du der erste Lump wärest, der käme, dann wären die Küh noch da, so aber sind sie längst fort.‘ Das ganze Haus, vom Keller bis Speicher, wurde durchsucht, jeder Kasten und jede Kiste durchwühlt, jeder Winkel durchstöbert, keine Stelle in Stall und Scheune blieb undurchsucht, doch die Beute war gering. Nur was den ersten Plünderern zu wertlos schien, das konnten nun diese fortschleppen. Dieser Führer brauchte nicht zu handeln wie ein vermummter Straßenräuber, der den einsamen Wegegänger überfällt, er brauchte auch nicht einen gefahrvollen Einbruch zu wagen. Nein, am hellen Tage, gleichsam mit verbrieftem Raubrecht in

der Tasche, unter dem Schutze des Gesetzes und der bewaffneten Schergen konnte er seinen Raub ausführen. Ja, das war der Tag und die Stunde, wie groß Neid und Bosheit sie nicht schöner träumen konnte.“

Doch auch die Revolutionszeit ging vorüber. Die Söldlinge aber, die ihr so treu gedient, hilflos wurden sie jetzt ihrem Schicksal überlassen. Jetzt konnte sich wieder die Familie Gillen hilfsbereit zeigen. Jahrelang ist dieser einstige Führer wöchentlich mehrmals gekommen und niemals ist er unbeschenkt hinausgegangen. Es war aber doch ein tragisches Geschick, daß dieser Mann, dieselbe Hand, die er einst zum Mißhandeln gebrauchte, so unzählige Male hinreichte, um Almosen entgegenzunehmen. Die Familie dieses „Burde-Hannes“ sowie auch der Name sind aus Tholey verschwunden, die unehrenvolle Erinnerung an ihn ist jedoch geblieben.

Bekanntmachung auf zwei Beinen

Fernsehen, Radio, Telefon, Zeitungen, Gemeindefest und alle diese uns heute so selbstverständlich gewordenen Mittel der Bekanntmachung gab es vor etlichen Jahrzehnten, abgesehen von einigen kleinen Zeitungen, in unserer Gegend noch nicht. Diese Funktion übernahm zu damaliger Zeit der Gemeindefest oder Nachtwächter, der oft beides in einer Person war. Es war jedesmal ein besonderes Ereignis, wenn der Gemeindefest mit seiner Ortsschelle und laut tönender Stimme, natürlich mit dem nötigen Pathos die jeweiligen Verordnungen und Bekanntmachungen verkündigte. Wie rannte groß und klein hinaus ins Freie, man ließ alles stehen und liegen, um nur ja keine Neuigkeiten zu verpassen, wenn die Ortsschelle ihre blecherne Stimme erschallen ließ. Wenn dann der Gemeindefest aus einer Liste seine Bekanntmachungen verlas, war er sich seiner Wichtigkeit wohl bewußt. Wenn er seine Schritte weiterlenkte, fanden dann die Dorfbewohner mitunter noch etwas Zeit, um über die Verkündigungen zu diskutieren.

Der Gemeindefest in seiner ortsüblichen Uniform und mit dem wichtigsten Attribut, der Ortsschelle, bot einen recht passablen Anblick.

Text und Zeichnung von Bernadette Mac-Nelly, Urexweiler



Der Vetter Spies

Eine wahre Geschichte aus der koburgischen Residenzstadt St. Wendel

VON MAX MÜLLER

Der Vetter Spies war von der Natur wenig freundlich behandelt worden. Klein, schwächling, mit dickem Kopf und Säbelbeinen, so eilte er Tag um Tag und auch Nacht um Nacht durch die Straßen der herzoglich koburgischen Residenzstadt St. Wendel. Und er zierte auch die Straßen nicht, wenn er an den Festtagen den hellblauen Schwalbenschwanz und die hohe Mütze des fürstlich turn-taxischen Briefträgers voll Stolz und Würde trug. Die Säbelbeine blieben, und auch der unförmige Kopf ward unter der Mütze nicht zierlicher. Doch die großen treuherzig in die Welt schauenden Blauaugen blickten dann noch froher an den Fenstern und Türen entlang, wo die Leute standen und an dem aufgeputzten Männchen ihre lustige Freude hatten.

Der Vetter Spies war eigentlich das reinste perpetuum mobile. Immer tuschend durch alle Straßen und Gassen und Gäßchen der Stadt, Treppe auf und Treppe ab eilte er und warf seine Säbelbeine, daß er selber oftmals nicht mehr wußte, ob sein linkes oder sein rechtes Bein jetzt an der Reihe war. Eile tat freilich not; denn der Vetter Spies war nicht nur wohlbestallter fürstlicher Briefträger, sondern er sagte auch die Leichen an, lud zu den Hochzeiten und Kindtaufen, spielte den Vereindiener, schlachtete Winters die Hausschweine und wurstelte. Bei alledem aber darf nicht vergessen werden, daß das alte Männchen auch als Nachtwächter den Frieden der Stadt vor Feuer und Diebesgesindel bewahrte. Aber der Sonntag gehörte ihm ganz allein. Er rechnete es sich nämlich nicht als Beschäftigung an, daß er dann als pfälzisch-evangelischer Christ seinem Pfarrer Juch allerhand Handreichungen in dem Betsaal des Schlosses besorgte. Das tat er um Gotteslohn. Schon die Ehre, nahe dem Sessel der Herzogin und ihrem Hofstaate stehen zu dürfen, entschädigte den Vetter Spies für seine Mühe. Und wenn er in den Gesang einstimmen durfte, dem auch die hohe Frau lauschte, dann fühlte er die volle Würde seiner wichtigen Persönlichkeit. Warf aber die Fürstin gar auch ihm beim Verlassen des Betsaales einen freundlichen Blick zu, so hatte er Stoff, um den ganzen lieben Tag daran zu zehren und fühlte sich dem Hofe verbunden. Der Vetter Spies bewohnte als Junggeselle beim Dreiecke ein Zimmer, das seine heimliche Welt, sein ein und alles war. Heute war Sonntag. Die schrägen Strahlen der Oktobersonne fielen durch die schmale kleine Lucht, die die französische Fenstersteuer so dürrig gestaltet hatte. Der Vetter Spies gab heute seinem Herzen eine Feierstunde. Er saß an seinem Tische und qualmte aus seiner langen Pfeife. Der süße Duft des Weichselrohres mischte sich mit dem würzigen Geruche des schwarzen Kaffees, der zu Ehren des Sonntages vor dem Alten stand. Lange hockte er vor sich sinnend da und schaute den Kringeln seiner Pfeife nach. Die Stille des Abends unterbrach nur das leise Plätschern und Rieseln des Brunnens, der drüben die Straßenbucht füllte. Dann nahm der Alte aus seiner Truhe seinen geheimen Schatz, einen alten Lederband, das Buch des Albertus Magnus. Er schlug das Kapitel vom Heben verborgener Schätze auf. Das war die Lieblingslesung seiner Feierstunde. Bedächtig setzte der Vetter Spies die große Hornbrille auf, um Zeile nach Zeile die Vorschrift zu lesen, wie der Schatz zu heben sei. Dort stand

geschrieben, die in der Erde vergrabenen Goldschätze zeigten sich den begnadeten Menschen durch eine helle Flamme, so nächstens über dem Golde aufglühe. „Lege ein Stück deiner Gewandung über das Feuer, so wird Dir am andern Morgen der Schatz sicher sein“, schloß die Vorschrift. Der Vetter Spies las das Kapitel wieder und wieder und spann seine aus einer ärmlichen Gegenwart in eine goldene Zukunft führenden Gedanken immer reicher aus. Die öde Kammer füllten bald rosige Hoffnung und goldene Zukunftspläne. Das konnte nicht ausbleiben. Eines Tages mußte das Glück kommen! Da war kein Zweifel möglich. An Schätzen, die in all' den Wirren der Kriege begraben worden waren, konnte es gerade hier auf dem ewig von Kämpfen umbrandeten Stück Erde nicht fehlen. Erzählte doch alle Welt von der Kriegskasse, die kaiserliche Völker vor den Franzosen und diese unlängst bei ihrer Flucht vor den Preußen verborgen hatten!

Der Alte saß noch da und dachte über all die Berichte nach, die im Städtchen umliefen, als schon die Dunkelheit durch das Fenster auf sein Stübchen fiel. Es wogte in seinem Kopfe hin und her, als vom nahen Wendelsdome die Uhr schwer und wuchtig die zehnte Stunde kündete. Da schrak er gewaltsam aus seinen Träumen auf, erhob sich, zog den dicken Mantel an, griff den Spies und das Horn und schritt zum Marktplatze. Dumpf klang sein Ruf: Zehn Uhr, zehn Uhr, auf Tur, auf Tur, geht heim ihr Herren und löscht das Licht, damit kein Schaden geschieht!“ durch die Straßen und Gäßchen. Die Hellebarde auf das bucklige Pflaster stoßend, machte dann der Vetter Spies seinen Gang. An der „Krone“ schlug er gegen die Läden, deren Ritze einen dünnen Lichtstrahl in das Dunkel des Marktplatzes schickten. Weiter ging es die Straße hinauf bis zum oberen Tore. Hier bog er in die Hintergasse und landete an der unteren Pforte. Dann kam der Graben mit all seinen Scheuern und Ställen. Sie bedurften der besonderen Aufsicht. Vor dem Schlosse machte der Wächter wieder halt und ließ seinen Hornruf erschallen. Der Hof sollte wissen, daß das Auge des Gesetzes wache und der alte Spies auf seinem Posten sei. Durch das Pfortchen schritt er nun den neuen Ausbauten in Niederweiler¹⁾ zu.

Als er zum Bliesstege an das Haus des alten Malers Lauer kam, da hielt er still. Denn drüben in den Brühlwiesen hob und senkte sich ein heller Schein. Dem Vetter Spies schien sich alles um das Malerhaus zu drehen. Er rieb sich die Augen und schaute wieder und nochmals nach dem Wiesenplane hinüber. Wahrhaftig, dort hinten nahe dem Wassersacke²⁾ leuchtete endlich das Glück. Dort lohte das Feuer über dem verborgenen Golde. Jetzt sah der Alte deutlich, wie die Flamme hochschlug und dann wieder in der Dunkelheit versank. Endlich war die Zeit gekommen, die seine kühnsten Träume erfüllen sollte. Und leise, als ob er befürchte, das Schatzfeuer zu stören, schlich der Vetter Spies durch das Wiesental. Für ihn stand es fest, dort hatten die flüchtigen französischen Gardereiter, als sie anno 1814 hier rasteten, ihre Kasse vergraben. Es war dem Vetter Spies, als ob es gestern gewesen sei. So lebhaft sah er die hünen Gestalten der Gardereiter in ihren weißen Mänteln vor dem Auge. Sie standen, den mächtigen Goldhelm in den Nacken geschoben, von dem der Roßschweif bis zu den Kniekehlen herabhing, die schweren Normannengäule am Zügel, um die rauchenden Lagerfeuer und verzehrten das von der Stadt gelieferte Brot und den Speck, in dessen ihre hölzernen Feldflaschen leer an den Gurten klapperten. Hei, wie damals die Fremden so unruhig nach den beschneiten Höhen des Bosenberges und Kniebrechers hinüber geschaut hatten, wo ihre Vedetten hielten. Von dort konn-

ten jeden Augenblick die Totenkopf-Husaren Blüchers wie ein wilder Hagel-schlag auf ihre aufgelösten Reihen prasseln. Viele, viele Tage von Leipzig bis zur Blies hatten sie die Klängen und Lanzen der Preußen im Nacken gefühlt. Sie wußten, daß der Ruhm der großen Armee vorbei war. Der preußische Landsturm, die verhungerten Weber aus dem Eulengebirge und die Bauernburschen aus Brandenburg und Pommern und Ostpreußen hatten ihn böse zerpfückt. Jetzt galt es nur noch, den Leib heil in die grünen Wiesentäler der Picardie und in die sonnendurchfluteten Landschaften des Orlenais zu retten. Dort drüben aber, wo der Brühl sich an den Wassersack lehnte und, wo jetzt der helle Feuerschein die dunkle Nacht zerriß, dort herum hatte das Zelt des Stabes gestanden. All dieser Dinge entsann sich der Vetter Spies so genau, als ob es gestern gewesen wäre. Da mußten die Reiter ihre Kriegskasse der bergenden Erde anvertraut haben.

Schritt um Schritt kam der alte Mann der aufglühenden Flamme näher. Und als er jetzt nur noch wenige Schritte von dem Schatze entfernt war, da drehte er sich um und trat rücklings an die knisternde Flamme. Denn so befahl es der große Albertus. Vorsichtig löste der Vetter Spies seinen Mantel und legte ihn über die aufsprühende Glut.

Dann schritt er in tiefe Gedanken versunken dem Städtchen zu. Daheim las er noch einmal das einschlägige Kapitel durch. Er hatte richtig getan, was der große Gelehrte vorschrieb. Der Erfolg konnte nicht ausbleiben. Den Kopf in die Hände gestützt, so saß der Vetter Spies und horchte auf die Stunden, die die Uhr vom Wendelsturm ausrief. Zwei, drei, vier, fünf zählte er. Das herbstliche Dunkel wollte nicht weichen. Endlich, endlich tönten die sechs Schläge vom Turm. Das Leben begann in den Straßen. Die alten Männer und Frauen, die in den Tabakstuben werkten, gingen zur Arbeit. Da erhob sich auch der Vetter Spies und cilte dem Pfortchen zu. Als er jenseits ins Freie trat, tönten auf der Ottweiler Straße die Klänge des Posthorns, die der Schwager lustig in die herbstliche Kühle schmetterte. Sie beflügelten den Schritt des stürmisch erregten Mannes. Denn in einer Stunde mußte er auf dem Amte seinen Dienst beginnen.

Ha, wie wollte er heute stolz vor den Posthalter hintreten und dem sagen, daß er, des Gequengels satt, seinen Dienst aufgabe und heimkehre in seine fröhliche Pfalz. Dort wollte er sich am Hange der Hardt ein rebenumranktes Häuschen errichten. Und seine Nichte sollte ihm jede Woche mindestens einmal Leberknödel mit Sauerkraut kochen und abends gebackene Nieren auf den Tisch stellen. Jawohl, so wollte der alte Spies leben, auch den Armen helfen. Und all die Leute seines Heimatdorfes sollten die Hüte vor ihm abtun und zu ihm sagen: „Guten Tag, Herr Spies!“ So dachte der alte Mann in seinem Glücke auch einmal an sich selbst, nachdem er gar viele Jahre nur für andere geschafft hatte. Über dem Brühle braute und zog der Herbstnebel in dichten Schwaden. Das hielt aber den glücktrunkenen Mann nicht ab, mit weiten Schritten seinem Ziele zuzusteuern. Nun stand er an dem Platze. Allein was er sah, zerstörte mit einem Schlage all seine Hoffnungen und Träume. Sein Mantel lag halb verkohlt über den Resten eines erloschenen Feuers. Das einzige, das goldig schimmerte, waren drei Metallknöpfe des Mantels, die neben dem verkohlten Holze lagen.

Wie geistesabwesend stand der arme Mann da und starrte auf die Fetzen seines Mantels und die verglühten Kohlen. Erst nach und nach dämmerte ihm die Erkenntnis, daß der gelehrte Albertus diese Art Feuer nicht gemeint hatte. Das

ward ihm zur Gewißheit, als er neben der Feuerstätte die Schalen von Bratkartoffeln liegen sah und sein Auge auf die Kuhfladen fiel, die ringsum die Wiese deckten. Da wußte der Vetter Spies, daß Hütebuben das Feuer angezündet, und er schritt geknickt, seine Hoffnungen und Wünsche begrabend, der Posthalterei zu. Der Traum von dem rebenumrankten Häuschen war zerronnen, aber eins besaß der Alte noch und das hielt er jetzt fester denn je zuvor, nämlich seine fünf Taler Monatsgehalt. Das war viel, ja mehr, als die meisten hatten.

¹⁾ ehemalige Ortschaft nahe des jetzigen Bahnhofs;
²⁾ ehemaliger Flurname bei der heutigen Cusanusstraße.

Die alten Dorfmütter

VON JAKOB KNEIP

*Wenn Bauer, Bäurin und Gesind
und die Jungen alle im Felde sind,
Seht ihr die Mütterchen, die alten,
Die gebückten im weißen Haar,
Die mit den hundert Runzeln und Falten,
Wie sie hüten die Kinderschar,
Wie sie in bedächtigem Walten
Treulich sorgen für Haus und Herd.*

*Sie sehen nach Ferkel und Mutterschwein,
Sie schauen nach der trächtigen Kuh,
Und vor der Türe, im Morgenschein,
Flattern die Tauben auf sie zu. –
Dann spielen die Kinder auf Platz und Rasen,
Ihr helles Lachen schallt herein;
Die Gassen liegen voll Sonnenschein,
Und Lamm und Ziege und Kühe grasen
Drüben im Bungert, am grünen Hang.*

*So hat der Tag seinen steten Gang.
Oftmals über der Arbeit geht
Ihr Blick zum Himmel in stillem Gebet.
Und die Bettler, die Waisen, die Nonnen, die frommen,
Und alle Hungrigen, die da kommen,
Alle Bedrängten und Armen im Land,
Finden offene Tür und Hand. –
Auf Gott gestellt ist ganz ihr Tag;
Sie horchen auf jeden Glockenschlag;
Und ihre Seele ist erhellt
Vom Glanz der nahen, der schöneren Welt.*

*So bringen die Sommer- und Erntetage
Viel frohes Gewerk und wenig Plage. –*

*Doch kommt der Winter, wird ihr Gang
Gar zag' und müde, der Stimme Klang
geht gedämpfter – ach, wer weiß:
Wenn wieder grünt an der Hecke das Reis,
Wenn drüben vom Walde der Kuckuck ruft,
Ruht man vielleicht schon in dunkler Gruft. –
Oh, sie sinnen gar viel, und sie ahnen noch mehr,
Die Mütter, die alten, – nach innen gekehrt
Erkennt ihr Auge, was vielen verwehrt:
Alles Geheimnis strömt ihnen her.*

*Und abends, wenn das Ave verklungen,
Wenn im Ofen flackert der Schein,
Finden sich alle die Tollen, die Jungen
Wieder bei den Mütterchen ein.
Traulich umhegt, im Kreise der Kleinen,
Raunen die Alten Rätsel und Spuk,
Märchen und Schnurren – zum Lachen, zum Weinen:
Rübezahl, Eckhardt, Frau Holle und Puck,
Zauberer, Prinzen und Nixen und Wichter,
Heilige, Hexen und Teufelsgelichter
Füllen mit einmal den dämmrigen Raum;
Alles wird Zauber und Wunder und Traum. –
Doch wenn sie schlaflos liegen zur Nacht,
Wenn das Käuzchen schreit, wenn der Sturm mit Macht*

*Durch die Wälder und Gassen geht,
Sprechen sie zitternd ein Stoßgebet.
Und ihr Leben voll Müh' und Not,
Wie sie's in guten und bösen Tagen
Fröhlich geführt und traurig ertragen,
Zieht im Grau der Nacht vorbei –
Und am Ende steht der Tod:
Dort bei dem Birnbaum oder der Linde
Oder wenn's Gott will, am fließenden Brunnlein,
Wo sich die Falter wiegen im Winde,
Wo in der Sonne summen die Immlin,
Wo die Wasserperlen im Grase blinken,
Wo Bienen und Vögel kommen und trinken, –
Dort wird man nach diesen Tagen
Ihren Leib zur Ruhe tragen.*

*Also enden alle Gedanken,
Wo am Hügel die Kreuze schimmern:
Bald wird man vier Bretter zimmern
Für das letzte Nachtquartier –
Doch die Seele wird sich schwingen
In das himmlische Revier.*

Aus „Gesammelte Gedichte“
(Mit freundl. Erlaubnis des Greven-Verlags Köln)

„Läute, mein Glöcklein, nur zu . . .“

Ein Stimmungsbild

VON RUDOLF JUST

Wenn ich meine Heimat, Oberthal an der jungen Blies, aufsuche, und recht oft überfällt mich der Drang, diese in ihrem Erscheinungsbilde bei voller Bewegtheit so harmonische und reizvolle Landschaft wieder einmal zu durchwandern, so bildet der Besuch des Ehrenmals auf der Höhe des Scheuerberges stets den Abschluß des Tages. Dort oben setze ich mich auf die handfest gezimmerte Ruhebänk bei der wuchtigen Felspartie aus Buntsandstein, in die eine marmorne Gedenkplatte mit den Namen der Gefallenen des Ortes, meinen Volksschulkameraden, eingelassen ist. Ein schmiedeisernes Geländer schützt den Besucher vor dem Absturz vom Felsrand auf den Steilabhang und gibt einem das Gefühl der Sicherheit, wenn man die wundervolle Aussicht bis zur Ottweiler Pforte, den Rauchfahnen des Völklinger Hüttenwerkes und der blauen Linie des Hoxbergmassivs genießen will.

Ich richte meinen Spaziergang dann stets so ein, daß ich kurz vor dem Moment, da die Sonne als riesiger Glutball hinter dem Schaumberg versinkt, auf der Höhe des Scheuerberges bin. Das tue ich nicht nur der Besinnlichkeit dieser Stunde und der gesteigerten malerischen Schönheit der Landschaft wegen, wenn nach dem Sonnenuntergang die goldenen Pfeile des großen Tagesgestirns über den Kamm des Schaumberges hinweg in den westlichen Abendhimmel schießen und blaue Schatten den Osthang des Momberges herunterfließen, obschon das ein Bild von einmaliger Schönheit und Eindringlichkeit vorabendlicher Stimmung ist, sondern mehr noch aus einem andern Grunde. Ich möchte nämlich von dieser Stelle aus den Klang der mir von Kindheit an vertrauten Abendglocke hören, der von dem tief unter mir liegenden Turm der Oberthaler Stephanskirche zu mir heraufschwebt.

Fromm und silbern klingt sie über das weite Tal hin bis zu den dunklen Wäldern drüben auf dem „Bauernstall“ nach Alsweiler hin, zu den Arnikawiesen des Oberthaler und Groniger Bruches und bei günstigem Winde bis Hahnert, unweit von Tholey. Es ist eine so herzandringende und beruhigende Stimme, daß man ihrem stillen Zauber mit Worten kaum zu charakterisieren vermag. Die Menschen der Stadt oder der großen Industrieorte kennen sie nicht mehr oder nur ganz flüchtig. Die Reizüberflutung durch die schrillen, wirren Taggeräusche sowie das nur noch von engem Erden- und Erwerbssinn genährte Getriebe auf Markt und Straße, in Warenhaus, Hüttenwerk und Fabrik haben Ohr und Herz abgestumpft, haben die Gemüter verarmen und verdorren lassen, so daß die Seelen für feinere Stimmungswerte verschlossen sind und nur noch reagieren auf grelle Reize. Sie vermögen nichts mehr zu verspüren von der zarten Abendandacht, die auf den hochgewölbten Schwingen des Aveglöckleins ausgetragen wird über die Dächer, unter denen die Menschen mit engem, nur auf Verdienst und Gewinn bedachten Erdensinn wohnen, und über die Fluren, in denen seit zwei Jahrzehnten die Motoren von Traktor und Mähdrescher rattern.

Ehedem hatten auch die Bauersleute, die auf Wiese und Feld harte Handarbeit verrichten mußten, noch eine gute Antenne für den Ruf der Abendglocke, die

wir allgemein „Betglocke“ nannten. „Hüh!“ sagte mein Vater, und die Pferde vor dem Pfluge standen. Dann setzten wir uns, mein Vater und ich, und die Pflüger auf den Nachbarfeldern taten es ebenso, auf den Pflugholm, den wir „Grennel“ (von Grindel oder Grengel) nannten. Mein Vater nahm seinen Hut ab, ich als Pferdetreiber, der die Peitsche führte, war immer barhäuptig. Dann sah ich, wie seine Lippen sich bewegten. Wenn er dann „Amen“ gemurmelt hatte, sagte er manchmal zu mir: Jetzt geht der Engel des Herrn übers Feld und nimmt die junge Saat in seine Hut.“ Mein Vater war durchaus kein Frömmeler, aber er hielt am ererbten Brauchtum, selbstverständlich auch an dem religiösen, soweit es sinnvoll war, fest. Auch heute hat die Betglocke auf dem Dorfe für viele Leute noch einen gedanklichen Inhalt und löst und befreit manches empfindsame Gemüt von der bedrückenden Last und Zermürbung durch die Arbeit in des Tages Fron.

Was ist es denn eigentlich, was dem Abendglöcklein des Dorfes diese bezwingende, man könnte sagen, unirdische Stimme verleiht, diesen trauten, anheimelnden Klang, der auch den modernen Menschen noch anzusprechen vermag? Ist es nicht der Ruf aus einer fernen, nur geahnten besseren Welt? Ist es nicht die Gleichmäßigkeit und Abgemessenheit der Tonfolge, der schlichte Klang einer einzigen Glocke, der sich so weit von einem Festgeläute unterscheidet wie das Brausen eines Wasserfalles von dem hellen Pinken eines Waldbächleins? Klingt das Aveläuten mit seinem gemessenen Ausstrahlen nicht wie der ruhige, sichere Schritt der Ewigkeit?

Und noch ein anderes kommt hinzu: Durch den Klang der Abendglocke schwingt ein eigenartiges Singen voll tiefen Heimatfriedens und doch durchzittert von einer unbestimmten Sehnsucht, die gerade der gehetzte Mensch unserer Tage empfindet, wenn er als ein strapazierter, trotz allen Wohlstandes in seinem tiefsten Innern unzufriedener und unsicherer, vielleicht gar zerrissener Erdenbewohner in einer Stunde der Einkehr bei sich selbst einmal wirklich allein ist. Dann rührt ihn auch die Stimme des Abendglöckleins an.

Am intensivsten empfindest du die abendliche Sommerflur, wenn das heilige Brot in ausgedehnten Flächen reift, das Korn seine schweren Ähren senkt und dich der würzige Duft von Kamille und Holunder umschmeichelt. Ja, dann packt es dich zutiefst an, das abendliche Avegeläute. Auf der Bank am Ehrenmal des Scheuerberges zu Oberthal müßtest du sitzen. In dem eingelassenen Spiegel des wuchtigen Hochkreuzes glüht noch der letzte Strahl der bereits hinter die Hochwaldberge hinabgesunkenen Sonne. Da ertönt die helle, silberne Glockenstimme, die dich anheimelt, daß du dich in sie hineinbetten möchtest. Und wenn der letzte Ton über dem Talkessel der jungen Blies verzittert, dann ist es dir zumute wie beim Abschiednehmen eines lieben Freundes, der soeben deine Hand losgelassen und sich zum Gehen gewandt hat . . . Doch ein Trost der Glockenstimme bleibt zurück in dir, eine Hoffnung auf ein fernes glückseliges Land hoch über der Wirrnis unserer Zeit.

Während ich oben auf der Höhe noch lausche, bis der letzte Klang in den Waldbäumen neben mir verhaucht ist, wird eine alte Volksweise in mir wach, und ich beginne vor mich hinzusummen:

„Trauliches Glöcklein, du läutest so schön!
Läute, mein Glöcklein, nur zu,
Läute zur süßen Ruh!“

Die Brautwerbung um Demuths Kathchen

VON HANS KLAUS SCHMITT



H. F. Sebaldt
Regierungspräsident von Trier
(1849 – 1863)

In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde die kleine Stadt St. Wendel so etwas wie eine kleine fürstliche Residenz. Die junge Herzogin Luise von Sachsen-Coburg lebte von 1824 ab getrennt von ihrem Gemahl Herzog Ernst I. in der Hauptstadt St. Wendel des sachsen-coburgischen Fürstentums Lichtenberg. Die Anwesenheit des kleinen fürstlichen Hofes bestimmte das Leben des Städtchens. Auch die neben der Hofhaltung schon seit 1816 anwesenden Beamten, welche die Landesregierung bildeten, erweiterten die Erfahrung und bildeten den Geschmack. So schwebte ein Schein fürstlichen Glanzes über dem ganzen städtischen Wesen und gab dem Denken der Bürger Richtung und Form.

Zu dem ansehnlichen Stabe der Beamten, die mit ihren Familien aus dem Coburger Stammlande schon 1816 nach St. Wendel gekommen

waren, gehörte auch der Geheime Regierungsrat August Martin Friedrich Sebaldt. Er und seine Gattin Elisabeth geborene Gaferin aus Pasewalk richteten mit Sohn und Tochter ihr wohnliches Heim in St. Wendel ein. Der heranwachsende Sohn Karl Friedrich Wilhelm knüpfte zarte Bande mit dem Bürgermädchen Anna Katharina Demuth an. Diese war eine Tochter des Gastwirtes und Gerbermeisters Nikolaus Demuth und der Magdalena Rosina geborene Zangerle*). Nachdem der dreiundzwanzigjährige Liebhaber sein einundzwanzigjähriges „Kathchen“ näher kennengelernt hatte, erwachte in ihm bald der tapfere Entschluß, mit der Auserwählten ein dauerndes glückliches Dasein zu beginnen. Und es konnte bei soviel häuslicher Vorliebe nicht fehlen, daß er seine Brautwerbung bald an die Eltern der Geliebten richtete.

St. Wendel, den 11. August 1825

Herrn und Mad. Demuth, Wohlgeboren.

Mehr als ein Jahr ist verflossen, seitdem mich das Glück zum erstenmal Ihre freundliche Behausung betreten ließ; die Freundschaft hatte mich hingezogen; sie hieß mich wiederkehren – bald verdoppelte die Liebe meine Besuche. Wol mag dem forschenden, sorgsamem Auge der Eltern diese Triebfeder nicht entgangen sein; – ich muß es wünschen, denn blos auf die stillschweigende Genehmigung kann ich die Ruhe mehrerer theurerer Personen, darauf bloß mein eigenes Glück bauen.

Ihre Tochter ist es, deren Bild schon mit dem ersten Erblicken den leisen Wünschen meines Herzens freundlich entgegentrat. Die sanften gutmütigen Züge der Unschuld konnten die liebenswürdige Seele nicht verkennen lassen, die wirklich entfaltet zu sehen, ich bald Gelegenheit fand.

Eine gütige Aufnahme in dem elterlichen Hause, leise Ahnungen der Gegenliebe, steigerten den Keim der Neigung in kurzem zur leidenschaftlichen Liebe, welche Anfangs nur in den schüchternen Zweifeln an ein lang geträumtes Glück ihre Grenzen fand.

Auch diese Grenzen wichen mit der Gewißheit treuer Gegenliebe, mit Zuversicht gab und gebe ich mich seitdem den süßesten Hoffnungen hin.

Glückliche Stunden, glückliche Tage lebe ich! Doch wie die ganze Natur ein Bild des Drängens und Treibens nach Vereinigung darbietet, also drängt es auch mich, dasjenige, was ich vor Gott und der Liebe mein zu nennen die Befugnis habe, auch vor der Welt zu besitzen.

Diesen meinen Wunsch (: gewiß auch der Wunsch meines Kathchens :) zu realisieren, ist der Zweck vorliegender Zeilen; ich nahe mich daher den Eltern vertrauensvoll mit der Frage:

Wollen Sie mir Ihre Tochter zum Weibe geben?

Wollen Sie mich als Sohn freundlich annehmen?

Die Prüfung des ersten Punktes muß ich lediglich Ihnen selbst überlassen; da ich hier bekannt genug bin, werden Sie in Ihrem Urteil nicht leicht einen Mißgriff tun können. Der zweite Punkt erfordert eine detaillierte Berührung von meiner Seite.

Ohne Zweifel muß ich Ihnen, als liebenden Eltern, zuerst die Prüfung aufdrängen, ob ich auch die Eigenschaften besitze, welche Ihr Kind glücklich machen können, ob ferner meine ökonomischen Verhältnisse von der Art sind, daß ich füglich eine Frau usw. unterhalten kann.

Innig hätte ich gewünscht, schon jetzt meinem Kathchen ein glänzenderes Loos darbieten zu können, erstlich hatte ich mir es auch vorgenommen, meinem Gefühl bis zum Eintritt ganz günstiger Umstände Zügel anzulegen und zu schweigen: allein das Herz ist diesmal dem Verstand vorausgeeilt – doch glaube ich nicht zum Unglück.

Wenn Liebe uns gemeinschaftlich tragen und unnötigen Aufwand vermeiden lehrt, können wir wohl getrost dem Ehestand entgegensehen.

Als Ergänzungsrichter beziehe ich 500 Fl., als Auditeur 75, Accidenzien zu beiden mögen 600 Fl. wenigstens voll machen, mein Vater will mir bis zur Erhöhung meiner Besoldung jährlich 100 Fl. zuschießen, facit 700 Fl.

Wenig zwar, aber genug für den Anfang, überdies sind die Aussichten für mich nichts weniger als ungünstig, sodaß ich auch in ökonomischer Hinsicht der Zukunft getrost entgegensehen kann.

Offen und ehrlich habe ich Ihnen hiermit meine Wünsche und Umstände eröffnet und erwarte von Ihnen eine gleiche offene Antwort. Heben Sie, ich bitte alle möglichen Hindernisse sorgfältig hervor; unglücklich würde mich es machen, meine innigsten Wünsche jetzt aufgeben zu müssen, glücklicher noch, wenn es dann sein müßte, wenn auch Ihr Benehmen mir neue Nahrung für meine Hoffnung gegeben haben würde.

Meine Eltern wollen blos mein Glück und billigen meine Wahl vollkommen. Daß sie die baldige Erfüllung meiner Wünsche unterstützen, geht aus dem An-

erbieten hervor, mir bis zur Verbesserung meiner Besoldung einen jährlichen Zuschuß zu verwilligen.

Beherzigen Sie das Glück Ihres Kindes und Ihres gehorsamen

Wilhelm Sebaldt

Drei Monate später, am 21. November 1825, führte der glückliche Bräutigam sein „Kathchen“ zum Traualtar.

Ihrer Ehe entsproßen sieben Kinder, von denen vier Söhne in hervorragenden Stellen tätig waren. Sebaldt wurde zweiter Richter an der Herzoglichen Landesregierung. Beim Übergang des Fürstentums Lichtenberg an den Regierungsbezirk (1835) wurde er als Regierungsassessor in die Bezirksregierung übernommen und wurde Regierungsrat, 1844 Regierungsrat und Justitiar. Er war Regierungspräsident in Trier von 1849 bis 1863.

So ganz auf sich selbst und seine eigene Kraft gestellt, stieg der wackere Mann Stufe um Stufe der Beamtenlaufbahn an der Seite seiner Lebensgefährtin empor, die, wie Max Müller schreibt, als einfaches Bürgermädchen ein oft und gern gesehener Gast der Prinzessin Augusta am Hofe zu Koblenz wurde, indessen ihr Gemahl sich der besonderen Freundschaft des Prinzen Wilhelm von Preußen erfreute. Schließlich nahm Sebaldt wegen politischer Zwistigkeiten mit Bismarck, die ihren Ausgang in den Koblenzer Hofvorgängen hatten, als Regierungspräsident seinen Abschied. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er mit seinem Kathchen in St. Wendel. Er starb am 22. Mai 1874, seine Gattin folgte ihm am 17. Juli 1876. Beide Gatten ruhen friedlich nebeneinander auf dem St. Wendeler Friedhof. Ihre Grabstätte blieb erhalten.

*) Nikolaus Demuth, geb. 20. 4. 1762, † 2. 4. 1834, war 1798 – 1801 Munizipalagent, 1800 Einnehmer der direkten Steuern, 1801 prov. Adjunkt, später Stadtrat und Kirchenschöffe. Sein Vater Jakob Demuth baute das Gasthaus zum goldenen Engel (an der Stelle des heutigen Kaufhauses Fremgen) und war vorher Wirt zur Krone. – Die Frau des Nikolaus Demuth, Rosina geb. Zangerle, geb. 1772, gest. 1834, war eine Tochter des Kaufmannes Anton Z.

Lit.: Max Müller: Aus alten Zeiten im St. Wendeler Volksblatt vom 20. 1. 1912. Der Brief war anfangs Oktober 1912 in der „Straßburger Post“ veröffentlicht.

Eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm dabei. Auf leisen Sohlen wandeln die Schönheit, das wahre Glück und das echte Heldentum.

Wilhelm Raabe

Ein moderner Scherenschleifer „an der Eich“ in Oberthal

VON RUDOLF JUST

Früher: ein Hund als Zugtier, ein alter Mann und ein Tretbrett.

Heute: ein schnittiges Auto, ein Motor und ein Junger in modischer Jacke.

„Alles fließt“, so kennzeichnete um 500 vor Christus der griechische Philosoph Heraklit das ewige Werden und Vergehen aller Dinge in einem steten Wechsel und Verändern. Der Volksmund hat für diesen Erscheinungswandel die einfache Formulierung geprägt: „Die Zeiten ändern sich“, und oft geht das rehr rasch. Vergleicht einer, der noch zur alten Generation gehört, die jetzigen Zustände und Lebensgewohnheiten, das Benehmen auf der Straße, die Gesittung und das riesige Ausmaß des Autoverkehrs mit den entsprechenden Verhältnissen seiner Jugendzeit, als noch Kuhwagen und Pferdegespann das Arbeitstempo bestimmten, so schüttelt er vielleicht darob den grauen Kopf und denkt: „Wo geht das hinaus?“ Die Jungen aber lachen und meinen in einem überlegenen Ton: „Ihr seid noch von der alten Welt on komme net meh met. Die Zeite han sich ewen geänert.“ Wer gedankenlos in den Tag hinein lebt, für den sieht eine Woche aus wie die andere, ein Jahr ist dem andern in seinen Grundzügen gleich, und jeder Mai hat das selbe Gesicht, das heißt, die Welt ertrinkt in Blüten und Duft, die Amsel singt in herben Kadenzen ihr altes Lied, und Liebespaare spazieren durch die wonnigen Abende.

Manchmal aber treten Dinge an uns heran, zufällig und unvermittelt, die uns aufscheuchen aus unserer Gelassenheit und Gleichgültigkeit, weil sie mit plötzlicher Unvermitteltheit den tiefschichtigen Wandel innerhalb kurzer Zeit aufreißen. Seltsamerweise sind es meist ganz einfache Vorgänge und völlig unsensationale Situationen, die aber in unserm Erinnern eine feststehende Vorstellung angenommen haben.

Kam ich doch an einem sonnigen, von einem seidig blauen Himmel überspannten Oktobernachmittag des verflossenen Jahres bei einem Spaziergang durch mein Heimatdorf, das schöne Oberthal, zum Dorfplatz „an der Eich“. Jahrhunderte hindurch stand dort als Wahrzeichen des Ortes eine uralte Eiche, deren Jugendtage bestimmt noch dem Mittelalter angehört haben. Sie war auf jeder Wanderkarte als Merkbaum eingezeichnet. Der Stamm war bis zur ersten Astabzweigung hohl und so groß, daß drei Buben darin vor Regen Schutz suchen konnten. Es war ein turnerisches Kunststück, innen hoch zu klettern, ohne dabei die Hosen zu zerreißen, und dann in den ersten Ast, der ebenfalls hohl war und fast waagrecht stand, einzusteigen. Als Belohnung für seine klettersportliche Bravourleistung konnte der Bursche sich in dem hohlen Aste, der wie eine große Regenrinne nach oben offen war, ausruhen und schlafen. Vor einigen Jahren ist diese Eiche eines biologischen Todes gestorben, sie ist nämlich in einer windstillen Herbstnacht umgefallen. Trotzdem heißt es im Orte immer noch „An der Eich“. Früher war dort der Kirmesplatz. Seiltänzer, Wanderbühnen, Gaukler und Schausteller aller Art schlugen dort ihr Freilichttheater auf und zeigten vor dem umstehenden Publikum ihre Künste. Es war auch die Stelle, an der die Mackenbacher „Schnurranten“ die „Post im Walde“ bliesen und „Im Grunewald ist Holzauktion“ als flotte Polka spielten.

Als ich mich an jenem Oktobernachmittag dem Platze näherte, fiel mir die große Kinderschar auf, die dort in ruhiger Haltung stand. Es mußte etwas Besonderes unter der Eich los sein, und das war auch der Fall: Ein schnittiges Auto mit Anhänger stand da, von den Schulbuben und Mädchen umringt. Da sah ich auch schon die Funken sprühen und hörte ein mir von Kindheit an bekanntes scharfes Sirren. Aha, ein Scherenschleifer! Gibt es denn dieses Wandergewerbe noch? Aber wirklich, ein Scherenschleifer! Ein Mann also aus der Gruppe jener alten, nun ausgestorbenen Hunsrucker Berufe der Kesselflicker, Siebmacher, Nagelschmiede, Besenbinder, Korbmacher, Schirmflicker, die ehemals um die gleiche Zeit mit zuverlässiger Regelmäßigkeit ins Dorf kamen, um im Schatten der alten Eiche ihr nützliches Handwerk mit einer Geschicklichkeit, die wir Buben bestaunten, auszuüben. Wir kannten sie alle mit Namen: „Der Bierfelder Hannes ist da!“ ging es wie ein Lauffeuer durchs Dorf, „der lange Sepp aus Höfchen, der Siebmacher, der Lockhannes aus der Muhl“ usw.

Heute war nun ein Scherenschleifer an der Eich, ein ganz moderner, einer, der den Schleifstein auf den Kofferraum eines schönen Autos aufgeschraubt hatte, und statt eines alten mechanischen Getriebes mit Treibrett und Laufriemen einen Motor besaß, der die rotierende Bewegung des Schmirgelsteines hervorrief. Und noch etwas war anders geworden: An der Stelle des „Sitzerather Vetter Pitt“ von ehemals mit seinem verwaschenen blauleinenen Kittel, der abgetragenen Hunsrucker Schirmmütze, der „Mücke“ unter der Unterlippe und dem Gesichtsausdruck eines Dorfphilosophen stand ein kräftiger junger Mann in tadelloser Kleidung und moderner Strickweste hinter dem Stein.

Ich machte mich an den Mann heran und kam mit ihm in ein Gespräch. Woher? Aus Sitzerath. Ob er den Vetter Pitt, den alten Scherenschleifer, vielleicht gekannt habe? „Das war mein Großvater selig“. Da ging ich weiter, und es war mir, als fiele die Last langer Jahrzehnte auf meine Schultern. Ich hatte heute an der Oberthaler Eich ein Stück meiner Jugend wieder gefunden. Alte, verblichene Bilder, die ich längst vergessen geglaubt hatte, erwachten in mir, nahmen wieder Form und Farbe an: Der Sitzerather Vetter Pitt, ein hagerer, etwas gebeugter Alter von 70 Jahren, saß auf seinem Schleifkarren, durch ein leichtes Dächlein vor der grellen Sonne geschützt, hatte zur Schonung seiner Augen eine blaue Brille auf, trat in gleichmäßig ruhigem Takte das Treibrett und ließ sich durch nichts von seiner Arbeit ablenken. Er setzte seinen Stolz auf eine gediegene Bedienung seiner Kunden. Wenn er Scheren und Schlachtmesser, Beile und Sensen abließ, dann mußten sie, wie er behauptete, schwimmende Schafswolle durchschneiden wie vor Zeiten die Schwerter Wielands. Er kannte die alte Heldensage aus seinen Lesungen während der langen untätigen Wintermonate im eingeschnittenen Hochwalddorfe, da sein Gewerbe ruhte.

Ob der Stahl hart oder weich, zäh oder spröde war, dem Vetter Pitt gelang kein Schliff daneben, und wenn er dann mit einem Mailänder Stein, einem „Mamutchen“, wie er ihn nannte, den Faden von der Schneide abgezogen hatte, war die Klinge haarscharf wie ein Rasiermesser.

Hei, wie sprühten bei ihm auch die Funken, schöner noch und reicher als die damals aufgekommene Wunderkerze am Christbaum. „Ihr Buben, ihr könnt ruhig eure Hand hinein halten“, sagte er zu uns, „es ist ein kaltes Feuer“. Mancher von uns probierte es auch, und es war uns gar nicht recht, wenn die Schleifersfrau, deren Funktion darin bestand, die stumpfen Gegenstände her-

beizubringen, sie in Feinschliff wieder abzuliefern und den Arbeitslohn einzukassieren, ab und zu Wasser auf den Schleifstein goß und dadurch das wirbelnde Feuerwerk abschwächte.

Wenn der Schleifkarren von einem kräftigen Hunde in eine andere Dorfgasse gezogen wurde, dann waren auch wir Buben flott bei der Hand und schoben den Wagen, damit Pitt nicht von seinem Sitz herunterzuklettern brauchte. Unterwegs riefen wir dann im Chor: „Scherenschleif! Scherenschleif!“ und die Leute kamen vor die Türe. Zum Dank für diese Bekanntmachung durften wir dann eine Sense schleifen, was für uns den Höhepunkt der ebenso zweckbestimmten wie romantischen Veranstaltung darstellte. Das ging nämlich so: Vetter Pitt hatte stets eine alte Sense bei sich, an der er den Schleifstein vorbei surren ließ, wodurch nicht nur ein tüchtiges Funkensprühen hervorgerufen wurde, sondern auch ein solch scharfer Ton erzeugt wurde, daß die Hunde zu jaulen begannen. Auf diese Weise machte der Alte seine Ankunft kund. Wenn wir Buben aber diese Sense schleifen durften, was uns der Pitt je nach Laune erlaubte, so wurden Funkenregen und Schrillheit des an sich schon unerträglichen Tones noch stärker, sientmalen wir die Sense nicht an der glatten Seite des Steines, sondern an der groben aufsetzten. Die vorüberkommenden Frauen hielten sich die Ohren zu, und die Rauschmarei, die sich über jede Kleinigkeit ärgerte, schrie uns an: „Ihr ungezogenen Lausbuben, de Deiwel han ihr quer im Leib!“ und schlug wütend das Fensterlädchen zu.

Manchmal begleiteten wir den Sitzerather Vetter Pitt bis nach Bliesen, dem nächsten Dorfe bliesabwärts. Dann machte er, zumal wenn es schwül war, unter dem mächtigen Wildkirschenbaum am Wegrande, wo ein paar Meter entfernt das muntere Fließchen vorbeizog und Kühle spendete, ein Stündlein Rast und setzte sich mit uns neben seinem struppigen Kastor im Grase nieder. Er erzählte uns dann von der weiten Welt, in der er herumgekommen war bis nach Ostende, Le Havre und Marseilles. Seltsames und Abenteuerliches hatte er auf seinen Fahrten während langer Jahrzehnte erlebt und geschaut. Er berichtete von Irrlichtern und Phantomen, die auf einsamen Wegen den müden Wanderer in Sumpf und Verderben locken, erzählte von großen Städten und Seehäfen, von der neuen Pferdebahn in Trier, vom Schinderhannes und dem Schwarzen Peter so lebhaft und anschaulich, als sei er selbst dabei gewesen und habe die tollen oder lustigen Streiche des Räubers gegen Geizhalse, Juden und Franzosen mitgemacht, obschon der berühmt-berüchtigte Räuberhauptmann des Hunsrucks bereits 1803 in Mainz durch das Fallbeil hingerichtet worden war. Aber seine Kindheit reichte hinein bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, also in jene Zeit, da in der Erinnerung der Leute der Schinderhannes noch als eine Art Volksheld lebte.

Wir Buben lauschten den bald staunenerregenden und ergötzlichen, bald gruseligen Erzählungen des alten Scherenschleifers mit offenem Munde und glaubten ihm auch die Wolfsgeschichten, wenn er beispielsweise berichtete, er habe sich in seinen jungen Jahren, da die Behörde für den rechten Vorderfuß eines erlegten Wolfes noch bis zu 13 Taler Prämien gezahlt habe, einmal in einem sehr strengen Winter, als er Korbweiden im Walde habe schneiden wollen, vor einem Irrwolfe, der sich aus den Ardennen über die zugefrorene Mosel hinweg bis in den Hochwald verlaufen habe, auf eine hohe Tanne retten und mehr als eine Stunde bei grimmiger Kälte oben ausharren müssen, da das scheinbar ausge-

hungerte Tier ihn belagert habe. So brachte der Vetter Pitt etwas von dem Atem der weiten Welt und dem bunten Geschehen in ihr in unser damals noch so stilles Dorf, wir spürten in seiner Nähe auch etwas von der Wandersehnsucht der einsamen Landstraße, dem romantischen Hauch, der über ihr liegt, und ihrer leisen Poesie.

Auf einmal kam der alte Pitt nicht mehr; es hieß, er sei gestorben. Die Leute trugen von da an ihre stumpfen Scheren und Messer nach St. Wendel in ein Stahlwarengeschäft zum Schleifen, aber allgemein wurde behauptet, der Sitzrather Vetter Pitt habe sie viel besser geschliffen als die St. Wendeler Schleifer und auch als diejenigen, die zufällig einmal, weiß Gott, woher, nach Oberthal kamen.

All dieses Erinnern überkam mich, nachdem ich mit dem Enkel gesprochen hatte und nun, in tiefem Sinnen versunken, meines Weges ging. Alles vorbei! Die Buben stehen zwar noch wie wir in unseren Kindertagen um den Scherenschleifer an der Eich, aber sie dürfen die Sense nicht mehr sirren lassen, brauchen auch nicht mehr „Scherenschleif!“ zu rufen, da der junge Mann eine Glocke an seinem Wagen hat, können keinen Schleiferkarren mehr drücken, die Hunde und die Rauschmarei nicht mehr ärgern, auch nicht mehr neben dem Schleifer im Wegrandgrase sitzen – der Wildkirschenbaum ist längst gefällt – und den spannenden Wolfs- und Irrlichtgeschichten lauschen. Alles ist vorbei, vorbei! Die Zeiten haben sich rasch geändert, die Technik hat in ihrem rasenden Entwicklungstempo alles überrannt. Vielleicht wird in der nächsten Generation auch der motorisierte Scherenschleifer im Strome der Zeit fortgetrieben werden und der Urenkel vom Sitzrather Vetter Pitt mit einem kleinen Hubschrauber oder Fieseler Storch auf den Oberthaler Dorfplatz „an der Eich“ gehoppst kommen, denn „Panta rhei – alles fließt.“ Nur die Bezeichnung „An der Eich“ wird bleiben, da sie seit langen Zeiten unverlierbar in den Sprachgebrauch der Oberthaler eingegangen ist.

N. B. Der letzte Wolf wurde im Mai 1900 bei Lisdorf, heute einem Teil der Stadt Saarlouis, erlegt. Im ganzen wurden in der Zeit von 1815 bis 1900 im Regierungsbezirk Trier 2136 Wölfe getötet.

Kupfer, Blei- und Silberbergbau

Ehemaliges Kupferbergwerk und Schmelze im Amte Nohfelden

Erzgrube bei Walhausen

VON EMIL LUDWIG SEIBERT †

In den bisher erschienenen Beiträgen zur Geschichte des früheren Amtes Nohfelden wurde die überwiegend landwirtschaftliche Betätigung der Bevölkerung des Gebietes hervorgehoben. Es wäre unrecht, wenn eine Entwicklung nicht erwähnt würde, die der Landschaft zeitweise ein industrielles Gepräge gab und die von Prof. Baldes in seiner geschichtlichen Heimatkunde der Birkenfelder Landschaft als die glänzendste Zeit für das Amt Nohfelden bezeichnet wurde.

Es wird angenommen, daß schon zur Römerzeit die in der Gegend vorkommenden Kupfererze ausgebeutet wurden. Die Verarbeitung des heimischen Kupfers wird den geschickten keltischen Kupferschmieden der vorrömischen Zeit zugeschrieben. Anders läßt sich die vorzügliche Ausführung der bisher aus jener Zeit aufgefundenen Wendel- und Brustringe, die eine vorgeschrittene Technik voraussetzten, nicht erklären.

Durch Urkunden nachweisbar ist der Grubenbetrieb erstmalig im 15. Jahrhundert. Den Höhepunkt erreichte die Ausbeute im 16. und 18. Jahrhundert. Die erforderlichen Erze wurden auf den Bännen der Gemeinden Wolfersweiler, Gimbsweiler, Mosberg-Richweiler und Walhausen gegraben. Die Verhüttung erfolgte in der Schmelze in Nohfelden, die als Mittelpunkt des bergbaulichen Betriebes im Amte Nohfelden anzusehen ist. Maßgebend für die Wahl des Ortes Nohfelden für die Anlage zur Verarbeitung der Kupfererze war neben dem Sitz der Amtsverwaltung die ungefähr gleiche Entfernung von den Erzgruben. Auch mag die Nähe des Buchwaldes, der herrschaftlicher Besitz war und die zum Betrieb der Schmelze erforderliche Holzkohle lieferte, eine Rolle gespielt haben. Der Abbau der Erze erfolgte in größerem Ausmaß zunächst auf dem Bann Wolfersweiler. Bei einem Rechtsstreit, der 1454 zwischen dem Pfalzgrafen Ludwig von Zweibrücken und dem Grafen Friedrich von Zweibrücken-Bitsch entbrannte, ist nur die Rede von dem Kupferbergwerk bei Wolfersweiler. Dieser Handel endete damit, daß sich die Beteiligten einigten, das Werk in „rechter Gemeinschaft“ zu betreiben. Im Jahre 1456 wurden die Arbeitsverhältnisse der beschäftigten Frondienstleute geordnet.

Einen besonderen Aufschwung nahm der Bergbau unter dem Herzog Wolfgang von Zweibrücken (1534–1569). Er erweiterte 1556 die bereits 1514 geschaffene Bergwerksordnung und widmete sich mit besonderer Sachkenntnis der wirtschaftlichen Entwicklung des Bergwesens. Die Bergwerksordnung enthielt u. a. auch besondere Vergünstigungen für die Bergleute. Sie waren von allen Abgaben und Fronen frei, durften „zur Eckernzeit 20 Schweine in den Wald schlagen und zur Gemeindeherde gehen lassen.“ Sie zahlten kein Ein- und Ausgangsgeld, waren aber dem Bergvogt unterstellt. Wenn dieser sie durch Boten oder Kerbholz mahnen ließ, sollten sie gehorsam sein.

Außer den Kupfererzen wurden auch Silbererze gegraben, so z. B. auf dem Silberberg zwischen Steinberg-Deckenhardt und Gonneseiler. Diese Erze wurden ebenfalls in der Schmelze in Nohfelden verhüttet.

Da die Mittel, die Herzog Wolfgang als Landesherrn zur Verfügung standen, zu einer großzügigen Einrichtung des Betriebes nicht ausreichten, setzte man sich mit süddeutschen Geldleuten in Verbindung, die für die Beschaffung der erforderlichen Gelder sorgten. Es wurden mehrere Bergwerksgesellschaften gegründet, an deren Finanzierung sich alle, vom „Landesherrn und Bischof bis zum Pastor und Landarbeiter, zum Lebkuchner und Weißgerber“ beteiligten in der Hoffnung, mühelos reiche Gewinne einheimen zu können. Zu Propagandazwecken wurde der Fund eines Brockens „Glanzerz“ gehörig aufgebaut und diese Reklame scheint ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben.

Die Erwartung aller Interessenten gingen jedoch nicht in der erhofften Weise in Erfüllung. Ob hierbei die hohen Gesteinskosten oder der mangelnde Absatz der Produkte die Hauptrolle spielten, ist uns nicht bekannt. Nach dem Tode des Herzogs Wolfgang (1569) wurden die Gelder knapp. Der Betrieb mußte

eingeschränkt werden, die großzügig eingerichteten Bergwerksanlagen konnten nicht mehr in ihrem ganzen Umfang aufrechterhalten werden, und die Gesellschaften arbeiteten mit Verlust. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts war von der ganzen Herrlichkeit nicht mehr viel vorhanden.

Beinahe 150 Jahre ruhte nunmehr der Betrieb, bis er im Jahre 1720 wieder zu neuer Blüte erwachte. Es war in der Zeit, als die Schwedenkönige aus der Linie Pfalz-Kleeburg, Herzöge von Zweibrücken waren, unter der Herrschaft von Gustav Samuel von Kleeburg (1718 – 1731). Die Spuren dieser neuen Tätigkeit sind bis in die Jetztzeit erhalten und ermöglichen eine annähernd genaue Darstellung des Abbaugebietes, der Art und Weise des Erzgrabens und der in dem Betrieb beschäftigten Personen. In dieser Zeit lag das Schwergewicht des Abbaues auf der Gemarkung der Gemeinde Walhausen, räumlich von jeher das größte Gebiet für die Erzgewinnung im Amte Nohfelden. Es erstreckte sich ostwärts der Straße von Walhausen nach Wolfersweiler mit den Flurbezeichnungen „Weißer Haas“, „Leckersberg“ und dem dahinter liegenden, 463 m hohen Grubenberg, auf dem die Kupferkaul, die Kunst und das Zechhaus lagen. Der „Weiße Haas“ wird durch den Weihergraben vom „Leckersberg“ und dieser durch ein 30 bis 100 m breites Wiesental von dem Grubenberg getrennt. Beide Vertiefungen gehen von Süden nach Norden ansteigend und enden in der Nähe des Feldweges von Walhausen nach Mosberg-Richweiler, am weitesten westlich bei der Toteneiche und östlich am Hange des Grubenberges. Von Süden nach Norden dürfte das Abbaugelände vom Zechhaus bis zur Kupferkaul (z. T. noch auf dem Bann von Mosberg-Richweiler gelegen) etwas über 1 km und von Westen nach Osten ungefähr dieselbe Entfernung betragen haben. Zeitlich ist der Abbau am „Weißen Haas“ im 16. Jahrhundert erfolgt. Diese zeitliche Begrenzung ist ersichtlich aus den noch vorliegenden Spuren der bergbaulichen Tätigkeit. Während die trichterförmigen Einbrüche infolge von Stolleneinstürzen am „Weißen Haas“ nur mehr undeutlich zu sehen und die Stolleneingänge ganz zugefallen sind, kann man an und auf dem Leckers- und Grubenberg die Reste des Bergwerkes wegen der späteren Betätigung wesentlich klarer erkennen. Nach der Überlieferung ist am „Weißenhasen Weiher“, der sich an einem Stolleneingang gebildet hatte, eine Herde Gänse plötzlich verschwunden. Sie sollen von dem Weiher aus in den Grubengang geschwommen sein und nachher den Rückweg nicht mehr gefunden haben. Der Schauplatz dieser Mär ist eine flache Mulde, die aber noch vor nicht allzu langer Zeit, wie sich ältere Leute erinnern können, ein tiefes Loch von beträchtlichem Umfang gewesen sein soll.

Wenn man von der Löschbach, einer dem Grubenberg vorgelagerten Wiese, einen Blick auf die drei Erhebungen von denen der „Weiße Haas“ heute bewaldet ist, wirft, kann man nicht erkennen, welche Tätigkeit vor über 200 Jahren an dieser Stätte herrschte. Der Grubenberg ist auf der Westseite, die man vor sich hat, zum Teil wieder kultiviert und an dem Abhang sind in Terrassen Ackerfelder angelegt, die an den Rainen mit Obstbäumen bepflanzt sind, denn „wo der Pflug nicht geht, doch ein Baum noch steht.“

Geht man jedoch näher an diese friedliche Landschaft heran, findet man auf Schritt und Tritt die Merkmale des früheren Grubenbaues in Gestalt von trichterförmigen Vertiefungen, die einen Durchmesser bis zu 10 Metern und eine Tiefe bis zu 8 Metern haben. Es handelt sich entweder um zugefallene Stolleneingänge oder unterirdische Einstürze, die sich bis zur Oberfläche der Erde bemerkbar machen. Die Arbeiten sollen sich auf 12 Stollen erstreckt haben.

Besonders zahlreich sind die Schutthalden, die zum Teil direkt bei den Stolleneingängen oder in der Nähe der Erzwäschereien aufgeschüttet wurden. Auf den Halden findet man heute noch an vielen Stellen Kupfererz neben dem Abfall, der bei der Bearbeitung der Steinbrocken an Ort und Stelle liegen geblieben ist. Wenn man bedenkt, daß im Laufe der Jahrhunderte der größte Teil der Halden zu verschiedenen Zwecken abgeräumt wurde, kann man sich ein Bild von dem Ausmaß der geförderten Gesteinsmenge machen. Die größte Erzwäsche war am Weiher, der durch einen künstlich errichteten Damm zwischen Leckers- und Grubenweg hergestellt worden war. Dieser Damm ist noch zu drei Vierteln erhalten und an der dem Leckersberg zugelegenen Seite abgetragen, damit die aufwärts gelegenen Wiesen und Äcker eine Zufahrt haben. Es ist anzunehmen, daß der ehemalige Weiher am Eingang zum Weihergraben ebenfalls zur Erzwäsche benützt wurde.

Zum größten Teile erfolgte der Abbau der Erze in schmalen Gängen, die den Erzadern folgten. Sie waren etwas über einen Meter hoch und 70 bis 80 cm breit. Natürlich gab es auch richtige Stollen, die in den Berg vorgetrieben waren und vom Berginnern aus in Gängen abzweigend den abbaufähigen Adern nachfolgten. Ein solcher Stollen, das „Schlitzloch“ genannt, hat den einzigen Stolleneingang, der noch nicht zugefallen ist. Bei allen anderen Stollen ist der Zugang verschüttet, es sind jedoch mehrere bekannt, da bei der Anlage des Wasserwerks der Gemeinde Walhausen verschiedene Gänge freigelegt wurden. Der Eingang zum Schlitzloch befand sich auf der Talsohle und führte unter der Erde aufwärts ungefähr 1040 m bis zu dem jetzt noch offenen, schon erwähnten Loch, das von der Oberfläche 10 m senkrecht in die Erde gegraben ist und einen Durchmesser von 4 Metern hat. Von dem Boden dieses Loches führt eine erst in neuerer Zeit errichtete Holzterrasse nach dem Berginnern. Am Fuße dieser Terrasse ist ein größerer Raum von 10 m Breite, 4 m Tiefe und 2,50 m Höhe. Von hier aus gehen nach rechts und links Seitengänge, die aber schon nach kurzer Strecke zugefallen sind. Von dem erwähnten Raume aus führt der Stollen geradeaus weiter, bis man nach einiger Entfernung vor einem 7–8 m tiefen Schacht steht, auf dessen Grunde sich Wasser befindet, das ein weiteres Vordringen verhindert. In den letzten 50 Jahren hat sich der Wasserspiegel hier um ca. 12 m gesenkt, denn um die Jahrhundertwende war vom Fuße der Holzterrasse an alles überflutet.

Die geförderten Erze wurden mit Karren von dem Stollen bis zur Nähe der Erzwäsche gebracht und dort mit kleinen Hämmern, wie sie heute noch für den Kleinschlag des Kieses Anwendung finden, von dem wertlosen Gestein befreit und in der Erzwäsche von dem anhaftenden Schmutz gereinigt. Dann wurden sie auf der Karrenstraße nach Nohfelden zur Schmelze gebracht, in der Weiterverarbeitung erfolgte. Manche Steine enthielten auch Silber- und Bleiader, die in einem besonderen Verfahren nutzbar gemacht wurden.

Man sollte nun meinen, daß die einheimische Bevölkerung die Gelegenheit wahrgenommen hätte, um sich aus dem Bergbaubetrieb durch Betätigung bei der Erzförderung Nutzen zu verschaffen. Das war jedoch nicht der Fall. Die Bevölkerung hielt sich von den Erzgruben fern. Es mußten infolgedessen fremde Arbeiter herangezogen werden, die hauptsächlich in größeren Bergbaubezirken angeworben wurden. Zum größten Teil sind uns die Namen der im 18. Jahrhundert hier beschäftigten Bergarbeiter bekannt. Die meisten von ihnen stammten aus Sachsen und Thüringen, aber auch aus der Pfalz, Hessen, Waldeck, vom Harz, aus

Württemberg, Lothringen usw. waren sie zugezogen. Sie fanden auf verschiedene Weise Beschäftigung. In der Mehrzahl waren sie Bergleute im Grubenbetrieb, in dem sie als Obersteiger, Steiger, Untersteiger, Hauer und Kunstknechte arbeiteten. Auf der Schmelze waren ein Hüttenmeister, ein Pochsteiger, die Schmelzer, Garmacher, Potaschbrenner und verschiedene Handwerker, besonders Schmiede, angestellt. Letztere hatten viel damit zu tun, die bei dem Erzgraben stumpf gewordenen Hacken wieder anzuspitzen. Bei der Hauptverwaltung gab es einen Bergverwalter, den Buchsteiger und den Schichtschreiber. Zeitweise soll die Zahl der Arbeiter einige hundert betragen haben.

Nur in seltenen Fällen kam die einheimische Bevölkerung mit den zugezogenen Bergleuten in Berührung. Es waren getrennte Welten, kaum, daß einmal familiäre Beziehungen entstanden. Wenn schon eine Hochzeit stattfand, dann waren beide Teile von außerhalb. So ist die Verheiratung eines Sohnes des Steigers Gottfried Seyer aus Walhausen mit der Tochter des Schuldieners Peter Schwendter aus Hirstein bekannt.

Die Grubenleute wohnten zum größten Teile in Baracken am Buchwald. In den Kirchenbüchern wird die Siedlung „Buchwald“ genannt. Auch in den nahe gelegenen Ortschaften hatte ein kleiner Teil der Belegschaft Wohnung gefunden. Die genaue Lage der Baracken am Buchwald ist nicht bekannt. Genannt wird der Distrikt Allerbach bei dem heutigen Türkismühle.

Als gegen Ende des 18. Jahrhunderts der Bergbaubetrieb stillgelegt wurde, sind alle Zugezogenen wieder verschwunden. Nur zwei Namen der damals im Betrieb Beschäftigten sind heute noch in der Gegend zu finden: Judenhut und Korb. Ob es sich bei den damals Zugezogenen um die Stammväter des jetzigen Geschlechts handelt, konnte noch nicht nachgeprüft werden, da die Kirchenbücher des 18. Jahrhunderts nicht mehr hier vorliegen. Sie sind während des Krieges sichergestellt worden, sollen aber demnächst wieder zur Verfügung stehen. Bei Judenhut handelt es sich um den Schmiedegesellen Johann Georg J. von Zabernfeld aus dem Württembergischen, der am 26. 5. 1762 in Nohfelden gestorben ist. Bei Korb ist es Johann Michael Korb, Sohn von Zacharias K., Steiger auf dem Eisenstein-Bergwerk zu Wallendorf bei Saalfeld, Sachsen-Coburg, der am 31. 7. 1770 die Eva Elisabeth Kirsch von Fohren-Linden in Nohfelden heiratete. – Man kann wohl mit Sicherheit annehmen, daß ein Teil der arbeitslos gewordenen Bergleute in den nahegelegenen Saarkohlengruben Arbeit und Verdienst gefunden hat. So z. B. der Steiger Johann Christoph Poller, dessen Familienname heute noch in der Nähe von Saarbrücken existiert.

In den Kirchenbüchern sind auch zwei tödliche Unfälle beim Bergwerksbetrieb beurkundet. Am 8. April 1739 verunglückte der Arbeiter auf dem Bergwerk Heinrich Lamperti von Kirchheimbolanden tödlich und am 22. 11. 1767 erlitt der Bergmann Christian Heinrich Bleibtreu aus Bosenbach bei Kusel einen Unfall. Er wurde durch einen Erzkarren wider die Stollenwand gedrückt und erlag am folgenden Tag in Walhausen seinen Verletzungen. Bleibtreu war ein getaufter Jude namens Benjamin Baer. Bei der Taufe in der lutherischen Kirche in Nohfelden erhielt er den Namen Christian Heinrich Bleibtreu.

In der darauf folgenden Zeit wurde das Bergwerk nach und nach abgebaut, die steigenden Unkosten machten den Betrieb unrentabel. Als Hauptkosten sind die Arbeitslöhne zu nennen, die für eine Schicht 12 – 15 Batzen oder 192 bis 240 Pfennige rheinischer Währung betragen. Stellenweise wurde auch im Gedinge

gearbeitet. Die Beleuchtung innerhalb der Grube erfolgte durch Kerzen, wovon das Pfund 2 Batzen = 32 Pfennig kostete; das Pfund Unschlitt erforderte 7 – 8 Kreuzer = 24 – 28 Pfennig. Es muß hierbei berücksichtigt werden, daß die Kaufkraft des Geldes damals, soweit es sich um die Ernährung handelte, erheblich höher war als in der neueren Zeit. Für einen Zentner Kupfer wurden zeitweise 50 Gulden erlöst. Ein Zentner Schlick (Erze, nach der Zerkleinerung im Naßpochwerk) ergab 20 bis 30 Pfund Kupfer. Hierfür wurde eine Bütte Holzkohle gebraucht. – Der Absatz der Kupferbarren, die in der Hauptsache nach Frankfurt a. M. und Köln gingen, war infolge des Rückganges der industriellen Tätigkeit nicht mehr erfolgreich. Da auch der Alchimist Stahl, der Goldmacher des Herzogs von Zweibrücken, aus dem gewonnenen Kupfer kein Gold fabrizieren konnte, blieben nach der Stilllegung der Gruben die Restbestände noch lange Zeit unverwertbar. Der Bergverwalter drängte die herzogliche Regierung unter Angabe des noch vorhandenen Bestandes an Kupferbarren auf eine Verwertung der unter seiner Verantwortung lagernden Vorräte. Anscheinend erhielt er von der Regierung gar keinen Bescheid, denn nach einem Jahre fragte er nochmals an, da er mit Recht befürchtete, daß in der Folgezeit eine weitere Verminderung des Bestandes eintreten würde. Die bei dem zweiten Erinnerungsschreiben angegebene Menge war schon wesentlich geringer. Über die Ursache des Abgangs ist aber nichts bekannt, auch darüber nicht, auf welche Weise der Bergverwalter durch die Regierung von seiner Aufbewahrungspflicht entbunden wurde.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts befaßten sich Frankfurter Geschäftsleute mit dem Gedanken, den Betrieb wieder aufzunehmen. Es war in jener Zeit, als die Auswirkungen der Französischen Revolution sich bereits bis an den Rhein bemerkbar machten. Die äußeren Verhältnisse zum Wiederaufleben des Bergbaubetriebes waren nicht günstig, deshalb unterblieb das Vorhaben.

Es hat, sogar bis in die neue Zeit, nicht an Versuchen gefehlt, das Erzvorkommen am Grubenberg für die Volkswirtschaft nutzbar zu machen. Diese Versuche sind auf staatliche Veranlassung zurückzuführen. Von privater Seite ist kaum mehr ernsthaft an eine Ausbeutung des Kupfererzes gedacht worden, denn schon nach kurzer Untersuchung werden sich die Sachverständigen von der Schwierigkeit einer einigermaßen rentablen Erschließung überzeugt haben. Allerdings beschränkten sich die Proben zumeist auf einer Begehung der vorhandenen Stollen und von einer ernhaften Schürfung war keinesfalls mehr die Rede. – In der Zeit des Baues der Rhein-Nahe-Bahn (1860) soll der Einschnitt kurz hinter der Bahnstation Walhausen auf der Höhe der Wasserscheide zwischen Nahe und Blies nur deshalb durchgeführt worden sein, um auf breiter Basis ein Bild der geologischen Formationen zu gewinnen. Diese Ansicht kann richtig sein, denn der Bau eines Tunnels wäre zweifellos viel billiger gewesen. In dem Einschnitt, der nicht weit von dem Abbaufeld des Grubenberges vorbeiführt, wurde jedoch keine nennenswerte Spur von Metallerzen entdeckt.

Allgemein wurde die Stilllegung der Gruben mit dem großen Wasserandrang begründet. Es ist jedoch anzunehmen, daß dies nur ein Grund für die entstandenen Schwierigkeiten des Abbaues gewesen ist. Viel mehr werden die mit dem weiteren Fortschreiten der Arbeiten entstandenen höheren Unkosten und die wenig erfolgreiche Verwertung der erzielten Produkte der Hauptgrund für die Aufgabe des Betriebes gewesen sein. Der Wasserandrang wäre durch eine ent-

sprechende Anlage leicht zu bewältigen gewesen. Es hat auch damals schon technische Einrichtungen gegeben, die in der Lage waren, solche Schwierigkeiten zu beheben. Mit besonderer Hochachtung wird z. B. von dem beim Kupferbergwerk Fischbach an der Nahe eingerichteten Wasserhebewerk, das gleichzeitig als Schleppanlage diente, geschrieben. Es wäre also durchaus möglich gewesen, des Wassers Herr zu werden, nur wären in diesem Falle die Kosten zu hoch gekommen und die gewonnenen Kupferbestände im Preise nicht mehr konkurrenzfähig gewesen.

Zum Schluß sei noch kurz die Einrichtung der Schmelze in Nohfelden beschrieben. Sie war eine herrschaftliche Einrichtung und hatte eine Länge von 90 Fuß und eine Breite von 60 Fuß. Als besondere Anlagen werden die Wohnung des Verwalters, das Pochwerk (Erzverkleinerungswerk), das Rösthaus, das Waschgebäude und der Holzschuppen, in dem die Kohle verwahrt wurde, genannt. In der Schmelze wurden die Erze zunächst im Naßpochwerk zerkleinert (mit Blasebälgen) in Röstöfen erhitzt, worauf das Schmelzen in besonderen Schmelzöfen erfolgte.

Nebenbetriebe, die ebenfalls Eigentum der Herrschaft waren, sind die Holzkohlenbrennerei im Buchwald und die Schloßmühle, deren Mühlenteich die erforderlichen Wasser für den Betrieb des Waschhauses und des Pochwerkes lieferte.

Wenn die Angabe bei Baldes, daß die Schmelze zwischen Schloßmühle und Nahe angelegt war, richtig ist, dann dürfte dies gegenüber dem heutigen Bürgermeistergebäude gewesen sein. Damit stimmt auch überein, daß bei Ausschachtungsarbeiten für Neubauten in dieser Umgebung Reste von Kohlen und Asche in großer Menge gefunden wurden. Von den Schmelzanlagen ist keine Spur mehr vorhanden. Die zur Herstellung der Holzkohle errichteten Meiler sind z. T. heute noch im Buchwald zu erkennen.

Die Schloßmühle, im 16. Jahrhundert von der Herrschaft betrieben (im Einwohnerverzeichnis von 1609 wird Bast, der Müller, unter dem herrschaftlichen Gesinde aufgeführt), wurde im 18. Jahrhundert der Familie Loch als Beständer zugewiesen. Der Rotgerber Andreas Loch, Sohn des Gerichtsmannes und Achatsschleifers Johann Jakob Loch aus Oberstein, hatte am 2. September 1716 die Maria Katharina Scriba, Tochter des Pfarrers Johann Scriba in Oberstein, geheiratet und sich in Nohfelden niedergelassen. Er wird die Schloßmühle nicht nur als Mahlmühle, sondern auch als Lohmühle, seinem Handwerk entsprechend, benutzt haben. Loch hatte gute Beziehungen zur herrschaftlichen Regierung, denn er wurde schon bald Gerichtsschöffe und darauf bis zu seinem im Jahre 1755 erfolgten Tode sogar Schultheiß der Gerichtsschultheißerei Wolfersweiler. Der Betrieb der Schmelze hatte den Vorrang vor der Mühle. Wenn die Schmelze das Wasser des Mühlenteiches benötigte, mußte die Mühle zurückstehen.

Welche Schwierigkeiten zeitweise bei dem Unternehmen entstanden, erhellt daraus, daß schon 1733 die Knappschaft die herzogliche Regierung um den rückständigen Lohn verklagte. Nach Aufgabe des Betriebes war eine Unterbilanz von 2275 Gulden vorhanden. Die Geräte und Werkzeuge wurden verkauft und hierfür nur der Betrag von 309 Gulden Erlöst.

Mit der Verwaltung des Bergwerks war zunächst der Bergdirektor Christian Moses betraut. Diesem folgte späterhin der Bergverwalter Johann Georg Heintz,

der 1727 die Anna Luise Euler, Tochter des Stadtschreibers Euler in Kusel, geheiratet hatte. Als letzter Bergverwalter wird Herr von Bohr genannt, der am 1. Januar 1766, 54 Jahre alt, gestorben ist.

Quellen: 1. Prof Dr. H. Baldes, Geschichtliche Heimatkunde der Birkenfelder Landschaft; 2. Kirchenbücher; 3. Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde im Landesteil Birkenfeld.

Ein St.Wendeler Original

Jede Gegend weiß von Einzelgängern, Spezies und Unika zu erzählen, welche die Chroniken der Städte und Dörfer mit Berichten über drollige Streiche, lustige und absonderliche Taten bereichern. So manch einer von ihnen war ein Welt- und Menschenverächter, dem vielleicht in der Seele das Bewußtsein eines verfehlten Lebens nagte, und sich dafür an den Menschen zu rächen suchte, indem er Schabernack mit ihnen trieb, sie zum Ziel seines Spottes auserkor, ihnen aber nie Böses antat.

Das ist der Typ und so einer war auch der Tagelöhner Karl Kraus, der in einem kleinen Häuschen der Hospitalstraße wohnte. Seine Herkunft ist schnell erzählt: Er wurde geboren am 26. 5. 1840 in St.Wendel als Sohn der Eheleute Matthias Kraus und Gertraude geb. Staudter. Er erhielt die Vornamen Carl Ernst. Der Vater, geboren 1812, war Bäcker von Beruf und stammte aus Urexweiler. Die Familie hatte viele Kinder.

Unser „Krause Karl“, wie er vom jüngsten bis zum ältesten Stadtbewohner genannt wurde, war ein Original seiner Vaterstadt – er starb am 21. Mai 1914 fast 74 Jahre alt – lebt aber heute noch im Gedächtnis vieler.

Im „Heimatbuch des Kreises St. Wendel“ wurde 1948 schon einmal von diesem Sonderling erzählt: „Seine Besonderheit war, daß er Ruhe über alles liebte und jeder Arbeit geflissentlich aus dem Wege ging. Damit war er eigentlich das Gegenstück vom *Schuppenklos*, der seinen Namen nur dem Umstande verdankte, daß man ihn nicht anders sah als mit einer Schippe auf der Schulter, der Arbeit nachlaufend und denjenigen suchend, der sie erfunden hat. Wehe, wenn er den Urheber der Arbeit getroffen hätte. Aber der hielt sich versteckt und blinzelte höchstens schelmisch aus seinem Versteck heraus, wenn jung und alt dem Schuppenklos freundlich nachrief: „Schipp, hol ihn! Hätt' ich nur deine Knochen!“ Wie gesagt, Krause Karl gab in dieser Beziehung kein Ärgernis; er hielt es mit der ruhigen Ecke im „Tack“ des Hauses und ging nur unter die Leute, wenn etwas Besonderes war. Damit ihm nichts Besonderes entgehe, hatte er eine



St. Wendeler Original „Krause Karl“

Liste – einen Terminkalender – worauf alle Namenstage, Geburtsfeste und dergleichen denkwürdigen Tage verzeichnet waren, die in seinem weiten Bekanntenkreise zwischen dem 1. Januar und dem 31. Dezember gefeiert wurden. Von großer Nächstenliebe beseelt, verließ er zur gegebenen Gelegenheit seinen behaglichen Sitz, um mancherorts der erste und einzige Gratulant zu sein. Ein Sträußchen künstlicher Blumen vertrat das übliche Bouquet, und wenn Karl in ein Haus kam, war sein erstes, daß er dem Geburts- oder Namenstagskinde dieses Sträußchen hinreichte, es gleich wieder an sich zog und mit einem Handschlag seine herzlichen Wünschen übermittelte. Wenn dann der so Beglückte die „Zeichen der Zeit“ verstand, schied Karl mit Dankesworten und einem Schnaps und auch dem vertrauten „Also bist't Nächstjohr!“ Als aber einmal ein von ihm Ausgezeichneter liebenswürdig meinte: „Karl, für dich hätt' ich etwas Arbeit: einen Haufen Holz klein zu machen!“, da zog sich Karl's Gesicht sonderbar in die Länge: „Von der Ärwet werd mr müd“. Sprach's, verschwand und strich daheim gar den Namenstag aus seinem Festkalender.

In seinen letzten Lebenstagen ließ ein besorgter Nachbar, der Schuhmachermeister Nikolaus Josten, den Arzt zum Krankenbett rufen, der Wassersucht feststellte. Und so meinte denn der Krause Karl, der auf Wasser überhaupt nicht gut zu sprechen war, auf seinem Krankenlager: „Eich hann mei Lewe lang käh Wasser getrunk unn doch soll ich jetzt an Wassersucht sterwe. Dat versteh wer well, ich komme nimeh met.“

Hans Klaus Schmitt

Die Schriften Max Müllers / Eine Bibliographie

1884 – 1937

ZUSAMMENGESTELLT VON HANS KLAUS SCHMITT

– Lebensbeschreibung Müller bereits im Heimatbuch 1967/68 –

Abkürzungen:

St. Wendeler Volksblatt	SWV
Merziger Volkszeitung, Beilage „Unsere Heimat“	MzH
Unsere Saar / Heimatblätter für die Saarlandschaft	US
Bote von der Saar, Kalender (Saarlouis, Verlag Hausen)	Bt
Heimatbuch des Landkreises St. Wendel, Jahrbuch	HbSW
Saarländische Volkszeitung, Beilage „Stimme der Heimat“	SVZ
Wochenpost / Wochenzeitung in St. Wendel	WP

1884

Beiträge zur Geschichte des Fürstentums Lichtenberg
SWV

1887

Die St. Sebastians-Bruderschaft in St. Wendel
SWV 13. 1

Orts- und Flurbezeichnungen in der St. Wendeler Gegend
SWV 19. 3., 9 Fortsetzungen bis 12. 4.

1890

Der Martinitag
SWV 11. 11.

1891

Der Gute Brunnen bei Gudesweiler
3 Folgen
SWV 14., 17. und 19. 2.

Das Portal der Wendelskirche
2 Folgen
SWV 28. und 30. 5.

Der Johannistag
SWV 25. 6.

1896

Beiträge zur Urgeschichte des Westrichs, 159 Seit. – Verlag Karl Müller, St. Wendel –

1898

St. Wendeler Familiennamen
Älteste Namen, 3 Folgen
SWV 12., 19. und 26. 3.

1900

Alte und neue St. Wendeler Familien (Familie Demuth u. a.)
SWV 13. 3. und Fortsetzung

1906

Die Ortsnamen des Regierungsbezirks Trier / I. Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier, 1900 – 1905 – Trier, 1906 –

1910

Die Ortsnamen des Regierungsbezirks Trier / Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier, II. Teil – Trier, 1910 –

1912

Die Brautwerbung des Regierungsassessors Wilh. Sebaldt im Jahre 1825
SWV 20. 1.

Der 2. Februar 1677 in St. Wendel
SWV 3. 2.

Das Leyser von Lamsheim'sche Haus am Fruchtmarkt in St. Wendel
SWV 7. 9.

Einquartierung der Deutschmeistertruppen in St. Wendel im Mai 1771
SWV

Die Verwaltung der kurfürstl. trierischen Kellerei St. Wendel im 16. Jahrhundert
SWV

1918

Ein Verwaltungsbericht aus dem Amte St. Wendel, 3 Folgen
SWV 5. 1. bis 19. 1.

Unser Rathaus, 4 Folgen
SWV 2. 3. bis 23. 3.

Die Beziehungen unserer Heimat zur Ukraine
SWV 28. 3.

Ein Jubiläum unserer Post, 5 Folgen
SWV 11. 6. bis 27. 6.

Aus der Geschichte unseres Spitals, 5 Folgen
SWV 27. 8. bis 17. 9.

Vom Essen und Trinken im alten St. Wendel, 7 Folgen
SWV 19. 9. bis 3. 10.

Warum wir St. Wendeler Kriegsanleihe zeichnen müssen / Ein Mahnruf aus unserem städt. Archiv, 3 Folgen
SWV 5. 10. bis 19. 10.

Dos Wohnen im alten St. Wendel 3 Folgen
SWV 23. 11. bis 10. 12.

1919

Aus dem Leben einer St. Wendeler Bürgerfamilie (Müllers Urgroßvater Matth. Müller)
SWV 7. 6.

Aus dem Leben St. Wendeler Bürgerfamilien (Dhame, Cetto, Riotte u. a.)
6 Folgen
SWV 2. 8., 16. 8., 23. 8., 30. 8., 30. 10. und 3. 1. 1920

Die Grabkapelle derer von Sötern im Wendelsdom
SWV

1922

Trierische Ansiedler im Banate i. Trier. Heimat Jg. 1/1922 S. 150 ff
Die St. Wendeler Landwirtschaft in alter Zeit
SWV 7. 1.

Handel und Wandel im alten St. Wendel, 10 Folgen
SWV 20. 5. bis 21. 10.

Die Eroberung der Stadt St. Wendel

durch Franz von Sickingen
SWV 2. und 9. 9.

Der Leib unserer Stadt I.
SWV 23. 12.

1923

Der Leib unserer Stadt II., 17 Folgen
SWV 17. 2 bis 25. 12.

1924

Der Leib unserer Stadt III., 3 Folgen
SWV 4. 1., 8. 2. und 22. 2.

Aus einem alten Buche / Ein Band
des „Wochenblattes für St. Wendel
und Ottweiler“ 1836 / 1837, 2 Folgen
SWV 19. 3. und 22. 3.

Unser Wendelsdom, 2 Folgen
SWV 18. 4. und 12. 5.

Trierische Ansiedler im Banat
3 Folgen
SWV 5. 7., 9. 7. und 17. 7.

1925

Der Krieg gegen Franz von Sickingen
2 Folgen
SWV 4. 6. und 12. 6.

1926

Eine untergegangene Welt
Aus der Römerzeit am Schaumberg
Bt 1926

Das Schmiedchen von Aschbach
Bt 1926

Der Scherenmatz
Bt 1926

Kurtrierische Auswanderer im Banat,
In „Ährenfeld“, Volksschullesebuch
für 7. und 8. Schuljahr – 1926 –

1927

Der Troßbub. Eine geschichtliche Er-
zählung aus der Vergangenheit der
Stadt St. Wendel
Bt 1927

Die Besiedlung unserer Heimat
Westrich-Kalender 1927

Aus dem Leben unserer Vorfahren
24 Folgen
SWV Januar – 14. Mai

Ein St. Wendeler Fronleichnamfest
in alter Zeit
SWV 21. 6.

Ein St. Wendeler Stadtbild von 1862,
Ein Steindruck
SHV 4. 7.

Die Geschichte der Stadt St. Wendel
von ihren Anfängen bis zum (Welt-
kriege (1914), 783 S. – St. Wendel,
1927 –

Das Erwerbsleben der Stadt St. Wen-
del, 30 Folgen
SWV 20. 8. 1927 – 15. 5. 1928

1928

Die Ortsnamen Kreise Merzig,
I. Jahrbuch des Vereins für Heimat-
kunde im Kreise Merzig, 1928

Unsere Landwirtschaft in alter Zeit
Bt 1928

Der Hunnenring
US Jg. 3 Nr. 3

Aus alter Zeit (Reise des Majors
Plänkner durch das Fürstentum
Lichtenberg)
Westrich-Kalender 1928

Der Hahnenkampf
SWV 24. 4.

Eine neue Schrift über das Kloster
Tholey (Levison: Das Testament des
Grimo, 634)
SWV 18. 5.

Geschichte eines alten Hauses
(Haus des Malers Lauer)
SWV 14. 6.

St. Wendeler „Halunken“.
Eine königliche „Auszeichnung“
SWV 15. 6.

St. Wendeler Gerberstreiche, 4 Folgen
SWV 27. 6. – 3. 7.

Eingegangene St. Wendeler Gewerbe:
Brauereien
SWV 2. 7.

Eingegangene St. Wendeler Gewerbe:
Schnapsbrenner, Müller, Gerber
SWV 5. 7.

Eingegangene St. Wendeler Gewerbe:
Tuchmacher
SWV 6. 7.

Eingegangene St. Wendeler Gewerbe:
Nagelschmiede, Drechsler, Eilboten
SWV 10. 7.

Der Gudesberg
SWV 19. 7.

Der Bosenberg im Wandel der Zeiten
SWV 30. 8.

Das Dahm'sche Haus in St. Wendel
SWV 7. 9.

Die Rheinstraße / Rainstraße
SWV 31. 10.

Neujahr im alten St. Wendel
SWV 31. 12.

1929

Der St. Wendeler Fruchtmarkt
100jähriges Jubiläum
SWV 24. 9.

Die St. Wendeler Presse
SWV 19. 10.

Die Stadt St. Wendel in der Geschichte
SWV 19. 10.

Eine alte Römerstraße
SWV 19. 10.

Der Schaumberg, das Wahrzeichen
des St. Wendeler Landes
SWV 19. 10.

Die Geschichte eines alten Hauses
in St. Wendel
Bt 1929

Pioniere unserer Heimat
(Wilh. v. Fellenberg u. a.)
Bt 1929

Das Güterbuch der Familie v. Hame
US Jg. 4 Nr. 3

1930

Das Wirtschaftsleben unserer
Altvordern
– Wadern, 1930
– Schwarzerden
SWV 9. 4.

Geschichte der Benediktinerabtei
Tholey / Aus Pergamenten und Ur-
kunden von 634 – 1792
SWV 23. 8.

Der Erbsensonntag
US Jg. 5 Nr. 6

Die Einrichtung des St. Wendeler
Schlosses
Westrich-Kalender 1930

Aus der freien Reichsherrschaft
Dagstuhl
Trierische Heimat Jg. 7

Ein Hochwälder Heimattag
Trierische Heimat Jg. 7

1931

Die St. Wendeler Straßennamen
SWV 18. 2.

Der letzte Scharfrichter des Hoch-
gerichts St. Wendel
SWV 4. 8.

Gneisenau in St. Wendel
SWV 27. 8.

Ein schwarzer Tag St. Wendels (1703)
SWV 5. 9.

Kardinal Nikolaus Cusanus und die
Kanzel im Wendelsdom
SWV 24. 10.

Der Wendelstag in alter Zeit
SWV 24. 10.

Der Weiselberg
US 1930/31

Der Freier. Sittenbild vom Hochwald
Bt 1931

Wie der Michel unschuldig verurteilt
wurde
Bt 1931

Allerlei Flurnamen aus dem Saarlande
Bt 1931

Wie der Sandmatz die Polizei zweier
Herren Länder hereinlegte
Bt 1931

Die Beziehungen derer von Sötern
zur Stadt St. Wendel
US Jg. 6 Nr. 1

1932

Die Neujahrsfeier im alten St. Wendel
SWV 4. 1.

Was uns St. Wendeler Flurnamen er-
zählen I. (Quartiermeisters Dell,

Doktors Dell)
 SWV 17. 3. und 30. 4.
 St. Wendeler Revolution vor hundert Jahren,
 Beitrag zum Hambacher Fest 1832
 SWV 28. 5.
 Die Stadtgeschichte St. Wendels
 SWV 25. 6.
 Unsere Feldmark
 (Gemarkung St. Wendel)
 SWV 25. 6.
 Ein geschichtlicher Gang durch
 St. Wendel / Festschrift zur 600-Jahr-
 feier der Stadt, 1332 – 1932,
 Broschüre – St. Wendel, 1932 –
 Wie unser Gymnasium seinen alten
 Namen bekam
 SWV 9. 7.
 Die Martinsgans auf dem Wendels-
 dom
 SWV 9. 7.
 Das Kapuzinerkloster zu Wadern
 Trierische Heimat Jg. VIII 10/11
 Das Kapuzinerkloster zu Wadern
 Trierische Heimat Jg. VIII 12
 Das Kapuzinerkloster zu Wadern
 Trierische Heimat Jg. IX 1/2
 Gestalten vom Hochwald
 Bt 1932
 Unsere saarländischen Familiennamen
 Bt 1932
 Die Stadt St. Wendel in der
 Geschichte
 US Jg. 7 Nr. 2/3

1933

Was uns St. Wendeler Flurnamen er-
 zählen II. Schlaufenglan, Schultheis-
 senwald, Schwanenfeld
 SWV 8. 2.

Was uns St. Wendeler Flurnamen er-
 zählen III. Acht, Brühl, Meß, Kellerei-
 heck
 SWV 16. 2.

Was uns St. Wendeler Flurnamen er-
 zählen IV. Kühtränk, Geißenstall,

Geisheck, Ochsenweide, auf Wolfs-
 scher
 SWV 15. 3.

Das Testament eines St. Wendeler
 Landsknechts
 SWV 23. 9.

Die alte Trierer Straße
 SWV 5. 12.

Allerhand Volk aus dem Hochwald
 Bt 1933

1934

Der Einfluß unserer alten Straßen
 2 Folgen
 SWV 29. 1. und 5. 2.

Die letzten Schicksale der toten Her-
 zugin Luise von Sachsen-Coburg-
 Gotha, 5 Folgen
 SWV 21. 4., 28. 4., 5. 5., 23. 5., 25. 6.

Wie wir zu Kurtrier kamen
 SWV 21. 6.

Die letzte Parade vor dem General
 von Goeben
 SWV 11. 8.

Der Dreistöckige. Eine Erzählung
 SWV 11. 8.

Neues aus unserer Heimatgeschichte
 SWV 16. 8.

St. Wendel hundert Jahre bei Preußen
 5 Folgen
 SWV 1. – 5. 10.

Der Kirmeshut. Eine Erzählung
 SWV 22. 10.

Im Westrich nur Steine und Not,
 an der Theiß Weizen und Brot
 SWV 3. 11.

Schloß Dagstuhl
 Bt 1934

Wie der Löffelpitt hereinfiel
 Bt 1934

Der große Ungarzug der Merziger I
 MzH Nr. 8

Der große Ungarzug der Merziger II
 MzH Nr. 9

Allerhand vom Dagstuhler Hof
 3 Folgen
 MzH Nr. 7/8/9

Vor hundert Jahren: Entstehung des
 Kreises St. Wendel
 Westrich-Kalender

Swemmelin und Werbelin / Zwei Ge-
 stalten des Nibelungenliedes
 MzH Nr. 7 (20. 11.)

1935

Heimkehr / Ein Rückblick und Aus-
 blick – Zur Rückgliederung des Saar-
 landes –
 SWV 1. 3.

Die Besetzung der Stadt durch
 preußische Truppen im Jahre 1832
 SWV 13. 1.

Der St. Wendeler Münzschatzfund
 2 Folgen
 SWV 8. und 9. 8.

Der Lebacher Theriakrämer
 2 Folgen
 SWV 25. und 26. 9.

Der Wendelstag vor zweihundert
 Jahren
 SWV 19. 10.

Tholey
 Bt 1935

Alte Fürstengräber im Hochwald
 MzH Nr. 3 (20. 4.)

Der große Ungarzug der Merziger III
 MzH Nr. 1 / 1935

Wie eine Straße wurde (Bahnhofstr.
 St. Wendel) in „Ruf der Heimat“ zur
 Pflege u. Förderung des heimatlichen
 Gedankens – St. Wendel, 28. 5. o. J.
 (1935?)

Ein Soldatenleben vor 150 Jahren in
 Dagstuhl (Wilh. Albert Freiherr de
 Lasalle v. Louisenthal)
 Trier. Heimat Jg. 11 1934/35 S. 86 ff.

1936

Bildung des St. Wendeler Großgrund-
 besitzes, 2 Folgen
 SWV 4. und 8. 1.

Quartier- und Garnisonsleben in
 St. Wendel
 SWV 22. 1.

Das Puderkäthen. Eine Erzählung

SWV 29. 1.

Was uns eine Säule im Dagstuhler
 Hof erzählt
 MzH Nr. 2 (4. 4.)

Das Amtshaus der Stadt St. Wendel
 SWV 9. 5.

Die Herren von Sötern und die Stadt
 St. Wendel, 2 Folgen
 SWV 3. und 8. 6.

Die kurtrierische Mitherrschaft
 in Mettnich - Mühlfeld
 SWV 1. 8.

St. Wendeler Frauen und die Fahnen-
 flucht der Homburger Schloßgardisten
 SWV 26. 8.

Der Pfälzer Sepp und der „Wilde
 Mann“. Ein Kirmeserlebnis
 SWV 27. 7.

Die Familie Linxweiler
 SWV 10. 10.

Fürst Ludwig und der Linxweiler
 Bauer
 SWV 21. 10.

Drei Urkunden aus dem St. Wendeler
 Stadtarchiv 1811 – 1814
 SWV 28. 11.

Ein treuer Diener
 MzH Nr. 5 (29. 7.)

Die Erbhöfe im alten Dagstuhler
 Land I
 MzH Nr. 5 (29. 7.)

Die Erbhöfe im alten Dagstuhler
 Land II
 MzH Nr. 6 (September)

Eulenspiegel auf Siersburg
 Bt 1936

Eine Hochwälder Wirtschaft im 18.
 Jahrhundert
 MzH Nr. 2 (4. 4.)

1937

Aus trüber Zeit
 SWV 13. 1.

Die „Firma“ Schneidersepp und
 Tuppink
 SWV 4. 2.

Die St. Wendeler Fastnacht
SWV 4. 2.

Wie der Roschberger Hannes seinen
Sonntag hielt
SWV 11. 2.

Bruder Hahn von der Wendelskapelle
SWV 7. 4.

Die St. Wendeler Wirtshäuser I
SWV 8. 7.

Der Kommendarabt Peter Salabert
Ein Kapitel aus der trübsten Zeit des
Klosters Tholey
SWV 8. 7.

Der Vetter Spies / Eine wahre Ge-
schichte aus der coburgischen Resi-
denzstadt St. Wendel
SWV 10. 7.

Die St. Wendeler Wirtshäuser II
SWV 13. 7.

Die St. Wendeler Wirtshäuser III
SWV 14. 7.

Münzschatzfunde im Hochwald I
MzH Nr. 8 (Juli)

Die Fürstengräber zu Silvingen
MzH Nr. 8 (Juli)

Münzschatzfunde m Hochwald II
MzH Nr. 9 (August)

– Tod Max Müllers am 22. August –
Der Musterwirt. Eine geschichtliche

Erinnerung
SWV 28. 8.

Schuhmachermeister Josten und der
rote Prinz
SWV 28. 8.

Veröffentlichungen aus dem Nachlaß

Unsere saarländischen Vornamen
Paulinus, Trierer Bistumsblatt
vom 15. 5. 1948

Alemannische und fränkische Orts-
namen im St. Wendeler Land
Aus „Beiträge zur Urgeschichte des
Westrichs“ – St. Wendel, 1896 –
HbSW 1948

Swemmelin und Werbelin / Die selt-
same Entdeckung eines ungarischen
Gelehrten
SVZ 17. 8. 1951

Die St. Wendeler „Halunken“
SVZ 12. 9. 1951

Notzeiten um anno 1800 / Drei Ur-
kunden aus den Jahren 1811 – 1814
SVZ 29. 8. 1951

Der Troßbub. Eine Erzählung aus der
Vergangenheit St. Wendels
HbSW 1951/52

Der Erbsensonntag in Gehweiler bei
Wadern
SVZ 27. 2. 1952

Reisen in alter Zeit
SVZ 8. 5. 1952

Eine uralte Straße
HbSW 1953/54

Der Schüsselpeter
HbSW 1953/54

Die letzten Schicksale der toten Her-
zogin Luise von Sachsen-Coburg-
Gotha
WP 23. 1. 1954 und Fortsetzungen

Die Einrichtung des St. Wendeler
Schlosses
HbSW 1955/56

Zwei Grabdenkmäler der Familie von
Söttern im Wendelsdom
HbSW 1957/58

Ein St. Wendeler als kurtrierischer
Soldat
HbSW 1961/62

Der letzte Scharfrichter des Hoch-
gerichts St. Wendel
HbSW 1961/62

Das Haus Schloßstraße Nr. 5
in St. Wendel
HbSW 1965/66

Der Hunnenring
WP (?)